

FLEXIONSKLASSENÜBERTRITTE

Zum morphologischen Wandel in der
altgermanischen Substantivflexion



Luzius Thöny

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Frühlingssemester 2012 auf Antrag von Prof. Dr. L. Rübekeil und Prof. Dr. E. Glaser als Dissertation angenommen.

Das Projekt wurde durchgeführt mit finanzieller Unterstützung des Forschungskredits der Universität Zürich und der Janggen-Pöhn-Stiftung (St. Gallen).

27. August 2013
erstellt mit X_YLa_TE_X
12pt Junicode

Inhalt

1	Einleitung	1
1.1	Problemlage und Fragestellung	2
1.2	Vorgehen	5
1.3	Ressourcen	6
2	Flexionsklassen und morphologischer Wandel	13
2.1	Flexion, flexivische Regeln und Flexionsklassen	13
2.2	Der Flexionsklassenübertritt	23
2.3	Übertritt versus Ableitung	28
2.4	Flexionsklassenprofile und Stabilität	35
3	Entwicklungstendenzen der altgermanischen Substantivflexion	47
3.1	Herausbildung der Stammklassen	47
3.2	Zum Status der stammbildenden Suffixe	53
3.3	Klasseninventar und Umbautendenzen	58
3.3.1	Hauptklassen	60
3.3.2	Kleinere Klassen	79
3.4	Suffixerweiterungen	93
3.4.1	Thematisierungen	94
3.4.2	<i>n</i> -Erweiterungen	99
3.5	Zunehmende Kopplung von Genus und Flexionsklasse . . .	105
3.6	Verlagerung der flexivischen Information	108
3.7	Auflösung des Stammklassenprinzips	112

4	Fallstudien	115
4.1	Got. <i>skadus</i> ‘Schatten’, ae. <i>sceadu</i> , as. <i>skadu</i>	115
4.2	Got. <i>fōtus</i> ‘Fuss’ und <i>tunþus</i> * ‘Zahn’	128
4.3	Awn. <i>þond</i> ‘Hand’, <i>kinn</i> ‘Wange’ usw.	132
4.4	Ae. <i>nosu</i> , <i>nasu</i> ‘Nase’ usw.	140
4.5	Got. <i>augō</i> ‘Auge’, <i>ausō</i> ‘Ohr’, <i>hǫrtō</i> ‘Herz’	152
4.6	Got. <i>brahv(s)</i> * ‘Blick’, ae. <i>bru(w)a</i> ‘Augenbrauen’	169
4.7	Awn. <i>hallr</i> , got. <i>hallus</i> *, frührun. <i>hali</i>	185
4.8	Awn. <i>ørn</i> ‘Adler’ und awn. <i>bjørn</i> ‘Bär’	197
4.9	Urgerm. <i>*winiz</i> ‘Freund’	206
4.10	Ae. <i>sige</i> ‘Sieg’, <i>bere</i> ‘Gerste’ usw.	215
4.11	Ahd. <i>nefo</i> ‘Neffe’ und got. <i>mēna</i> ‘Mond’	225
4.11.1	Exkurs zu urgerm. <i>*-ō-</i> in Endsilben	228
4.12	Awn. <i>frēlsi</i> n. ‘Freiheit’, <i>frōði</i> n. ‘Weisheit’ usw.	244
4.13	Got. <i>haims</i> * f. ‘Dorf’, ae. <i>hām</i> m., ahd. <i>heima</i> f.	250
4.14	Got. <i>gabruka</i> * f. ‘Brocken’, ae. <i>gebrocu</i> n. Pl. ‘Bruchstücke’	254
4.15	Urgerm. <i>*mari-</i> ‘Meer’ usw.	262
4.16	Awn. <i>mátttr</i> m. ‘Macht’, got. <i>mahts</i> f.	275
5	Auswertung und Synthese	283
5.1	Nicht als Flexionsklassenübertritte gewertete Fälle	285
5.2	Lautliche Faktoren	294
5.3	Morphologische Faktoren	303
5.3.1	Systemische Faktoren	303
5.3.2	Flexivische Faktoren	305
5.4	Semantische Faktoren	310
5.5	Silbenstrukturelle und prosodische Faktoren	313
5.6	Die Rolle von Flexionsklassenprofilen	314
5.7	Ablauf und Systematik der Übertritte	322
6	Schluss	327
6.1	A Summary in English	331
	Bibliographie	335
	Wortindex	358

Symbole und Abkürzungen

*	vorgestellt: rekonstruiertes Wort, nachgestellt: ergänzte Flexionsform	alem.	alemannisch
†	um der Argumentation willen rekonstruiertes, nicht reales Wort	an.	altnordisch
-	morphologische Grenze	angl.	englisch
°	trennt Wortmaterial an nicht mit der morph. Segmentierung übereinstimmender Stelle	Anm.	Anmerkung
>	entwickelt sich lautgesetzlich zu	aon.	altostnordisch
<	entwickelt sich lautgesetzlich aus	Aor.	Aorist
⇒	abgeleitet zu	arm.	armenisch
⇐	abgeleitet von	as.	altsächsisch
→	semantische Entwicklung zu (auch: sonstige Entwicklung zu)	aschwed.	altschwedisch
←	semantische Entwicklung aus (auch: sonstige Entwicklung aus)	athem.	athematisch
Abb.	Abbildung	att.	attisch
Abl.	Ablativ	av.	avestisch
adän.	altdänisch	awn.	altwestnordisch
Adj.	Adjektiv	bair.	bairisch
adv.	adverbial	Bd.	Band
ae.	altenglisch	burg.	burgundisch
afr.	altfriesisch	bokm.	bokmål
ahd.	althochdeutsch	bzw.	beziehungsweise
ai.	altindisch	ca.	circa
air.	altirisch	dän.	dänisch
aisl.	altisländisch	Dat.	Dativ
Akk.	Akkusativ	def.	definit
aksl.	altkirchenslawisch	d. h.	das heisst
Akt.	Aktiv	dial.	dialektal
		Du.	Dual
		ebd.	ebenda
		El.	Element
		engl.	englisch
		etc.	et cetera
		evtl.	eventuell
		f.	folio / feminin / folgende

fär.	färöisch	neutr.	neutral
fem.	feminin	nhd.	neuhochdeutsch
Fn.	Fussnote	n.	neutral
fränk.	fränkisch	n. Chr.	nach Christus
franz.	französisch	(n)engl.	(neu)englisch
frührun.	frührunisch	ngerm.	nordgermanisch
Gen.	Genitiv	nisl.	neuisländisch
germ.	germanisch	no.	norwegisch
got.	gotisch	nno.	nynorsk
gr.	griechisch	Nom.	Nominativ
heth.	hethitisch	Nr.	Nummer
Hrsg.	Herausgeber	nwgerm.	nordwestgermanisch
Hs.	Handschrift	Opt.	Optativ
idg.	indogermanisch	obl.	oblique(r) Kasus
Instr.	Instrumental	ogerm.	ostgermanisch
Imp.	Imperativ	ogot.	ostgotisch
Ind.	Indikativ	o. ä.	oder ähnlich
indef.	indefinit	Part.	Partizip
Inf.	Infinitiv	Pers.	Person
inkl.	inklusiv	phonet.	phonetisch
jav.	jungavestisch	Pl.	Plural
Jh.	Jahrhundert	PN	Personenname
Kap.	Kapitel	poet.	poetisch
kelt.	keltisch	Pron.	Pronomen
kent.	kentisch	Präs.	Präsens
Kl.	Klasse	Prät.	Präteritum
Komp.	Komparativ	russ.	russisch
Konj.	Konjunktiv	s.	siehe
lat.	lateinisch	S.	Seite
lit.	litauisch	sächs.	sächsisch
lgb.	langobardisch	schwäb.	schwäbisch
Lok.	Lokativ	schwed.	schwedisch
m.	maskulin	Sg.	Singular
mask.	maskulin	skand.	skandinavisch
m. E.	meines Erachtens	s. v., ↗	sub voce "unter dem Stichwort"
me.	mittelenglisch	st.	stark
mhd.	mittelhochdeutsch	St.	Stamm
mdn.	mittelniederdeutsch	Subst.	Substantiv
mnl.	mittelniederländisch	sw.	schwach
mno.	mittelnorwegisch	them.	thematisch
morph.	morphologisch	u. a.	und andere / unter anderem/n
m. W.	meines Wissens	u. a. m.	und andere mehr
n.	neutral	UML	Umlaut (als Bestandteil)

	von Flexionsregeln)	v. l.	varia lectio "Lesevariante"
urgerm.	urgermanisch	Vok.	Vokativ
urnord.	urnordisch	vs.	versus
usw.	und so weiter	westfr.	westfriesisch
u. v. m.	und viele(s) mehr	wgerm.	westgermanisch
v. a.	vor allem	wgot.	westgotisch
Var.	Variante(n)	ws.	westsächsisch
Vb.	Verb	Wz.	Wurzel
v. Chr.	vor Christus	Z.	Zeile
ved.	vedisch	z. B.	zum Beispiel
vgl.	vergleiche	z. T.	zum Teil

Textkürzel

Die Abkürzung einzelner Textzeugnisse geschieht, wo nicht speziell angegeben, in Übereinstimmung mit der in Standardgrammatiken und massgeblichen Wörterbüchern üblichen Praxis. Die Auflösungen der Abkürzungen und Angaben zu den verwendeten Editionen sind zu finden bei Got. Gr. (Gotisch), Ahd. Gr. (Althochdeutsch), eONP (altnordische Prosasprache), Lex. Poet. (altnordische poetische Denkmäler), eDOE (Altenglisch; zur Anwendung kommt der "Short title").

Andere Konventionen

In urgermanischen Rekonstrukten sind stimmhafte Plosive nur in Positionen, in denen man auf der Grundlage des germanischen Materials einen Frikativ rekonstruieren kann, mit dem Zeichen für das frikativische Allophon (*b̥*, *d̥*, *g̥*) notiert, sonst steht *b*, *d*, *g*. Also: Urganisch. **wība-* (engl. *wife*), aber urgerm. **binda-* (engl. *bind*, awn. *binda*). Im Bereich des Vokalismus entsprechen die urgermanischen Rekonstrukte einem eher späten Zustand, d. h. nach Eintritt der gemeingermanischen Lautveränderungen *-*ei-* > *-*ī-*, Hebung von *-*e-* > *-*i-* vor *-*i-* und *-*eNK-* > *-*iNK-*.

Bei historischen Grammatiken und anderen Publikationen mit Paragraphenzählung wird in der Regel nach Paragraph zitiert, um die Verweise über verschiedene Auflagen hinweg zutreffend zu halten. Aus dem selben Grund wird bei Wörterbüchern, die häufig in Neuauflagen erscheinen, in der Regel nicht nach Seite, sondern nach Lemma zitiert.

Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die zwischen 2007 und 2011 an der Universität Zürich entstanden ist. Ermöglicht wurde die Durchführung des Projektes durch die finanzielle Unterstützung des Forschungskredits der Universität Zürich sowie der Janggen-Pöhn-Stiftung (St. Gallen). Beiden Geldgebern sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.

Am Gelingen des Vorhabens waren zahlreiche Personen mitbeteiligt, bei denen ich mich hier bedanken möchte. An erster Stelle sei mein Lehrer Prof. Dr. Ludwig Rübekeil genannt, der mich in das Fach der *Vergleichenden germanischen Sprachwissenschaft* eingeführt, die Arbeit fachlich betreut und mich über die Jahre hinweg kontinuierlich gefördert und unterstützt hat. Er hat mir in dieser Zeit grosses, über das beruflich Notwendige hinausgehendes Wohlwollen entgegengebracht. Prof. Dr. Elvira Glaser hat das Zweitgutachten übernommen, mich beraten und mir im Verlauf des Doktorats durch eine vorübergehende Anstellung am Lehrstuhl weitergeholfen. Zu Dank verpflichtet bin ich auch Prof. (em.) Dr. Harald Bjorvand, von dessen Unterricht und gutem Rat ich während eines Gastaufenthalts an der Universität Oslo im Frühling 2009 profitiert habe. Prof. (em.) Dr. Wolfgang Meid danke ich für die Aufnahme des Buches in die IBS-Reihe.

Die genannten und verschiedene weitere Personen, von denen an dieser Stelle namentlich noch PD Dr. Andreas Nievergelt, Dr. des. Michelle Waldispühl, Dr. des. Mirjam Marti, PD Dr. Thomas Zehnder, Dr. Roland Schuhmann und MA Dirk Nowak genannt seien, haben mir Auskünfte erteilt, Entwürfe einzelner Kapitel gelesen und zahlreiche Verbesserungen angeregt. Sie mögen es mir verzeihen, wenn ich ihren guten Ratschlägen nicht in allen Punkten gefolgt bin. Lic. phil. Madelaine Stalder und lic. phil. Irene Rettig waren beim Korrekturlesen behilflich.

Meinen Eltern gebührt Dank für die langjährige Unterstützung und den Rückhalt, den sie mir stets geboten haben. Zum Schluss möchte ich meinen ganz besonderen Dank MA Yoko Yamazaki aussprechen, die sowohl in sprachhistorischen als auch in privaten Belangen stets ein offenes Ohr für mich hatte, obwohl wir uns nur selten in der gleichen Zeitzone befanden.

Luzius Thöny
Zürich, 2013

1 Einleitung

Der Nominalbereich des Germanischen befindet sich zur Zeit der frühesten Überlieferung und, wie aus dem Sprachvergleich erschlossen werden kann, auch schon in der davorliegenden, nicht direkt bezeugten Phase, stark im Fluss. Das aus dem Indogermanischen ererbte morphologische System, in dem ursprünglich Akzent und Ablaut eine massgebliche Rolle gespielt haben, wird im Germanischen grundlegend transformiert. Die im Urgermanischen erfolgte Fixierung des Akzentes auf der ersten Silbe hat die vollständige Einebnung der Akzentverhältnisse zur Folge, und dadurch verliert auch das an den Akzent gekoppelte Ablautsystem weitgehend seine flexivische Funktion – es ist in den germanischen Nominalwurzeln fast gar nicht mehr, in Suffixen und Endungen nur noch in Resten erkennbar. Stattdessen ergeben sich aufgrund der starken Reduktions- und Komprimierungsvorgänge an den Wortausgängen neue Flexionsmuster, die nun nicht mehr durch Akzent und Ablaut, sondern in erster Linie durch spezielle Endungssätze, zunehmend auch durch Vokalalternationen in der Wurzelsilbe charakterisiert sind. Die stammbildenden Suffixe verlieren ihren Status als morphologisch eigenständige Wortkomponenten und verschmelzen weitgehend mit den Flexionsendungen einerseits bzw. mit der lexikalischen “Wurzel” andererseits, was zur Herausbildung des charakteristischen, in seiner Ausprägung spezifisch germanischen Stammklassenprinzips führt (WERNER 1984: 187ff.).

Ein Blick in die historischen Grammatiken zeigt, wie stark sich die Nominalmorphologie noch in den altgermanischen Einzelsprachen im Umbruch befindet. Bewegung gibt es in allen Teilbereichen: Im Inventar an Flexionsklassen, in den Endungssätzen, in der Verwendungsweise bestimmter Kasusendungen, in Bestand und Produktivität der zur Verfügung stehenden Wortbildungsmuster, in den Genuszuordnungen usw. Sprachwandel im Bereich der Flexion betrifft dabei nicht bloss (1) Veränderungen der einzelnen Flexi-

onsparadigmen, wie sie in den historischen Grammatiken ausführlich dargestellt sind, sondern auch (2) die Zuordnung von lexikalischem Material und Flexionsklassen. Nicht selten stellt man im sprachinternen oder sprachübergreifenden Vergleich fest, dass einzelne Wörter ihre angestammte Flexion aufgeben und sich stattdessen einer anderen Gruppe anschließen, d. h. von einer Flexionsklasse in eine andere übertreten. Es kann sich dabei um ein einzelnes Lexem handeln, das in eine andere Klasse überführt wird, oder aber um eine ganze Gruppe von Lexemen, die eine entsprechende flexivische Veränderung mitmacht. Die Forschung unterscheidet terminologisch zwischen beidem, indem (1) als *Flexionsklassenwandel*, (2) dagegen als *Flexionsklassenwechsel* oder *Flexionsklassenübertritt* bezeichnet wird (s. NÜBLING 2008b: 288).

Im Gegensatz zum Flexionsklassenwandel, der vollumfänglich dem Bereich der (historischen) Flexionsmorphologie zuzurechnen ist, fällt (2) in einen Schnittbereich zwischen Morphologie und Lexik. In der bestehenden Fachliteratur werden Flexionsklassenübertritte dementsprechend teilweise mit Wortbildungsmustern in Verbindung gebracht, teilweise aber auch als flexivische Phänomene beschrieben. Flexionsklassenübertritte nach der unter (2) genannten Art, die im Gegensatz zu den unter (1) genannten Erscheinungen des Flexionsklassenwandels in der Forschungsliteratur bisher keine systematische Behandlung erfahren haben, sind Gegenstand der vorliegenden Studie.

1.1 Problemlage und Fragestellung

Das Material, welches in den frühesten germanischen Korpussprachen anzutreffen ist, lässt bei vielen Substantiven keinen eindeutigen Schluss auf die ursprüngliche Stammklassenzugehörigkeit zu: Zu einem bestimmten germanischen Wort sind nicht selten ganz uneinheitliche Belege zu finden, die eine Einreihung in bald diese, bald jene Stammklasse nahe legen. So kann zum Beispiel einem gotischen *u*-Stamm im Althochdeutschen ein *i*-Stamm entsprechen, einem althochdeutschen *wa*-Stamm ein altenglischer *wō*-Stamm, einem altwestnordischen *ja*-Stamm ein gotischer *īn*-Stamm usw. Des Öfteren sind auch innerhalb einer Sprache Formen belegt, die den Eindruck erwecken, unterschiedlichen Paradigmen anzugehören. Bei einem solchen Befund kommt der Verdacht auf, dass am einen oder anderen Ort ein Flexions-

klassenübertritt stattgefunden hat. Allerdings berechtigt dieser Befund noch nicht automatisch zur Annahme, dass eine Sprache den ursprünglichen Zustand bewahrt hat, während die andere(n) das Substantiv in eine neue Klasse überführt haben. Es kommen mindestens folgende vier Szenarien für das Aufkommen von Stammbildungsunterschieden in Betracht:

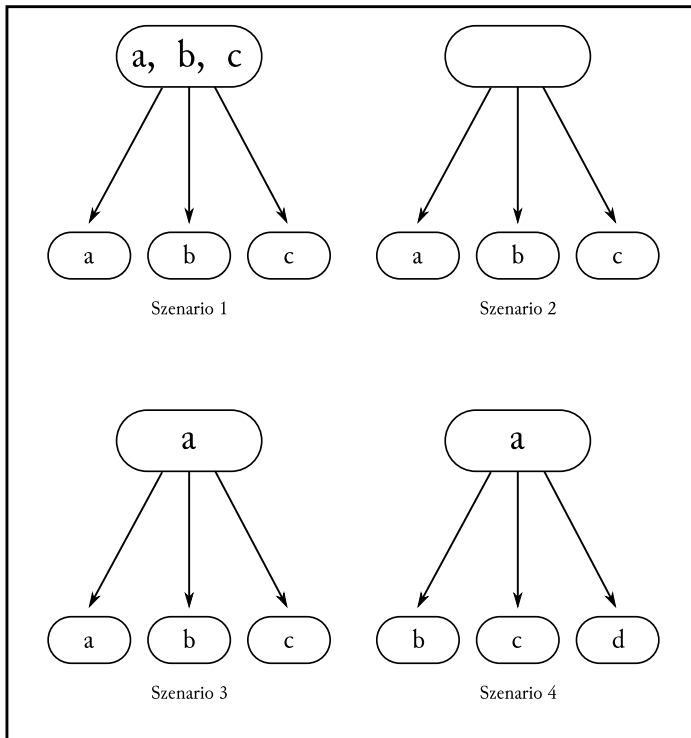


Abbildung 1: Vier Szenarien für das Aufkommen von Stammbildungsunterschieden.

1. Es handelt sich um ehemals parallel existierende Ableitungen (Wortbildungen), von denen sich einzelsprachlich jeweils eine durchgesetzt hat.
2. Es handelt sich um erst einzelsprachlich und somit unabhängig zustande gekommene Ableitungen, die nicht auf eine gemeinsame Ausgangsform zurückgehen.

3. Eine der vorliegenden Stammbildungen zeigt den älteren Zustand an, in den anderen Fällen hat eine sekundäre Überführung in eine andere Klasse (Flexionsklassenübertritt) stattgefunden.
4. Sämtliche Sprachen haben eine Neuerung; die gemeinsame Ausgangsform ist in keinem Fall erhalten.

Zwischen diesen vier Möglichkeiten zu unterscheiden fällt aufgrund methodischer Probleme, aber auch aufgrund der zum Teil spärlichen Überlieferungslage oft nicht leicht. In einigen Fällen hat sich sogar gezeigt, dass eine Unterscheidung mit dem vorliegenden Datenmaterial nicht zu leisten war. Als Herausforderung erweist sich insbesondere die Unterscheidung von Ableitungen (Punkte 1/2) und Übertritten (Punkt 3), womit ich mich in Kap. 2.3 eingehender beschäftige. Im Verlauf dieser Arbeit wird ferner zu prüfen sein, ob mit diesen vier Szenarien tatsächlich alle Möglichkeiten erfasst sind, oder ob diesen evtl. noch weitere hinzuzufügen sind (eine Auswertung erfolgt in Kap. 5).

Hauptaufgabe dieser Studie ist es somit, Lexeme bzw. Lexemgruppen, die sich im ältergermanischen Sprachvergleich durch unterschiedliche Stammklassenzugehörigkeit auszeichnen, zusammenzustellen, jeweils zu prüfen, ob es sich um einen Flexionsklassenübertritt handelt oder nicht, und gegebenenfalls nach möglichen Ursachen zu fragen, die zum Übertritt geführt haben. Da der Untersuchungsgegenstand bis in die urgermanische Periode zurückreicht, müssen die Probleme in einem historisch-vergleichenden Ansatz angegangen werden. Folgenden Leitfragen wird nachgegangen:

- Warum und auf welche Weise wechselt ein Substantiv seine Flexionsklasse?
- Welche Triebkräfte lösen einen Übertritt aus, oder erleichtern diesen zumindest?
- In welche Richtung erfolgt der Übertritt? Was steuert ihn?
- Inwiefern wirken sich andere Eigenschaften der Substantive wie Genus oder Semantik auf Veränderungen in der Flexionsklassenzugehörigkeit aus?

1.2 Vorgehen

An eine vollständige Erfassung von Flexionsklassenübertritten in den altgermanischen Sprachen war aufgrund der Fülle an Material nicht zu denken. Es schien deshalb am zweckmässigsten, ein Vorgehen zu wählen, das sich auf exemplarische Fallstudien beschränkt. Diese Herangehensweise habe ich gegenüber einer Einschränkung auf eine einzelne Flexionsklasse oder auf ein bestimmtes Textkorpus bevorzugt, da das Interesse von Anfang an auch der Systematik der Klassenwechsel und der Wechselwirkung zwischen einzelnen Flexionsklassen gegolten hat, was eine entsprechend breite Anlage der Studie nötig machte.

Die Bearbeitung der Fallstudien schliesst an eine theoretische und terminologische Grundlegung (Kap. 2) und einen Überblick über die allgemeinen Tendenzen in der altgermanischen Substantivflexion (Kap. 3) an. Für die Zusammenstellung der Fallbeispiele habe ich mich auf die bestehende Forschungsliteratur gestützt, besonders die historischen Grammatiken und diachronen Studien zu einzelnen Flexionsklassen, die ich im Hinblick auf relevantes Material durchgesehen habe. Eine systematische Auswertung von Primärquellen war bei einem so weiten Fokus nicht machbar und in Anbetracht der zahlreichen textphilologischen Vorarbeiten zu den altgermanischen Einzelsprachen auch nicht erforderlich. Grundsätzlich sind nur Fälle berücksichtigt, deren Ausgangslage sich so gestaltet, dass zu einem Lexem mehrere einzelsprachliche Belege vorliegen, die sich im Vergleich zwischen den Sprachen durch abweichende Stammklassenzugehörigkeit auszeichnen. Dies geschah mit der Absicht, die Studie auf Übertritte zu beschränken, die innerhalb des Germanischen behandelbar sind. In vielen Fällen hat die Suche nach Erklärungen für die beobachteten Flexionswechsel dann aber doch bis weit in die vorgermanische Zeit zurückgeführt. Es hat sich gezeigt, dass häufig auch dort, wo ein Übertritt in urgermanischer oder einzelsprachlicher Zeit erfolgt ist, ohne die vergleichende Evidenz aus den übrigen indogermanischen Sprachzweigen nicht auszukommen war. In wenigen Fällen habe ich auch Übertritte, die in die vorgermanische Zeit gehören und somit durch den Vergleich der altgermanischen Sprachen nicht direkt nachgewiesen werden können, miteingeschlossen, sofern sie für spätere Entwicklungen im Germanischen von Bedeutung waren (Kap. 4.5 und 4.9).

Bei der Auswahl des Materials wurde darauf geachtet, dass sich die Fallstu-

dien zusammen mit der allgemeinen Beschreibung der Umstrukturierungstendenzen in Kap. 3 sinnvoll ergänzten, sodass sich trotz der nicht umfassenden Behandlung des Materials möglichst ein Gesamtbild ergab. Ziel war es, die typologische Breite der Übertrittsprozesse, so weit sie mir bekannt geworden ist, zur Geltung kommen zu lassen, und möglichst auch verschiedene Stammklassen zu berücksichtigen. Die in Kap. 4 aufgenommenen Fallstudien illustrieren teilweise die in Kap. 3 dargestellten allgemeinen Tendenzen, sind häufig aber auch Sonderentwicklungen und Einzelfälle, die mitunter den allgemeinen Tendenzen entgegenlaufen. Wo eine zugehörige Fallstudie existiert, wird an der entsprechenden Stelle in Kap. 3 auf diese vorausverwiesen.

Als Beobachtungsraum dient die Zeit der frühesten (Klein-)Korpusüberlieferung innerhalb der germanischen Sprachfamilie (Frührunisch, Gotisch) bis zum Abschluss der Periode der "alten" Korpussprachen (Altenglisch, Altfresisch, Altsächsisch, Althochdeutsch, Altwest- und -ostnordisch).

Ich verwende die Bezeichnung *Frührunisch* in Anlehnung an NIELSENS *Early Runic* (NIELSEN 2000) an Stelle von sonst gebräuchlichem *Urnordisch*. Da die dialektale Zuordnung dieser Sprachdenkmäler weiterhin umstritten bleibt, schien es mir am besten, eine Bezeichnung zu wählen, die in diesem Punkt neutral ist. *Frührunisch* bezeichnet also in dieser Arbeit die Sprache der Inschriften im älteren Futhark. Ähnlich DÜWEL 2008: 6, der dafür *Altrunisch* verwendet.

Obwohl die Flexion der Substantive ursprünglich eng mit derjenigen der Adjektive verknüpft war, liegt der Fokus hier ganz auf den Substantiven. Der Grund dafür ist, dass sich die Adjektivflexion im Untersuchungszeitraum durch die Reduktion der Stammklassen (s. dazu ROSS 1973), das Eindringen pronominaler Elemente und die neue Unterscheidung stark - schwach bereits weitgehend verselbstständigt hat.

1.3 Ressourcen

Informationen zur Stammbildung und zum Flexionsverhalten von Lexemen sucht man in vielen gängigen Handwörterbüchern vergeblich. Diese belassen es oft bei der Angabe des Lemmas, wobei nicht selten sogar unklar bleibt, ob das Wort überhaupt in der zitierten Form belegt ist oder ob diese vom Lexikographen ergänzt wurde. In den historischen Grammatiken findet man zwar genaue Angaben zum Flexionsverhalten, doch listen diese jeweils nur

exemplarische Beispiele auf, ohne Vollständigkeit anzustreben. Wer Auskunft über Stammbildung und Flexion bestimmter Wörter erhalten will, was im Zusammenhang mit der vorliegenden Studie unabdingbar war, muss also zu Wörterbüchern greifen, die Belege nachweisen – am besten mitsamt Belegstellenkontext, sodass man die grammatische Bestimmung selber am Material nachvollziehen kann. Leider liegen Belegstellenwörterbücher für manche altgermanischen Sprachen gar nicht, für andere erst in unabgeschlossener Form vor. Unter den Belegstellenwörterbüchern sind auch einige Werke, die aufgrund ihres Alters nur noch von beschränktem Nutzen sind.

Am besten präsentiert sich die Lage im Bibelgotischen. Die gute Erschließung hängt nicht zuletzt mit dem vergleichsweise beschränkten Umfang des Textkorpus zusammen. Das lexikalische Material der Wulfilabel ist in STREITBERGS Bibelausgabe vollständig erfasst (STREITBERG/SCARDIGLI 2000) und ist darüberhinaus – im Gegensatz zu den anderen altgermanischen Sprachen – durch eine Konkordanz (SNÆDAL 1998) und eine elektronische Edition mit griechischem und englischem Paralleltext (“Wulfila project”¹) hervorragend aufbereitet und zugänglich gemacht worden.

Für den Wortschatz der Inschriften im älteren Futhark gibt es keine zentrale Anlaufstelle, da seit der Edition von KRAUSE/JANKUHN 1966 und KRAUSES Grammatik (1971) zahlreiche Neufunde gemacht und ausserdem viele Inschriften neu gedeutet worden sind. Die Grammatik von ANTONSEN 1975 enthält eine Teiledition mit Wortindex, ist aber unvollständig. Dazu kommt LOOIJENGA 2003, wo “nearly all older futhork inscriptions” (S. 1) aufgenommen und knapp ediert worden sind. Sehr nützlich ist ferner das im Internet verfügbare Angebot “Runenprojekt Kiel”², das u. a. Deutungen und Literaturangaben zu einzelnen Inschriften zusammenstellt.

In der altnordischen Lexikologie gibt es schon seit Jahrzehnten das Bestreben, durch zwei Wörterbuchprojekte den gesamten Wortschatz ausführlich und unter Nachweis von Belegen abzuhandeln. Dies ist zum einen das 1931 erschienene *Lexicon Poeticum* (zitiert als Lex. Poet.), das den poetischen Wortschatz verzeichnet. Zum anderen – und dabei handelt es sich um

¹ Das von Tom DE HERDT begonnene und unter der Leitung von Jozef VAN LOON an der Universität Antwerpen durchgeführte Projekt ist unter der Adresse <http://www.wulfila.be> im Internet erreichbar.

² Online unter <http://www.runenprojekt.uni-kiel.de>.

den weitaus grösseren Teilbereich – soll der Wortschatz der Prosasprache erschöpfend im *Ordbog over det norrøne prosasprog* (zitiert als eONP) erfasst werden. Davon sind zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Studie drei Bände in gedruckter Form erschienen (Buchstaben *a-em*). In jüngerer Zeit hat das ONP-Projekt eine Neuausrichtung erfahren, und seit Sommer 2010 wird auf dessen Webseite (s. Bibliographie unter eONP) eine Fülle von Material zur Verfügung gestellt, darunter eingescannte Abbildungen der Belegkärtchen. Dies kann zwar die noch ausstehenden gedruckten Bände nicht ersetzen, ist aber dennoch eine grosse Hilfe beim Aufspüren und Nachprüfen einzelner Belege aus der altnordischen Prosasprache. Ein Rückgriff auf FRITZNER 1896 ist damit in der Regel nicht mehr nötig. Ergänzend dazu habe ich auch noch folgende Wörterbücher des Altnordischen konsultiert: CLEASBY/VIGFÚSSON/CRAIGIE 1957, BAETKE 2008, HEGGSTAD/HØDNEBØ/SIMENSEN 2008, sowie das Edda-Glossar von NECKEL/KUHN 1983.

Für das Altenglische ist ebenfalls ein grosses Wörterbuch in Arbeit, das bereits teilweise nutzbar ist. Es handelt sich um das an der Universität Toronto angesiedelte Projekt “The Dictionary of Old English” (eDOE), zu dessen Online-Angebot auch ein durchsuchbares “Web Corpus” zählt. Die lexikographische Aufbereitung ist inzwischen beim Buchstaben *g*- angelangt. Für den restlichen Wortschatz ist noch immer das Wörterbuch von BOSWORTH/TOLLER 1898, mit Supplement von TOLLER 1908–21, massgeblich, das ebenfalls Belegstellen nachweist. Das Wörterbuch von HALL 1960 diente als Ergänzung.

Auch für das Althochdeutsche wird seit 1968 ein umfassendes Belegstellenwörterbuch erstellt. Vom sich in Leipzig in Arbeit befindlichen “Althochdeutschen Wörterbuch” (Ahd. Wb.) sind bisher fünf Bände (sechster Band bis zur 8. Lieferung) erschienen. Für den restlichen Wortschatz greift man zu SCHÜTZEICHEL 2012 (Wortschatz der Textdenkmäler, ergänzt um den Glossenwortschatz, keine Belegstellen), zu SPLETT 1993 sowie zum mittlerweile stark antiquierten, aber noch immer nicht ganz abgelösten “Sprachschatz” von GRAFF (1842). Den quantitativ sehr bedeutenden Glossenwortschatz findet man bei STARCK/WELLS 1990 und bei SCHÜTZEICHEL 2004 verzeichnet – im letzteren allerdings aufgrund einer bedauerlichen Konzeptentscheidung nur in Form von intransparent normalisierten Lemmata, sodass man für die konkreten Belegformen doch wieder auf die Editionen zurückgreifen muss.

Für das Altsächsische ist neu das Wörterbuch von TIEFENBACH (2010)

massgeblich, das den gesamten altsächsischen Wortschatz verzeichnet; die Belege sind dort rasch auffindbar. Es handelt sich um eine willkommene Ergänzung zur älteren Sammlung von SEHRT 1966 (Heliand- und Genesis-Wortschatz).

Kein aktuelles Wörterbuch mit Belegstellennachweisen existiert für das Altfriesische. Immerhin hat sich die lexikalische Erschliessung dieser Sprachstufe in den letzten Jahren dank der Publikation von D. HOFMANN/POPKEMA (2008) stark verbessert. RICHTHOFEN (1840) ist auf einem älteren Stand, bietet dafür Belegstellen.

Zusätzlich zu den Wörterbüchern mit Belegnachweisen kommt solchen mit etymologischer Ausrichtung eine zentrale Rolle zu. Etymologische Wörterbücher existieren zu allen altgermanischen Einzelsprachen, wenn auch von unterschiedlichem Umfang und Qualität. Das ambitionierteste darunter ist das *Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen* (zitiert als EWA), von dem bisher vier Bände (*a-hylare*) in den Druck gegangen sind. Sehr knapp gehaltene etymologische Informationen zum Altsächsischen findet man bei BERR 1971. Für das Altfriesische liegt seit kurzer Zeit ebenfalls ein etymologisches Wörterbuch vor (BOUTKAN/SIEBINGA 2005). Dürftig ist die etymologische Erschliessung des Altenglischen – hier hat man auf das knappe und in mancherlei Hinsicht nicht mehr zeitgemässe Wörterbuch von HOLTHAUSEN 1974 (Berichtigungen und Nachträge bei BAMESBERGER 1979) zurückzugreifen. Für das Altnordische stütze ich mich auf DE VRIES 1977 und HOLTHAUSEN 1948. Das traditionelle etymologische Wörterbuch des Gotischen von FEIST (1939) wird durch das englischsprachige Werk von W. P. LEHMANN 1986 komplementiert. Wegen des grösseren Materialreichtums hat das ältere Buch von FEIST aber noch nicht ganz ausgedient. Noch älter als das Wörterbuch von FEIST, und diesem in jeder Hinsicht unterlegen, ist das Werk von HOLTHAUSEN 1934.

Obwohl die modernen germanischen Sprachen nicht Untersuchungsgegenstand sind, spielen etymologische Wörterbücher dieser Sprachstufen ebenfalls eine Rolle. Sie liefern – abgesehen davon, dass sie den Zugriff auf das altgermanische Material erleichtern – durch die grössere Materialfülle und die Schilderung, wie sich einzelne Wörter in späterer Zeit weiterentwickelten, nicht selten indirekte Hinweise auf die altgermanischen Zustände.

Für das Deutsche sind dies KLUGE/SEEBOLD 2011 und PFEIFER 1997, da-

von letzteres auch online³ in einer Fassung, die laufend korrigiert und ergänzt wird. Für das Englische habe ich ONIONS 1966 konsultiert; ergänzend wurde das Online-Angebot⁴ des *Oxford English Dictionary* beigezogen. Das Niederländische ist dank dem modernen, mehrbändig angelegten Werk von PHILIPPA et al. 2004–2009 gut erschlossen. Die Vorgänger DE VRIES 1971 und FRANCK 1912 sind damit abgelöst. Im nordgermanischen Raum ist als wichtigstes Werk das Wörterbuch zum norwegischen Erbwortschatz von BJORVAND/LINDEMAN zu nennen (2. Auflage von 2007). Es enthält detaillierte germanistische und indogermanistische Ausführungen, die im Vergleich zu den Artikeln anderer Wörterbücher beinahe als Kurzaufsätze bezeichnet werden können. Das Buch ersetzt den älteren Titel von FALK/TORP 1903–6, jedoch nur für den ererbten Wortschatz. Etymologische Informationen zum schwedischen Wortschatz erhält man bei HELLQUIST 1948. Mit MAGNÚSSON 1989 liegt ein isländisches etymologisches Wörterbuch vor, das den älteren deutschsprachigen Titel von JÓHANESSON 1956 ablöst. Ferner war vereinzelt die Einsicht in moderne Dialektwörterbücher nötig, die aber hier nicht vollständig aufgelistet zu werden brauchen. Es wird an den entsprechenden Stellen direkt auf sie verwiesen.

An Wörterbüchern, die den urgermanischen Gesamtwortschatz abdecken, habe ich FALK/TORP 1909 und OREL 2003 konsultiert. Für meine Arbeit haben sich allerdings beide als nur von eingeschränktem Nutzen erwiesen: Ersteres entspricht in vielerlei Hinsicht nicht mehr dem aktuellen Forschungsstand, und zweiteres hat sich gerade in Bezug auf die Stammbildung des öfteren als unzuverlässig erwiesen. Ein angekündigtes drittes Wörterbuch des Urgermanischen, das gemäss Verlagstext “the largest part of the Proto-Germanic lexicon” abdecken soll, lag zum Zeitpunkt, als die vorliegende Arbeit in Druck ging, noch nicht vor (KROONEN [Im Druck]). Ein dediziertes Lexikon der urgermanischen Substantive, das etwa denjenigen von SEEBOLD (1972) zu den starken Verben und HEIDERMANNS (1993) zu den Primäradjektiven vergleichbar wäre, steht noch aus.

An indogermanischen Wörterbüchern habe ich regelmässig das *Lexikon der indogermanischen Verben* von RIX et al. benutzt (zitiert als LIV₂). Während der Arbeit an dieser Studie ist ausserdem das ausführliche, aber dennoch

³ Online einsehbar unter <http://www.dwds.de>.

⁴ Im Internet unter <http://www.oed.com> erreichbar.

nicht vollständige Buch *Nomina im indogermanischen Lexikon* von einem Autorenteam um WODTKO erschienen, das punktuell mitberücksichtigt wurde (zitiert als NIL). Auf das noch einen älteren Forschungsstand widerspiegelnde Werk von POKORNY 1959 habe ich nur dort zurückgegriffen, wo die anderen Wörterbücher nicht weiterhalfen.

2 Flexionsklassen und morphologischer Wandel

An Fachliteratur zum Thema des morphologischen Wandels mangelt es nicht, wie etwa ein Blick in die Literaturlisten von VAN LOONS *Principles of Historical Morphology* (2005) oder der Beiträge zum morphologischen Wandel im HSK-Band *Morphologie* (BOOIJ/C. LEHMANN/MUGDAN 2000-4, Kapitel XVII und XVIII) zeigt. Die Fülle an Publikationen und die weit auseinandergehenden theoretischen Auffassungen machen es nötig, an dieser Stelle zu einigen zentralen Diskussionspunkten und zum uneinheitlichen, bisweilen verwirrenden Terminologiegebrauch Stellung zu beziehen. Das hier folgende Kapitel dient dazu, eine knappe theoretische und terminologische Grundlage für die Kap. 3 und 4 zu schaffen und das Konzept des Flexionsklassenübertritts in seiner allgemeinen Form einzuführen. Zur Sprache kommt auch, was unter Produktivität von Flexionsklassen zu verstehen ist, wie zwischen Übertritten und Ableitungen unterschieden werden kann, und inwiefern Flexionsklassen mit semantischen und anderen Merkmalen verknüpft sind.

2.1 Flexion, flexivische Regeln und Flexionsklassen

Flexion

Unter Flexion ist im Rahmen der Formenbildung altgermanischer Substantive die Markierung von Numerus und Kasus am Wortkörper zu verstehen. Das Genus, das zwar auch mit der Flexion zusammenhängt, zählt hingegen nicht zu den flexivischen Eigenschaften: Substantive können nicht nach Genus flektiert werden. Als flexivische Kategorie des Substantivs könnte man im nordgermanischen Raum noch die Definitheit nennen, sofern man den enklitischen Artikel als bereits ganz grammatikalisiert ansieht. Definitheit wird z. B. in der Übersicht von DELSING 2002: 926 zur altostnordischen Morpho-

logie als flexivische Kategorie des Substantivs anerkannt.

Flexivische Regeln

Gegenüber dem traditionellen Modell, dem eine Analyse von flektierten Wortformen in Grundbausteine (Morpheme o. ä.) zugrunde liegt, ist es deutlich vorteilhafter, mit einem Morphologiemodell zu operieren, das auf flexivischen Regeln, d. h. auf Prozessen beruht (vgl. ANDERSON 1992). Das traditionelle morphembasierte Modell funktioniert zwar bei rein affixverkettendem Formenbau gut, indem einzelnen segmentalen Elementen eine bestimmte Bedeutung zugewiesen wird, stösst aber rasch an seine Grenzen, wenn die Formenbildung über die blossе Aneinanderreihung (Konkatenation) minimaler Sprachzeichen hinausgeht. Dies ist etwa der Fall, wenn Sprachen Reduplikationen, Infixe, suprasegmentale Veränderungen (z. B. Betonungswechsel) oder wortinterne Substitutionen wie Umlaut oder Ablaut aufweisen, s. BERGENHOLTZ/MUGDAN 1979: 65ff. Zumindest für die noch stark fusionierenden (alt-)germanischen Sprachen lässt sich die morphologische Komplexität mit flexivischen Regeln leichter erfassen. Dazu ANDERSON:

“If we accept the evidence that the range of morphological possibilities in natural languages includes some processes that cannot properly be represented as the addition of an affix, we must conclude that a general morphological theory should admit both affixational and non-affixational rules. Since a process-based approach naturally accommodates affixation, but not vice versa, the alternative we should prefer is to explore a theory of morphological processes.” (ANDERSON 1992: 68)

Die flexivischen Regeln erschliesst man – ähnlich wie bei der phonologischen Minimalpaaranalyse – anhand von Oppositionen mit minimalem morphologischen Kontrast. Der Kontrast von awn. *land* - *lond*, zeigt etwa, dass der Bedeutungsunterschied ‘Singular’ - ‘Plural’ auch nur durch den Umlaut gegeben sein kann, ohne dass irgendeine Form von Affigierung stattfinden würde. Die Orientierung an einer Regel statt an einem Segment (Morphem) erlaubt eine deutlich grössere Flexibilität, da Affigierung genauso erfasst werden kann wie Stammalternationen, Reduplikationen etc. (vgl. BOOIJ 2007: 35). Im Prinzip kann eine solche Regel beliebige Umformungen umfassen, die beschreiben,

in welcher Beziehung zwei Formen miteinander stehen, bis hin zur vollständigen Ersetzung der Form (Suppletion). Als weiterer Vorteil sei genannt, dass man um die unschöne Notwendigkeit herumkommt, mit Nullmorphemen zu operieren. Wenn man sich an der Affigierungsregel orientiert, die in umgekehrter Richtung eine Tilgungsregel ist, muss man nicht länger mit einem grammatisch signifikanten Segment der Länge Null rechnen.

Vgl. zum Begriff "morphologische Opposition" z. B. KASTOVSKY 2004: 96; ferner WUNDERLICH 1996: 104: "[Minimalist morphology] assumes that the learners acquire all the facts concerning (productive) inflectional morphology on the basis of pairwise minimal contrasts [...]".

Flexionsklassen

Flexionsklassen werden als Gruppierungen von Wörtern beschrieben, die sich in Bezug auf ihre Formenbildung gleich oder ähnlich verhalten (s. zur Diskussion KÜRSCHNER 2008: 20ff.). Dies ist allerdings nur eine Beschreibung und keine exakte Definition, sodass man, wenn man daran festhält, einräumen muss, dass man für Sprachen grundsätzlich kein fixes Inventar an Flexionsklassen angeben kann. Je nachdem, was man als "ähnlich" oder "nicht ähnlich" ansieht, kommt man auf ein grösseres oder kleineres Klasseninventar.

Eine solche Beschreibung genügt im Hinblick auf die hier verfolgte Fragestellung nicht, denn wenn man nicht in der Lage ist, die Linien zwischen Flexionsklassen genau zu ziehen, kann man auch nicht mit Bestimmtheit sagen, wann ein Flexionsklassenübertritt vorliegt. Ob man in einem bestimmten Fall von einem Übertritt sprechen will, hängt unmittelbar davon ab, auf welche Definition von Flexionsklasse man sich beruft. Idealerweise sollte eine Definition locker genug sein, um eine gewisse Variation innerhalb einer Flexionsklasse zuzulassen, aber gleichzeitig straff genug, um die Grenzen zu anderen Klassen nicht zu verwischen. Als Kriterium bietet es sich an, innerhalb einer Klasse nur solche Variation zuzulassen, die durch produktive phonologische Regeln verursacht wird. Eine Flexionsklasse umfasst dann alle Wörter, deren Wortformen anhand des gleichen Satzes flexivischer Regeln ableitbar sind, wobei innerhalb einer Klasse aufgrund von phonologischen Regeln geringfügig voneinander abweichende Paradigmen resultieren können.

Ähnlich operiert auch WURZEL 1988 mit flexivischen Regeln und fasst Flexionsklassen als "Klassen von Wörtern, für die die jeweils gleichen Flexionsregeln

gelten” (S. 266).

Diese Definition bedeutet, dass z. B. die drei Realisierungsvarianten $-[s]$, $-[z]$, $-[iz]$ des englischen *s*-Plurals (*plants* [pla:nts], *animals* ['æniməlz], *ages* ['eidʒ-iz]) als einer Flexionsklasse zugehörig zu bestimmen sind, da sie aufgrund von lautlichen Regeln vorhergesagt werden können. Im Fall der deutschen Pluralendungen *-e*, *-en*, *-er* + Umlaut, *-s* usw. (*Hunde*, *Hemden*, *Götter*, *Autos* usw.) ist die Wahl der Endung hingegen nicht aufgrund von produktiven lautlichen Regeln vorhersagbar und man hat folglich je eine separate Flexionsklasse anzusetzen. Was die Terminologie betrifft, scheint es mir sinnvoll, bei den innerhalb einer Flexionsklasse auftretenden Realisierungsvarianten $-[s]$, $-[z]$, $-[iz]$ von Allomorphen zu sprechen, nicht aber bei den über mehrere Flexionsklassen verteilten und formal nicht zusammengehörigen neuhochdeutschen Pluralendungen.

Ich verzichte in dieser Arbeit weitgehend auf den Terminus der Allomorphie und spreche stattdessen von Stamm- oder Suffixalternationen. Dies dient nicht zuletzt der Abgrenzung von der in der Fachliteratur verbreiteten, aber m. E. wenig sinnvollen Verwendungsweise des Begriffs Allomorphie für funktionsgleiche, aber formal und etymologisch nicht zusammengehörige Affixe, wie z. B. der Zusammenfassung der neuhochdeutschen Pluralendungen *-e*, *-en*, *-er*, *-s* usw. zu einem abstrakten Morphem ‘Plural’. Dadurch hat man nämlich die Ausdrucksseite vollständig hinter sich gelassen und befindet sich nur noch im Bereich der Semantik; folglich wäre die so abstrahierte Einheit am ehesten als (grammatisches) Semem zu bezeichnen. Wer am Begriff der Allomorphie etwa für die neuhochdeutschen Pluralendungen festhält, müsste konsequenterweise für diese Sprache auch ein abstraktes Morphem ‘Präteritum’ akzeptieren und den Zusammenhang zwischen starken und schwachen Präteritalformen als Allomorphie deuten – eine in jeder Hinsicht unbefriedigende Annahme.

Durch dieses einfache Kriterium können auch Grenzfälle wie derjenige von got. *dags* und *waír* eindeutig beurteilt werden:

	‘Tag’	‘Mann’
NSg	<i>dags</i>	<i>waír</i>
GSg	<i>dagis</i>	<i>waíris*</i>
DSg	<i>daga</i>	<i>waíra</i>
ASg	<i>dag</i>	<i>waír</i>

NPI	<i>dagōs</i>	<i>waīrōs</i>
GPI	<i>dagē</i>	<i>waīrē</i>
DPI	<i>dagam</i>	<i>waīram</i>
API	<i>dagans</i>	<i>waīrans</i>

Der Befund ist zunächst, dass beide Wörter identisch wie *a*-Stämme flektieren, mit Ausnahme des Nominativ Singular, wo *waīr* das *-s* fehlt. Dies ist nach Got. Gr. §78_[A2] durch regulären Schwund von *-s* nach *-ŷr-* zu erklären. Es ist deshalb möglich, in beiden Fällen das gleiche Flexionsparadigma zugrunde zu legen, wobei zweiteres durch eine einfache phonologische Regel aus ersterem abgeleitet wird. Man kommt also mit dem Ansatz einer einzigen Klasse aus.

Mit zwei verschiedenen Klassen muss man dagegen z. B. im Fall der maskulinen und femininen gotischen *i*-Stämme rechnen. Obwohl sie von der Stammbildung her gesehen gleich aufgebaut sind, und sich im gesamten Plural und im Nominativ und Akkusativ Singular formal genau entsprechen, sind auf Grund der im Maskulinum analogisch eingedrungenen Endungen *-is* (Genitiv) und *-a* (Dativ) zwei separate Flexionsklassen zu etablieren. Die Unterschiede sind hier nicht durch eine phonologische Regel vorhersagbar. Ebenfalls zwei Klassen muss man beim von CARSTAIRS-McCARTHY 2000: 630, 632 und 633 behandelten Beispiel nhd. *Gast* vs. *Tag* annehmen. Beide weisen zwar die gleichen Flexionsendungen auf, unterscheiden sich aber im Umlaut (*Tage* - *Gäste*), sodass man nicht mit dem selben Satz flexivischer Regeln auskommt. Man muss somit wiederum zwei separate Klassen ansetzen.

Auch der Grenzfall der gotischen *ja*-Stämme, von denen es einen kurz- (*harjis*) und einen lang- bzw. mehrsilbigen Typ (*haīrdeis*) gibt, kann so entschieden werden. Die Paradigmen lauten wie folgt:

	‘Heer’	‘Hirte’
NSg	<i>harjis</i>	<i>haīrdeis</i>
GSg	<i>harjis</i>	<i>haīrdeis</i>
DSg	<i>harja*</i>	<i>haīrdja*</i>
ASg	<i>hari*</i>	<i>haīrdi*</i>
NPI	<i>harjōs*</i>	<i>haīrdjōs</i>
GPI	<i>harjē*</i>	<i>haīrdjē*</i>
DPI	<i>harjam*</i>	<i>haīrdjam</i>

API *harjans** *haiṛdjans*

Zwar ist die Wahl der Endung *-jis* vs. *-eis* im Nominativ und Genitiv Singular aufgrund der Silbenquantität vorhersagbar. Auch geht der Unterschied letztlich auf eine phonologische Regel zurück (Sieverssches Gesetz). Doch handelt es sich dabei auf Stufe des Gotischen eindeutig nicht mehr um eine produktive Regel, wie etwa die gleichförmige Pluralflexion zeigt. Die Wirkung des Sieversschen Gesetzes ist also zu diesem Zeitpunkt bereits erloschen und sein Resultat durch verschiedene Analogien verwischt worden, sodass es nicht mehr möglich ist, die einzelnen Flexionsformen rein aufgrund der phonologischen Gesetzmässigkeiten vorherzusagen. Bei konsequenter Anwendung des genannten Kriteriums kommt man daher zum Schluss, dass auch hier zwei separate Flexionsklassen anzusetzen sind.

Dies ist sicherlich nicht die einzig mögliche Definition einer Flexionsklasse, erweist sich aber für die Zwecke der vorliegenden Arbeit als eine brauchbare, verhältnismässig einfach zu handhabende, und entspricht im Übrigen weitgehend der gängigen Praxis in den historischen Grammatiken. DAMMELS Aussage (2009: 1_[Fn.2]), die Bildung von Flexionsklassen sei “to a certain degree subjective and dependent on research traditions”, stimmt zwar als Feststellung angesichts der bestehenden Forschungsliteratur, muss aber mit Verweis auf die hier verwendete Definition nicht notwendigerweise zutreffen. Es ist allerdings einzuräumen, dass gerade bei der Arbeit mit Korpus Sprachen mit lückenhafter und schwieriger Überlieferung auch bei einer strikten theoretischen Definition in der Praxis ein gewisses Mass an Subjektivität bestehen bleibt.

Beispielhaft auf das Bibelgotische angewendet, ergibt sich folgendes Klasseninventar:

1. mask. *a*-Stämme: Nom. Sg. *dags* ‘Tag’, Gen. Sg. *dagis*, Nom. Pl. *dagōs*, inkl. Fälle mit Auslautverhärtung (Got. Gr. §79) wie *blaiḡs* ‘Brot’, Gen. Sg. *blaiḡis*, Nom. Pl. *blaiḡōs* sowie solche mit (ebenfalls phonologisch vorhersagbarem) Verlust von *-s* im Nominativ Singular (Got. Gr. §78_[A2], §91_[A4]), Typ *waṭr* ‘Mann’, *freihals* ‘Freiheit’
2. mask. *ja*-Stämme (= kurzsilbige *ja*-Stämme): Nom. Sg. *harjis* ‘Heer’, Gen. Sg. *harjis*, Nom. Pl. *harjōs**
3. mask. *ija*-Stämme (= langsilbige *ja*-Stämme): Nom. Sg. *haiṛdeis* ‘Hirte’, Gen. Sg. *haiṛdeis*, Nom. Pl. *haiṛdjōs*

4. neutr. *a*-Stämme: Nom. Sg. *waúrd*, Gen. Sg. *waúrdis*, Nom. Pl. *waúrda*, inkl. Fälle mit Auslautverhärtung wie *haubiþ*, Gen. Sg. *haubidis*, Nom. Pl. *haubida* sowie *wa*- und *ja*-Stämme mit phonotaktisch bedingten Alternationen *w* - *u* und *j* - *i*, Typen *(-)triu* 'Holz', Gen. Sg. *triwis**, Nom. Pl. *(-)triwa* und *kuni* 'Geschlecht', Gen. Sg. *kunjis*, Nom. Pl. *kunja*
5. fem. *ō*-Stämme: *giba* 'Gabe', Gen. Sg. *gibōs*, Nom. Pl. *gibōs*, inkl. *jō*-Stämme (kurzsilbig) wie *wrakja* 'Verfolgung'
6. fem. *iĵō*-Stämme (langsilbig): *bandi* 'Fessel', Gen. Sg. *bandjōs*, Nom. Pl. *bandjōs*, inkl. Fälle mit Alternationen *w* - *u* und *j* - *i*, Typ *mawi* 'Mädchen', Gen. Sg. *maujōs*, Nom. Pl. *maujōs*
7. mask. *i*-Stämme: *gasts* 'Fremdling, Gast', Gen. Sg. *gastis**, Nom. Pl. *gasteis*, inkl. Fälle mit Verlust von *-s* im Nom. Sg., Typ *drus* 'Fall' und solchen mit einer Alternation *w* - *u* wie *naus* 'Toter', Nom. Pl. *naweis*
8. fem. *i*-Stämme: *mahts* 'Macht, Kraft', Gen. Sg. *mahtais*, Nom. Pl. *mahteis*, inkl. Fälle mit Verlust von *-s* im Nom. Sg., Typ *usstass* 'Auferstehung', Gen. Sg. *usstassais*
9. fem. *īni*-Stämme: *naiteins* 'Lästerung', Gen. Sg. *naiteinai**, Nom. Pl. *naiteinōs*
10. mask. und fem. *u*-Stämme¹: *sunus* 'Sohn', Gen. Sg. *sunaus*, Nom. Pl. *sunjus*
11. neutr. *u*-Stämme: *faību* 'Vermögen', Gen. Sg. *faībaus**, Dat. Sg. *faīhau*
12. mask. *n*-Stämme I²: *atta* 'Vater', Gen. Sg. *attins*, Nom. Pl. *attans*
13. mask. *n*-Stämme II: *aba* 'Ehemann', Gen. Sg. *abins*, Nom. Pl. *abans*, Gen. Pl. *abnē*, Dat. Pl. *abnam*
14. neutr. *n*-Stämme I: *haírtō* 'Herz', Gen. Sg. *haírtins*, Nom. Pl. *haírtōna*

¹ Die Nebenformen Nom. *-aus*, Gen. *-us*, Dat. *-u*, Akk. *-au*, Vok. *-au* im Singular der *u*-Stämme (Got. Gr. §104 und [A2]) könnten evtl. als ein flexivisch eigenständiger Typus eingestuft werden. Nach SCHAFFNER 2001: 493 setzen sie ein ehemaliges amphikinetisches Flexionsmuster voraus. In Anbetracht der ausgesprochen spärlichen Bezeugung lässt sich in der synchronen Grammatik des Gotischen aber m. E. keine eigene Flexionsklasse ansetzen.

² Man könnte erwägen, die wenigen Fälle mit abweichendem Akk. Sg. auf *-in* (statt *-an*) als eigene Klasse anzusetzen, sofern man diese als jüngere, analogische Form ansieht (Got. Gr. §108[31]). Die Formen werden aber bisweilen auch lediglich als Schreibfehler gedeutet.

15. neutr. *n*-Stämme II: *namō* 'Name', Gen. Sg. *namins*, Nom. Pl. *namna*
16. fem. *ōn*-Stämme: *qinō* 'Frau', Gen. Sg. *qinōns*, Nom. Pl. *qinōns*
17. fem. *ein*-Stämme³: *managei* 'Menge', Gen. Sg. *manageins*, Nom. Pl. *manageins*
18. mask. und fem. *r*-Stämme: *brōþar* 'Bruder', Gen. Sg. *brōþrs*, Nom. Pl. *brōþrjus*
19. mask. *nd*-Stämme: *nasjands* 'Heiland', Gen. Sg. *nasjandis*, Nom. Pl. *nasjands**
20. mask. und fem. Wurzelnomina⁴: *baúrgs* 'Stadt', Gen. Sg. *baúrgs*, Nom. Pl. *baúrgs*

Ausgeklammert sind hier die sich flexivisch teilweise ganz eigentümlich verhaltenden biblischen Namen, s. dazu Got. Gr. §119f.

Eine interessante und nicht triviale Frage ist ferner, was unter einem *Paradigma* zu verstehen ist. So werden etwa in den historischen Grammatiken der altgermanischen Einzelsprachen die Kasus Vokativ und (wo vorhanden) Instrumental teilweise den Paradigmen hinzugefügt, teilweise aber auch separat erwähnt. Für Weiterführendes zu diesem Themenbereich und insbesondere zur Frage, inwiefern die Aufnahme oder Nichtaufnahme gewisser Formen ins Paradigma auf Willkür der Grammatikschreiber beruht, sei auf die Lizentiatsarbeit von SCHWERI 2005 verwiesen.

Flexionsklassen und Produktivität

Der Terminus *Produktivität* findet nicht nur als Parameter einer Wortbildungsregel (so z. B. ausschliesslich bei GLÜCK 2010 s. v.) oder für eine phonologische Regel Gebrauch, sondern kommt auch öfters in der Flexionsmorphologie zur Anwendung. Dort ist die Produktivität aber "schwer zu fassen" (KÜRSCHNER 2008: 48). Im Allgemeinen versteht man darunter, dass eine Klasse fähig ist, Zuwachs zu erhalten, d. h. dass sie als Flexionsmuster für

³ Es ist möglich, dass die drei Belege mit Nominativ Singular auf *-ein* (Got. Gr. §113_[A2]) zu einem eigenständigen Flexionstyp gehören. Aufgrund der Überlieferungslage (bloss drei Belege, auf Cod. Ambros. B beschränkt) lässt sich ein solcher Typ aber nicht mit Sicherheit ansetzen.

⁴ Die Konturen dieser Flexionsklasse sind besonders unscharf; einzelne Mitglieder zeigen analogisch geneuerte Endungen, besonders die Maskulina.

neu ins Lexikon aufgenommene Wörter (z. B. Lehnwörter) in Frage kommt, s. WURZEL 2001: 153ff. Ob man auch von Produktivität einer Flexionsklasse sprechen möchte, wenn gewöhnliche Ableitungen von bestehendem Material vorgenommen werden, ist fraglich. Einerseits trifft es zwar zu, dass eine Klasse auf diese Weise Zuwachs erhält, wodurch das Hauptkriterium für “Produktivität” erfüllt wäre, andererseits ist aber die Flexionsklasse ein direktes Resultat der angewendeten Wortbildungsregel, weshalb die Bezeichnung “produktiv” genau genommen für letztere gelten sollte. Allerdings bedeutet das nicht, dass eine Unterscheidung *produktiv* - *unproduktiv* für Flexionsklassen generell keinen Sinn ergeben würde. Wie gesagt, zeigen die Beispiele von Lehnwortintegration und Flexionsklassenübertritten, dass es auch zur Vermehrung des Bestandes einer Flexionsklasse kommen kann, ohne dass ein Wortbildungsmuster aktiv wird. In diesem Sinn ist die Bezeichnung von Flexionsklassen als produktiv oder unproduktiv also trotz des genannten Einwandes sinnvoll.

Nach WURZEL 2001: 154 hat man bei Flexionsklassen Produktivität von Stabilität zu trennen. Eine Klasse kann durchaus über eine lange Zeit hinweg stabil bleiben, ohne Zuwachs zu bekommen. Wenn WURZEL jedoch das Fehlen von Abgängen zu anderen Klassen als Kriterium für die Produktivität anführt, leuchtet das weniger ein; dies ist ja gerade das Kriterium für die Stabilität. Von WURZELS drei Kriterien, um eine Klasse als produktiv zu bezeichnen (ebd.; diesem folgend auch ADAMCZYK 2008a: 101f.^[Fn.1], 2010: 34^[Fn.3], 2012a: 3), bleibt somit m. E. nur das Kriterium der Neuzugänge übrig (seine ersten beiden Punkte).

Die Einteilung in produktive und unproduktive Wortbildungsmuster bzw. Klassen ist nicht als absolut, sondern als graduell zu verstehen, d. h. sie können mehr oder weniger stark produktiv sein (HOCK 1991: 174). Diese Eigenschaft kann sich ausserdem im Verlauf der Zeit ändern, in der Regel in der Weise, dass die Produktivität mit der Zeit abnimmt. Solange transparente Wortpaare vorliegen, kann aber auch zu einem späteren Zeitpunkt wieder nach einem sehr alten Wortbildungsmuster abgeleitet werden, vgl. etwa nhd. *Kniff* (18. Jh.) zu *kneifen*, wie *Ritt* zu *reiten*. Auch die Entstehung neuer *s*-Stämme auf Stufe des Westgermanischen wird in der Forschungsliteratur gerne als Aufleben eines marginalen, vermeintlich dem Untergang geweihten Wortbildungsmusters angesehen (s. SCHLERATH 1995: 261). Diese Darstellung ist aber nicht unumstritten: So geht etwa CASARETTO 2000: 210^[Fn.2] beim Ausbau der westgermanischen *s*-Stämme nicht von Wortbildungen, sondern von rein

flexivischen Umbildungen aus.

GRIEPENTROG 1995: 13^[Fn.1] schlägt vor, bei den germanischen Stammklassen neben der Unterscheidung *produktiv* - *unproduktiv* eine zusätzliche Unterscheidung *lebendig* - *nicht lebendig* vorzunehmen. Von Produktivität spricht er, wenn mittels eines Stammsuffixes neue Ableitungen nach dem entsprechenden Muster gebildet werden, von Lebendigkeit, wenn das zugrundeliegende Wortbildungsmuster zwar unproduktiv ist, die Gruppe jedoch sekundär, etwa durch Flexionsklassenübertritte, Zuwachs erhält (vgl. z. B. die Wörter mit sekundärer Flexion nach dem Muster der Wurzelnomina im Altwestnordischen, s. Kap. 4.3). GRIEPENTROGS Vorschlag ist somit nichts anderes als eine alternative Benennung der oben dargelegten Unterscheidung von Produktivität eines Wortbildungsmusters vs. Produktivität einer Flexionsklasse. GRIEPENTROG muss nur deshalb einen zusätzlichen Terminus "Lebendigkeit" einführen, weil er vom Begriff der *Stammklasse* ausgeht, der sich in der üblichen Verwendungsweise eben sowohl auf die Wortbildung wie auch auf die Flexion bezieht. Dies erlaubt es schon terminologisch nicht, die zwei Dinge auseinander zu halten. Wenn man von einer produktiven Stammklasse spricht, ist das also mehrdeutig: Es bleibt offen, ob man das Wortbildungsmuster oder die Flexionsweise meint. Hält man jedoch Wortbildung und Flexion auseinander, wie es auch aus anderen Gründen sinnvoll erscheint, kommt man m. E. problemlos mit der Unterscheidung *produktiv* - *unproduktiv* aus.

Ein anderes Verständnis von Produktivität hat PANAGL 1982: 225, nach dem dieser Terminus "wegen seiner differenzierten Bedeutung und zahlreicher Implikationen nur mit äußerster Vorsicht zu verwenden ist und in jedem Einzelfall nach der terminologischen Goldwaage verlangt". Offenbar setzt PANAGL *produktiv* in jedem Fall mit *unbeschränkt produktiv* gleich, sodass etwa ein Wortbildungsmuster für Nomina agentis nur dann als produktiv einzustufen wäre, wenn es "grundsätzlich von jedem Verbum" (S. 226) gebildet werden könnte. Nach dieser m. E. zu strikten Terminologie könnte man aber selbst die *er*-Bildungen des Neuhochdeutschen nicht als produktiv bezeichnen, da es, wie PANAGL auf S. 227 selber ausführt, systematische (semantisch bedingte) Ausnahmen gibt ([†]*Leber*, [†]*Sterber* zu *leben* und *sterben*). Ich gebe demgegenüber dem Terminologiegebrauch von CASARETTO 2000: 211^[5] (mit Literaturverweisen) den Vorzug, wonach bei Wortbildungsmustern alleine das Auftreten von neuen Ableitungen für die Bezeichnung als produktiv massgeblich ist.

2.2 Der Flexionsklassenübertritt

Von *Flexionsklassenübertritt* spricht man dann, wenn ein Lexem von einer Flexionsklasse in eine andere überwechselt. Ursachen und Umstände von Flexionsklassenübertritten sind, wie in dieser Studie noch zu sehen sein wird, vielfältig, und wohl aus diesem Grund hat die Forschungsliteratur für das Phänomen ganz verschiedene Namen geprägt: Neben *Klassenwechsel* (KÜRSCHNER 2008, NÜBLING 2008a) spricht man auch von *Übertritt* (Ae. Gr. §239, §288; LÜHR 1988: 208), von *Übergang* (Ahd. Gr. §231_[A2]), von *Transfer* (engl. *inflectional transfer*, HOCK 1991: 217), von *morphologischer Umbildung* (CASARETTO 2004: 190), *Umgestaltung* (BAMMESBERGER 1990: 137) oder von *Metaplasmus* (so HIRT 1931–4: II,24; HARDARSON 2005: 220). Man sagt, dass ein Lexem in eine andere Klasse *überführt* (GRIEPENTROG 1995: 323) oder *umgeleitet* (Ae. Gr. §261) wird, sich einer solchen *anschliesst* (SCHAFFNER 2001: 535) oder bei ihr *einrangiert* (SCHAFFNER 2001: 626) wird. In der englischsprachigen Literatur begegnet man dem Ausdruck *shift of declension* bzw. *declension shift* (STURTEVANT 1936: 47, LAHIRI/DRESHER 1984). Oft wird das Thema auch unter dem generelleren Titel von *morphologischer Umstrukturierung* (engl. *restructuring*, ADAMCZYK 2010, KASTOVSKY 2000) o.ä. abgehandelt. Wenn der Weg zum Flexionsklassenwechsel nicht vollständig begangen wird, sondern nur eine partielle Angleichung an eine andere Klasse bzw. Schwankungen zwischen beiden festzustellen sind, finden sich häufig Formulierungen wie *Berührungen* (Ahd. Gr. §226_[A2]) oder *Vermischungen* (Ahd. Gr. §231_[A3]).

Je nachdem, ob die Herkunftsklasse in der Folge solcher Übertritte weiterexistiert, werden zwei Fälle unterschieden. Bleibt die ehemalige Klasse bestehen, handelt es sich bloss um einzelne Flexionsklassenübertritte; verbleiben dort keine Mitglieder mehr, kommt dies ihrem Untergang gleich und man spricht von einem *Flexionsklassenzusammenfall*. Terminologisch kann man dies auch so ausdrücken, dass eine Stammklasse eine andere *schluckt* (SCHLERATH 1995: 263) oder deren Mitglieder *absorbiert* (engl. *absorbed*, HOGG 1980: 281). Der Zusammenfall ist häufig lautlich zu erklären, z. B. durch die Erosion der distinkten Flexionsendungen, kann aber auch eine Folge mehrerer Übertritte sein.

Als hauptsächliches Erklärungsmodell zum Verständnis von Flexionsklassenübertritten hat sich in der bisherigen Forschung das Konzept der *Scharnierform* herauskristallisiert (Begriff in dieser Verwendung z. B. bei STÜBER

2002: 168, SCHAFFNER 2003: 212). Unter Scharnierform ist eine solche Flexionsform zu verstehen, die bezüglich ihrer Flexionsklassenzugehörigkeit mehrdeutig ist und so eine morphologische Uminterpretation ermöglicht. Für Scharnierform sind auch die Bezeichnungen *Gelenkform* (so z. B. bei GRIEPPENTROG 1995: 154), *Brücke* (BAESECKE 1918: 161, MOTTAUSCH 2011: 41) und in der englischsprachigen Literatur *pivot* ‘Drehpunkt, Gelenkverbindung’ (HOCK 1991: 217) in Gebrauch.

Der Begriff *Gelenkform* wurde wesentlich von EGLI 1954 in seiner Studie zur Heteroklasie im Griechischen geprägt. Im Gegensatz zum heutigen Terminologiegebrauch verstand EGLI unter Heteroklasie nicht bloss “[p]aradigmatisch[en] Suffixwechsel” (RIX 1992: 126), sondern generell das Auftreten von innovativen Flexionsformen nach “fremden” Paradigmen. Unter *Gelenkheteroklasie* (S. 21, 18ff.) fallen bei ihm deshalb auch Vorgänge, die in heutiger Terminologie eher als Flexionsklassenübertritte zu bezeichnen wären. Die Gelenkform heisst bei EGLI auch *Gelenkkasus* (S. 23), der Klassenwechsel *Paradigmaumbiegung* (S. 22). Für den Begriff *Scharnierform* finde ich in der Fachliteratur ungefähr seit den 80er-Jahren häufigere Vorkommen.

Ein abstraktes Beispiel soll dazu dienen, das Prinzip zu illustrieren. Man denke sich zwei hypothetische Wortstämme *ccc-* und *ddd-*, die einer Flexionsklasse 1 bzw. 2 mit folgenden Endungssätzen angehören:

	Kl. 1	Kl. 2
Kasus 1	-a	-i
Kasus 2	-e	-u
Kasus 3	-o	-o

Die Flexion der beiden Wörter ist damit *ccc-a*, *ccc-e*, *ccc-o* und *ddd-i*, *ddd-u*, *ddd-o*. Da der Kasus 3 in beiden Paradigmen auf -o ausgeht, kommt ihm die Rolle einer Scharnierform zu. Der Kasus 3 *ccc-o*, eigentlich dem Paradigma der Klasse 1 entstammend, kann dann als zur Klasse 2 zugehörig empfunden werden (wie *ddd-o*) und als Grundlage für den Aufbau eines neuen Paradigmas *ccc-i*, *ccc-u*, *ccc-o* dienen. Das Wort ist somit von der Klasse 1 in die Klasse 2 übergetreten. Auslöser für die morphologische Innovation ist also eine Reanalyse einer mehrdeutigen Flexionsform, ihr Resultat ist eine flexivische “Entgleisung”. Ein solcher Flexionsklassenübertritt fällt in den Rahmen be-

kannter Analogieprozesse und kann im Wesentlichen als Resultat mehrerer Morphemübertragungen aufgefasst werden.

Mit Morphemübertragung ist der interparadigmatische Transfer einer Flexionsendung, genauer gesagt einer flexivischen Regel, nach dem Muster der proportionalen Analogie gemeint, s. zu diesem Typ der Analogie HOCK 1991: 171–9. Morphemübertragungen können im Rahmen einer prozessbasierten Morphologie als Ausweitung des Anwendungsbereichs flexivischer Regeln angesehen werden. Die Bezeichnung engl. *Morpheme Transplantation*, so VAN LOON 2005: 185ff., ist weniger glücklich, weil bei diesem Analogieschritt ein Morphem nicht “verpflanzt”, sondern kopiert wird. Zu einigen Überlegungen, welche Endungen besonders gute Kandidaten für eine Morphemübertragung darstellen, s. Kap. 5.3.2 dieser Arbeit.

Der Aufbau eines neuen, oft regelmässigeren Paradigmas aus einer flektierten Einzelform wird in der Fachliteratur auch als *Hypostase* (z. B. HARDARSON 2009: 20) bezeichnet. Bisweilen wird der Begriff Hypostase allerdings auch in einem engeren Sinn nur für die Uminterpretation einer flektierten Form zu einer neuen Basisform (Nominativ Singular) verwendet, s. EGLI 1954: 126, HEIDERMANNS 2004: 14 (z. B. der Ländername *Polen* als Neutrum Singular, Gen. *Polens*; eigentlich ein Plural (*die*) *Polen* zu *der Pole*).

Eine offene Frage ist, ob eine Scharnierform alleine eine hinreichende Bedingung für einen Übertritt ist, oder ob allenfalls noch weitere Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit es zur morphologischen Innovation kommt. Mit Sicherheit führt eine Scharnierform nicht in jedem Fall zu einem Übertritt, da sonst z. B. die in vielen altgermanischen Sprachen über die gesamte Substantivdeklinations hinweg gleichförmige Endung des Genitiv Plural (vgl. ahd. *-o*, awn. *-a* u. a.) zu einem völligen Kollaps des Systems geführt hätte. Es wird noch zu sehen sein, ob allenfalls gewisse Paradigmenzellen – im Verdacht steht besonders der Nominativ Singular als sogenannte Basisform – als Scharnierform besonders wirksam gewesen sind (s. dazu Kap. 5.2 im Auswertungsteil). Zudem ist nach weiteren Faktoren Ausschau zu halten, die unter Umständen auch unabhängig vom Vorhandensein gleichlautender Endungen einen Übertritt ermöglichen konnten.

Dass nicht nur Kasusformen als Scharnierformen in Frage kommen, zeigen die Untersuchungen von EGLI 1954 zum Griechischen, wo offenbar besonders viele Übertritte via (Nominativ) Plural bzw. via Kollektivum gelaufen

sind. Den Vorgang zeigt anschaulich gr. ἀστήρ m. ‘Stern’ neben gr. ἄστρον n. ‘Stern’. Das ältere Wort ist gr. ἀστήρ; zu diesem kam auch eine Kollektivbildung ἄστροα ‘Gestirn, Gesamtheit aller Sterne’ vor. Nach dem Vorbild der häufigen thematischen Neutra Nom. Sg. ζυγόν ‘Joch’ - Nom. Akk. Pl. ζυγά wurde dann zu ἄστροα ein neuer Singular ἄστρον n. ‘Stern’ geschaffen, s. EGLI 1954: 19,37ff. Bis zur Vervollständigung des Paradigmas nach den thematischen Neutra war es dann vom neuen Nominativ Singular ἄστρον aus nur noch ein kleiner Schritt.

Reiches Anschauungsmaterial für flexivische Neuerungen dieser Art bietet das Lateinische, s. LEUMANN 1977: 447-52 (“Flexionswechsel und Heteroklisie”) und für das Mittellateinische STOTZ 1996-2004: IV,5-47 (“Wechsel zwischen den einzelnen Flexionsklassen”). Aus dem Baltischen können etwa die bei FRITZ 2011: 128 besprochenen Übertritte ererbter Wurzelnomina wie lit. *akis* f. ‘Auge’, lit. *ausis* f. ‘Ohr’ zu den *i*-Stämmen angeführt werden. Zum Flexionswechsel kam es gemäss FRITZ ausgehend vom Dual auf *-ī, der lautlich mit den Ausgängen der *i*-Stämme zur Übereinstimmung gekommen war. Die Beispiele dieser Art liessen sich leicht noch vermehren.

Mit Scharnierformen in der oben genannten Art operiert LÜHR 1988: 208-13 in ihrer Darstellung der jüngeren Entwicklungen bei den germanischen *n*-Stämmen; sie zieht dafür u. a. den Genitiv Plural sowie den Dativ und Akkusativ Plural in Betracht. Zentral ist das Konzept auch in den Arbeiten von SCHAFFNER (2001 und 2003), der mithilfe des Vernerschen Gesetzes ältere Nominalparadigmen mit beweglichem Akzent und Ablaut erschliesst. Bei der Beseitigung des Wurzelablautes im Urgermanischen konnten dann, so SCHAFFNER, aus den verschiedenen Ablautvarianten neue Paradigmen aufgebaut werden. Dies hilft zu erklären, wieso etymologisch allem Anschein nach identische Wörter im Vergleich zwischen den altgermanischen Einzelsprachen teilweise unterschiedlichen Wurzelablaute sowie grammatischen Wechsel zeigen.

Da Übertritte wie erwähnt als Wirkung mehrerer Morphemübertragungen angesehen werden können, stellt sich die Frage, ob der Vorgang schrittweise vor sich geht, oder ob sich ein sprunghafter Flexionswechsel zeigt. Dieser Frage ist ENGER 2010 in einer Untersuchung zum Norwegischen nachgegangen. ENGER kommt zum Schluss, dass es einen Wortartenunterschied gibt: Während die Verben dazu neigen, allmählich eine neue Flexion anzuneh-

men (wobei öfters als Zwischenstufen Mischparadigmen auftreten), verhält es sich bei den Substantiven so, dass die Wörter ohne Übergangsphase direkt und vollständig eine neue Flexion annehmen. Dies hängt womöglich damit zusammen, dass die Verbalparadigmen weitaus mehr Formen umfassen und somit viel weniger kompakt sind. Sie weisen zudem Subparadigmen für einzelne Modus- und Tempuskategorien auf, die eine gewisse Eigenständigkeit besitzen können. Der Schritt zur neuen Flexionsklasse ist deshalb bei den Substantiven schon rein aufgrund der Anzahl an Formen, die davon betroffen sind, kleiner. Dies mag einen direkten Übergang ohne Zwischenstufen bei den Substantiven begünstigt haben. Ob diese Resultate allerdings sprachübergreifend verallgemeinerbar sind, oder nur für das von ENGER besprochene Norwegische Gültigkeit besitzen, lässt sich aufgrund dieser Einzelstudie nicht beurteilen.

Der Vollzug des Klassenwechsels wird meist im Zusammenhang mit dem Spracherwerb gesehen. Was die Motivation für Flexionsklassenübertritte betrifft, äussert VAN LOON 2005: 181f. die Vermutung, dass Übertritte durch “less proficient speakers”, d. h. Nichtmuttersprachler, lernende Kinder oder Sprecher in Diglossiesituationen, verursacht werden. In der Tat kann man den morphologischen Umdeutungsprozess, der zum Klassenwechsel führt, als eine simple Verwechslung auffassen (EGLI 1954: 18). Man vergleiche hierzu LAHIRI/DRESHERS anschauliche Darstellung der Übertritte ehemaliger *u*-Stämme zu den *a*-Stämmen im Altenglischen:

“[...] a child acquires the nominative singular form of the *u*-stem noun *feld* ‘field’, and mistakenly thinks it is a member of the much larger and more productive *a*-stem declension. He then applies the *a*-declension endings to the other forms of the paradigm rather than the original *u*-declension endings. If this mistake occurs often enough, or remains uncorrected past a crucial stage, it will eventually emerge as a competitor to the original system. If it spreads and gains acceptance, it will result in a change in the grammar.” (LAHIRI/DRESHER 1984: 153f.)

2.3 Übertritt versus Ableitung

Die Abgrenzung von Flexion und Derivation gestaltet sich in der Praxis oft schwierig. WATKINS 1969: 19 spricht davon, dass „die Grenzlinie zwischen Stammbildung und Flexion [...] schwankend“ sei, „und dies mehr, als die herkömmliche Darstellung indogermanischer Morphologie vermuten läßt“. Auch nach FLEISCHER/BARZ 2012: 10 erweist sich „eine strikte Grenzziehung als unangemessen; vielmehr ist eine breite Übergangszone anzunehmen“. In diese Übergangszone gehören etwa Grenzfälle wie die Partizipialbildungen oder die adjektivischen Komparative und Superlative, die einerseits als Flexionsformen der zugrundeliegenden Verben bzw. Adjektive, andererseits auch als lexikalisch eigenständige Derivate aufgefasst werden können – für beide Sichtweisen gibt es bekanntlich gute Argumente (vgl. zur Diskussion FLEISCHER/BARZ: 9–12).

Die gegenseitige Verflechtung zeigt sich im Bereich der altgermanischen Nominalflexion schon daran, dass die in der Forschungsliteratur üblichen Namen für die Flexionsklassen auf den Ableitungssuffixen bzw. deren Auslaut basieren (*a*-Stämme, *i*-Stämme, *n*-Stämme usw.). Die Benennungsweise rührt daher, dass die germanischen Deklinationsklassen auf Grundlage der unterschiedlichen Stammauslaute entstanden sind, wie in Kap. 3.1 noch genauer zu besprechen sein wird. Bei diesen Stammauslauten handelt es sich um (ehemalige) Wortbildungsaffixe bzw. um deren letztes Segment. Diese Benennungsweise, die aus sprachhistorischer Sicht also durchaus sinnvoll ist, macht es somit schon terminologisch kaum möglich, über eine Flexionsklasse zu sprechen, ohne auch die Wortbildung (Stammbildung) ins Spiel zu bringen, und umgekehrt.

Der einzige mir bekannte Vorstoß in die Richtung einer terminologischen Scheidung beider Bereiche stammt von SCHENKER 1971, der in seinem Aufsatz zu den germanischen *s*-Stämmen zwischen $\%s$ -Flexion und $\%s$ -Stämmen unterscheidet. Er trägt damit dem Umstand Rechnung, dass nicht alle Wörter, die synchron ein bestimmtes Flexionsverhalten (sogenannte $\%s$ -Flexion) zeigen, auch etymologisch gesehen mit einem solchen Stammbildungssuffix $*-\%s-$ gebildet sind. Es gibt also Substantive, die sekundär zur $\%s$ -Flexion hinzugekommen sind, ohne dass sie je einen Derivationsprozess mit einem derartigen Suffix durchlaufen hätten. Eine terminologische Präzisierung nach dieser Art hat sich allerdings, obwohl sie einen legitimen Punkt aufgreift,

bis heute nicht durchgesetzt. Ich sehe auch selber davon ab, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ist eine Benennung des Flexionsmusters nach dem Wortbildungssuffix (wie in %s-Flexion) wenig sinnvoll, wenn das Anliegen der Unterscheidung gerade das ist, die Flexion von der Stammbildung zu scheiden. Für die Deklinationsklasse einen neuen, von der Stammbildung unabhängigen Namen einzuführen, wäre wiederum ganz unsinnig. Noch stärker ins Gewicht fällt ein zweites, pragmatisches Hindernis: Eine Trennung von beidem ist in vielen Fällen nicht trivial und oft lässt sich – wenn überhaupt – erst nach einer eingehenden etymologischen Untersuchung ermitteln, ob ein Lexem als ein ursprüngliches Mitglied einer Stammklasse gelten kann oder evtl. erst nachträglich dort eingereiht wurde. Deshalb scheint es mir am vernünftigsten, bei der üblichen Terminologie von *a*-Stämmen usw. zu bleiben, und zwar auch dann, wenn es um das Flexionsmuster geht. Den sich daraus ergebenden Nachteil, dass die Bezeichnung eines Wortes als *i*- oder *n*-Stamm mehrdeutig ist, weil damit noch nicht gesagt ist, ob man die Flexion oder die Stammbildung meint, muss man in Kauf nehmen.

Dem Begriff der “Stammbildung” bzw. “Stammklasse” selber haftet denn auch stets diese Ambiguität zwischen Flexion und Wortbildung an. Historisch betrachtet, handelt es sich bei der Stammbildung um einen Teilbereich der Derivation (suffixale Ableitung), die resultierenden Stammklassen sind in erster Linie (aber eben nicht nur) Gruppen der nach demselben Wortbildungsmuster abgeleiteten Nomina. Doch wird häufig auch von Stammklassen gesprochen, wenn es nur um die Flexion geht: Lexeme werden aufgrund ihrer flexivischen Eigenschaften einer bestimmten Stammklasse zugewiesen, auch wenn sie am zugrundeliegenden Wortbildungsprozess nie teilgenommen haben, z. B. eingegliederte Lehnwörter oder Übertritte aus anderen Klassen.

Es ist also KASTOVSKY 2004: 90 recht zu geben, wenn er feststellt, dass in einem morphologischen System mit “Stammbildungsverfahren” eine “systematische Trennung von Wortbildung und Flexion im eigentlichen Sinn nicht immer möglich” ist. In einzelnen Fällen wird die “Differenzierung von morphologischer Umkategorisierung und echter Derivation mit einem Funktionsunterschied zwischen Ableitung und Grundwort” sogar als “unmöglich” eingestuft (CASARETTO 2004: 209, zu den gotischen *n*-Stämmen). Da es jedoch eine wesentliche Aufgabe dieser Studie ist, Stellung zu nehmen dazu, ob es sich bei Fällen von etymologisch verwandten, einzelsprachlich aber unterschiedlich flektierenden Wörtern um Flexionsklassenübertritte handelt, muss

dennoch nach Kriterien Ausschau gehalten werden, um das eine vom anderen trennen zu können. Im Folgenden wird deshalb der Frage nachgegangen, welche allgemeinen Unterschiede es zwischen Flexion und Derivation gibt, und es wird geprüft, welche davon sich im vorliegenden Zusammenhang als brauchbare Unterscheidungskriterien erweisen könnten.

Einigermassen klar ist der Fall, wenn sich zwei ähnliche Wörter abgesehen von der Stammklassenzugehörigkeit auch noch im Wurzelablaut unterscheiden, vgl. etwa got. *laudi** f. ‘Gestalt’ neben *ludja* f. ‘Angesicht’. Dies deutet in der Regel darauf hin, dass man es mit unterschiedlichen Derivaten zu tun hat. Ganz eindeutig ist aber auch ein solcher Befund nicht, da es sich bei Wurzelablaut – je nach Ablautverhältnis und Stammklasse – auch um unterschiedliche Abspaltungen aus einem Paradigma mit ehemals mobilem Akzent handeln kann, vgl. awn. *fjorðr* m. ‘Fjord’ < **férpu*- neben ahd. *furt*, ae. *ford* m. ‘Furt’ < **furðu*-, s. SCHAFFNER 2001: 84. Wie letzteres Beispiel zeigt, beweist auch der grammatische Wechsel noch nicht, dass es sich um eine separate Ableitung handelt. Da der Aufbau neuer Paradigmen auf Basis älterer Stammvarianten die typischen Merkmale eines Wortbildungsprozesses, insbesondere das Hinzutreten eines Suffixes und eine semantische Differenzierung vermissen lässt, sind solche Fälle m. E. eher als Flexionsklassenübertritte denn als Wortbildungsprozesse zu werten.

Eine Besonderheit der Wortbildung ist es, dass sie die Entstehung eines neuen Lexems zur Folge hat, welches nicht selten einer anderen Wortart angehört. Da es sich beim in dieser Studie zu besprechenden Material durchwegs um Substantive handelt, also stets Substantive mit Substantiven verglichen werden, fällt der Wortartenwechsel als Kriterium für die Identifizierung eines Derivationsprozesses allerdings weg. Auch das Genus kann, muss sich bei einer Ableitung aber nicht ändern. Abweichendes Genus ist also ein Indiz für eine Ableitung, schliesst aber einen Flexionsklassenübertritt keineswegs aus.

Ein weiterer Punkt, an dem man ein Derivationsverhältnis gewöhnlich erkennen kann, ist der Umstand, dass bei einem Derivationsverhältnis Ableitungsbasis und Derivat in einem bestimmten funktionalen (semantischen) Verhältnis stehen. Dieses kann sich natürlich mit der Zeit verdunkeln, und der Verdunkelungsprozess kann bereits in der vorhistorischen Zeit eingetreten sein. Doch steigt die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um eine Derivation handelt, mit zunehmend klarerem funktionalen Bezug.

Die Bestimmung eines Wortes als Derivat setzt voraus, dass zum gegeb-

nen Zeitpunkt in der unter Betracht stehenden Sprache ein entsprechendes produktives Derivationsmuster vorhanden war. Die Produktivität eines Derivationsmusters kann natürlich nicht im positiven Sinn dazu dienen, um ein Substantiv als Derivat zu bestimmen, doch kann man umgekehrt eine Derivation ausschliessen, wenn sich zeigen lässt, dass ein entsprechendes Derivationsmuster zum gegebenen Zeitpunkt in der gegebenen Sprachstufe nicht produktiv war. Diese Argumentationslinie setzt natürlich voraus, dass die Produktivität bzw. der Grad der Produktivität eines Derivationsmusters in einer historischen Sprachstufe beurteilt werden kann. Dies ist keine leichte Aufgabe, da ein entsprechendes Instrumentarium, wie es bei Sprechersprachen zu diesem Zweck angewendet wird, bei Korpus- und Rekonstruktssprachen nicht zur Verfügung steht. Dank den Arbeiten von PANAGL 1982, 1987 und CASARETTO 2000, 2004: 27-31 wurden jedoch in neuerer Zeit in diesem Bereich deutliche Fortschritte erzielt, sodass heute immerhin recht brauchbare Methoden vorliegen, um die Produktivität von Wortbildungsmustern in historischen Sprachstufen beurteilen zu können. Ich ergänze die in den genannten Arbeiten vorgeschlagenen Punkte zu folgendem Kriterienkatalog:

(1) Vorhandensein entsprechender Basen: Es versteht sich von selbst, dass eine Ableitung eine entsprechende Basis voraussetzt. Formal isolierte Lexeme, die synchron nicht auf eine Basis bezogen werden können, stehen somit unmittelbar im Verdacht, nicht auf dieser Sprachstufe entstanden zu sein. Zu diesem Kriterium ist einschränkend zu sagen, dass die Nichtüberlieferung eines Wortes bekanntlich nicht seine Nichtexistenz beweisen kann – insbesondere bei Kleinkorpusssprachen wie etwa dem Gotischen darf dieser Punkt nicht übersehen werden. Die Basis könnte also zufällig fehlen, und man darf den Einzelfall nicht zu stark gewichten. Erkennt man jedoch bei mehreren Lexemen ein (systematisches) Fehlen entsprechender Basen, kann dies als Hinweis darauf gewertet werden, dass sie Überreste aus einer früheren Periode sind und auf eine alte, wohl nicht mehr produktive Bildungsweise zurückgehen.

(2) Synchrone Durchsichtigkeit der Bildungen: Basis und Derivat stehen in einem fixen Verhältnis, sodass das Derivat in seiner Form und seiner Bedeutung aufgrund der Basis und der Wortbildungsregel vollständig vorhersagbar ist. Je durchsichtiger der Bezug, desto wahrscheinlicher, dass man es mit einem produktiven Muster zu tun hat.

(3) Häufigkeit durchsichtiger Wortbildungspaare (Basis und Derivat): Es ist wichtig, bei diesem “quantitativen Kriterium” (PANAGL 1982: 228) nicht

nur die Häufigkeit der Derivate, sondern auch die der Wortbildungspaare zu berücksichtigen. Allein die Quantität von Bildungen einer bestimmten Art muss nämlich nicht unbedingt etwas für deren Produktivität bedeuten, da sie möglicherweise alle aus einer älteren Periode stammen und das entsprechende Wortbildungsmuster in der Zwischenzeit aufgegeben worden sein kann. Dies zeigt etwa CASARETTO 2000: 212 anhand der neuhochdeutschen Bildungen auf *-nis* wie *Erkenntnis*, *Versäumnis*, *Verhängnis* usw. auf, "die synchron zwar sehr zahlreich sind, aber keinen produktiven Typ mehr darstellen". Wenn man die Basen mitberücksichtigt, also isolierte Bildungen ausschliesst, und nur die Wortbildungspaare betrachtet, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass man es bei hoher Frequenz mit einem produktiven Muster zu tun hat. Je häufiger und je durchsichtiger die Paare sind, desto leichter muss es den Sprechern gefallen sein, auf analogischem Weg neue Derivate zu bilden und so die Bildweise am Leben zu erhalten.

(4) Bestimmung des Ableitungszeitpunktes aufgrund von etymologischen und sprachvergleichenden Überlegungen. Hier sind nachweisbar "junge" Basen besonders aussagekräftig, etwa wenn Ableitungen von Lehnwörtern auftreten, deren Entlehnungszeitpunkt zeitlich eingegrenzt werden kann, s. CASARETTO 2000: 212 und Fn. 10. So sind etwa in der Wulfil-Bibel vorkommende Ableitungen, deren Basen erst im Kontext der Bibelübersetzung entstanden sind, mit Sicherheit als produktiv zu werten; als Beispiel sei auf das bei CASARETTO 2004: 28 zu got. *ananiujīþa** 'Erneuerung' Gesagte verwiesen.

(5) Typologische Überlegungen: Dieses von PANAGL 1982: 229 ins Spiel gebrachte Kriterium beruht auf der Hypothese, dass eine Sprache stets mindestens ein produktives Muster für die wichtigsten Funktionstypen wie Nomina agentis, Verbalabstrakta usw. aufweist. Da dieses Kriterium aber wiederum auf die Frequenz der Bildungen abzielt, indem argumentiert wird, die zu einem gegebenen Zeitpunkt frequenteste Bildweise ("Default"-Muster) sei jeweils als produktiv zu bestimmen, merkt CASARETTO 2000: 214 kritisch an, dass es auch denselben Einschränkungen unterliege wie das oben genannte quantitative Kriterium. Während man sich in der Tat schwer vorstellen kann, dass es unter den germanischen Sprachen eine geben könnte, die etwa für die Bildung von Nomina agentis oder Verbalabstrakta kein produktives Muster kennt, ist der Nutzen dieses Kriteriums in der Praxis dennoch nicht allzu gross. Dies liegt daran, dass die Wortbildungsmuster, über deren Produktivität man sich Aufschluss erhofft, in der Regel eben eher marginale, schlecht

bezeugte sind und als solche nicht zu jenen leicht als produktiv erkennbaren “Default”-Mustern gehören.

Was die Argumentation zugunsten eines Übertrittes betrifft, lassen sich keine eindeutigen Indizien anführen. In der Praxis ist in erster Linie ausschlaggebend, ob ein plausibler Grund für einen Klassenübertritt ausfindig gemacht werden kann. Ein solcher auslösender Faktor kann im Prinzip auf einer beliebigen Ebene der Sprache angesiedelt sein, also etwa lautlicher, systemischer oder semantischer Art sein (vgl. dazu die Auswertung der Fallstudien in Kap. 5).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich nur schwer greifbare Kriterien finden lassen, um eine Trennung von Übertritten und Ableitungen vollziehen zu können. Am deutlichsten ist ein Derivationsverhältnis erkennbar, wenn Wurzelablaut oder grammatischer Wechsel vorliegt, doch ist auch dieser Befund nicht ganz eindeutig, da dies grundsätzlich auch bei Abspaltungen aus einem Flexionsparadigma mit ehemals mobilem Akzent der Fall sein kann. Da im vorliegenden Zusammenhang das Kriterium des Wortartenwechsels nicht weiterhilft, muss eine Entscheidung jeweils hauptsächlich aufgrund der semantischen Verhältnisse und des Genus gefällt werden. Um zugunsten einer Ableitung entscheiden zu können, ist es zudem nötig, die Produktivität des entsprechenden Derivationsmusters wahrscheinlich zu machen, wofür hier einige Kriterien präsentiert worden sind. Um im positiven Sinn für einen Übertritt zu argumentieren, kommt nur das Vorhandensein einer klar ersichtlichen Motivation für einen Klassenübertritt in Frage.

Suffixerweiterung

Eine besondere Behandlung verdient im Rahmen der vorliegenden Arbeit der Terminus der Suffixerweiterung. Damit ist eine mechanische Anfügung eines (zusätzlichen) Stammsuffixes an eine bereits substantivische Basis gemeint, ohne dass ein funktionaler Unterschied erkennbar wäre. *Erweiterung* wird als Fachbegriff für diesen Vorgang bereits bei EGLI 1954: 12 verwendet. Unter Suffixerweiterung fällt der in den germanischen Sprachen häufig zu beobachtende Vorgang der Thematisierung, bei der das thematische Suffix germ. **-a-* (bzw. sein feminines Pendant **-ō-*) an einen älteren konsonantischen Stamm antritt. Dies ist z. B. beim Heteroklitikon für ‘Wasser’ der Fall, das ursprünglich zwei Stammvarianten **wat-r-* und **wat-n-* aufwies. Eine direkte Fortsetzung einer dieser beiden Stämme gibt es nur noch im Gotischen,

wo got. *watō* n. als *n*-Stamm erscheint (mit besonderer Flexion, s. Got. Gr. §110_[A1]). In der späteren Überlieferung erscheinen dagegen die Kontinuanten sowohl der einen wie auch der anderen Stammvariante als *a*-Stämme, d. h. sie setzen durch das thematische Element **-a-* erweiterte Stammformen **watr-a-* (ae. *wæter*, ahd. *wazzar* usw.) bzw. **watn-a-* (vgl. awn. *vatn*) fort. Ein semantischer Unterschied ist nicht zu erkennen, sodass man von einem rein ausdrucksseitigen Prozess ausgehen muss.

Dies wirft die Frage auf, ob man Suffixerweiterungen als einen Sonderfall der Wortbildung oder als einen Sonderfall der Flexionsklassenübertritte betrachten soll. Ausdrucksseitig entspricht der Vorgang genau dem Prozess der Wortbildung (Anfügung eines Suffixes an eine bestehende Basis; der so entstandene Stamm wird dann mit Flexionsendungen versehen). Zu einem Wortbildungsvorgang gehört jedoch noch deutlich mehr als bloss der formale Suffigierungsprozess: Ebenso wichtig ist das semantische Verhältnis von Basis und Derivat (Funktion der Ableitung), und häufig ist damit auch ein Wortarten- bzw., solange sich alles innerhalb des Teilbereichs der Substantive abspielt, ein Genuswechsel verbunden. Da all dies bei der Suffixerweiterung fehlt, ist es m. E. kaum gerechtfertigt, diese als eine Art von Wortbildung zu bezeichnen.

Das Fehlen eines funktionalen Unterschiedes verbindet die Suffixerweiterung dagegen mit dem Flexionsklassenübertritt. Auch hier findet eine rein ausdrucksseitige morphologische Erneuerung statt. Es gibt aber einen formalen Unterschied: Während bei der Suffixerweiterung dem Stamm ein zusätzliches Segment angefügt wird, handelt es sich beim Flexionsklassenübertritt um einen Suffixersatz – bei einem Übertritt von den *wa-* zu den *u*-Stämmen beispielsweise tritt, abstrakt gesprochen, das *u*-Suffix an die Stelle des älteren *wa*-Suffixes und verdrängt dieses (vgl. got. *skadus* ‘Schatten’ mit Stamm *skad-u-* für älteres **skad-wa-*, s. Kap. 4.1). Suffixersatz erfolgt auch bei einem Teil der Derivationsprozesse, vgl. got. *hairs* m. ‘Hirte’ < **χerd-ija-* als denominale Ableitung zu got. *hairda* f. ‘Herde’ < **χerd-ō-*. Bei der Suffixerweiterung dagegen werden die Suffixe kumulativ aneinandergereiht (**wat-r-a-*, **wat-n-a-*). In letzterem Fall kommt es in der Folge typischerweise dazu, dass das erste, innerhalb des Wortes weiter vorne stehende Suffix mit dem lexikalischen Teil des Wortes verschmilzt. Man vergleiche das (ehemalige) *r*-Suffix in ahd. *wazzar*, das auf Stufe des Althochdeutschen z. B. ebenso wenig separat segmentiert werden kann wie das *n*-Suffix in awn. *vatn* – beide sind bereits

vollständig mit der lexikalischen Basis verwachsen.

Der Terminus *Suffixersatz* wird in diesem Sinn verwendet von SCHAFFNER 2001: 270^[Fn.17] (im Anschluss an MATZEL 1991: 248). Davon zu trennen ist nach SCHAFFNER der *Suffixwechsel* oder *Suffixtausch*, der in seiner Studie einen eingeschränkteren Anwendungsbereich hat und sich nur auf den Wechsel verschiedener (etymologisch identischer) Varianten eines Suffixes bezieht. Für Suffixerweiterung verwendet SCHAFFNER ferner die Bezeichnung *Weiterbildung* (S. 341 und 363).

Die Unterscheidung von Suffixerweiterung und Suffixersatz ist allerdings vorwiegend theoretischer Natur und spielt in der Praxis, wie sich zeigen wird, eine untergeordnete Rolle. Dies folgt direkt aus der unten, in Kap. 3.2 genauer begründeten Ansicht, dass die Stammsuffixe in historischer Zeit synchron vielfach gar nicht mehr als eigene Segmente analysierbar gewesen sind. Da sie meist geschwunden, mit den Flexionsendungen zu neuen Endungssätzen verschmolzen oder aber der lexikalischen Basis einverleibt worden waren, spielten sie auch bei Analogieschritten keine Rolle mehr. Dies lässt sich gut am gotischen Stamm *skad-u-* zeigen, der oben als Beispiel für einen Suffixersatz angeführt wurde. Das Paradigma von *skad-u-* (für älteres **skad-wa-*) wurde durch eine Reihe von Analogieschritten vom Nom. Sg. *skadus* aus aufgebaut. Dabei muss u. a. der Nom. Pl. **skadwōs* nach Analogie zu den *u*-Stämmen durch *skadjus** ersetzt worden sein. Mit Sicherheit war *-jus* zu diesem Zeitpunkt bereits zu einer Einheit verschmolzen (vgl. auch got. *brōþrjus*). Es ist also nicht so, dass die Sprecher tatsächlich ausdrucksseitig ein Stammsuffix durch ein anderes ersetzen; tatsächlich liegen auch hier einfache analogische Übertragungen von (synchronen) Flexionsendungen vor.

Neben den Thematisierungen gibt es im Germanischen eine zweite starke Tendenz zur Suffixerweiterung, nämlich die Erweiterung mit einem *n*-Suffix (sogenannte *n*-Erweiterung). Beides wird in Kap. 3.4 noch ausführlicher zu besprechen sein.

2.4 Flexionsklassenprofile und Stabilität

Die hier zugrundegelegte Definition einer Flexionsklasse (S. 15) stützt sich auf rein formale Kriterien ab. Dies folgt direkt daraus, dass unter Flexion bei Substantiven die Markierung von Kasus und Numerus verstanden wird.

Das heisst allerdings nicht, dass damit alles über Flexionsklassen gesagt wäre. Tatsächlich lassen sich Flexionsklassen weitere Eigenschaften zuordnen, etwa in Bezug auf semantische Merkmale, das Genus oder auf das Vorhandensein eines Klassenmarkers. Es handelt sich aber dabei um optionale Eigenschaften von Flexionsklassen, die sie aufweisen können, aber nicht müssen, und aus diesem Grund sind sie auch nicht in die obige Definition eingeflossen. Im folgenden Kapitel wird es nun darum gehen, inwiefern Flexionsklassen solche “ausserflexivisch[e]” (KÜRSCHNER 2008: 36) Eigenschaften zugeordnet werden können, und wie sich diese auf die Stabilität der Klasse auswirken.

In der jüngeren Forschungsgeschichte wurde verschiedentlich festgestellt, dass Flexionsklassen Verbindungen mit phonologischen, semantischen und prosodischen Merkmalen eingehen können. Dies wird meistens unter dem Begriff *Konditionierung* abgehandelt (z. B. KÜRSCHNER 2008). Gemeint ist damit die Herausbildung von Bedingungen, welche die Zuordnung eines Lexems zu einer Flexionsklasse (neu) regeln können. Das lässt sich z. B. gut an der von KÖPCKE 2000, 2002 behandelten Gruppe der schwachen Maskulina des Deutschen veranschaulichen: Wörter wie *Gefährte*, *Matrose*, *Kollege*, *Halunke* usw. sind typischerweise mehrsilbig (Silbenstruktur) und paenultimabetont (Prosodie), bezeichnen menschliche Wesen (Semantik) und enden auf Schwa (Phonologie). Gewiss gibt es auch so flektierte Wörter, die nicht in dieses Schema passen: Eine *Attrappe* ist nicht menschlich, ein *Rabe* ist nicht menschlich und nur zweisilbig, und ein *Bär* erfüllt sogar keines dieser Kriterien. Doch da diese Flexion, wie KÖPCKE 2000: 112ff. zeigt, bei den sogenannten “prototypischen” Wörtern, die alle diese Merkmale aufweisen, besonders konstant ist, und sie bei weniger prototypischen Wörtern dagegen öfters aufgegeben wurde (z. B. nhd. *Braten*, Gen. *Bratens*; ahd. *brāto*), wird man nicht daran zweifeln können, dass es tatsächlich eine Verbindung zwischen Flexionsklasse und den genannten Merkmalen gibt.

Semantische Merkmale

Dass Flexionsklassen reinen “Ballast’ im Sprachsystem” (WURZEL 1986: 76) darstellen, trifft insofern nicht zu, als es durchaus Verknüpfungen von Flexionsklassen mit ausserhalb der Flexion stehenden Merkmalen, etwa semantischen, gibt. Auch wenn es im Grossen und Ganzen sicherlich stimmt, dass die verschiedenen Flexionsklassen “keine semantisch funktionellen Unterscheidungen” darstellen, so RAMAT 1981: 67, wird man sie dennoch nicht als

völlig überflüssig bezeichnen wollen. Eine (wenn auch beschränkte) Klassifikation der Substantive nach semantischen Merkmalen findet nämlich in den germanischen Sprachen durchaus statt, wenn auch mit der Einschränkung, dass nicht jedes einzelne Lexem gemäss dieser Klassifikation eingereiht sein muss. Im genannten Fall der schwachen Maskulina des Deutschen ist dies etwa das Merkmal [+menschlich], in zweiter Linie [+belebt]. Dies äussert sich besonders klar im Umstand, dass die Klasse andere Maskulina mit dem Merkmal [+menschlich] anzieht, während sie solche mit [-menschlich] abstösst, s. KÖPCKE 2000: 119f. Es gibt also im Neuhochdeutschen eine Verbindung zwischen dem Flexionsmuster der schwachen Maskulina und dem semantischen Merkmal [+menschlich]. Somit ginge auch etwas verloren, wenn man den “Ballast” Flexionsklasse ganz über Bord werfen würde.

Ein Beispiel aus älterer Zeit ist die Flexion der Abstrakta auf germ. **-in-*, Typ ahd. *hōhī* ‘Höhe’ usw. Diese sind zwar nicht vollständig, aber überwiegend Adjektivabstrakta; der spezielle Flexionstyp ist also auch hier zumindest lose mit einem semantischen Merkmal, nämlich [+abstrakt], assoziiert. Ein weiteres Beispiel für eine semantisch klar eingegrenzte Gruppe stellen die gotischen Verbalabstrakta zu schwachen *jan*-Verben vom Typ *laiseins* ‘Lehre’ dar, die alle einer *i/o*-Mischflexion folgen. Auch die *r*-Stämme können hier genannt werden: Die Flexionsklasse ist vollumfänglich auf Verwandtschaftsnamen begrenzt, weist also einen engen Bezug zu einem semantisch zusammengehörigen Wortfeld aus.

Von einer Funktion der Flexionsklasse zu sprechen, scheint mir in solchen Fällen dennoch nicht richtig zu sein. Der Versuch von WURZEL 1986: 86, die (indo-)germanischen Stammklassen in die Nähe von semantisch motivierten Klassifikationssystemen zu rücken, wie es sie etwa im Vietnamesischen oder im Swahili gibt (WURZEL 1986, CARSTAIRS-McCARTHY 2000: 636f.), ist wenig überzeugend. WURZEL und – diesem folgend – auch CARSTAIRS-McCARTHY 2000: 636f. meinen, unter anderem in den westgermanischen Substantiven mit *ir*-Plural wegen ihrer gemeinsamen semantischen Merkmale (vorwiegend Bezeichnungen für Tierjunge, Pflanzenteile) einen Rest einer alten indogermanischen Nominalklassifikation erkennen zu können. Doch handelt sich dabei um eine sekundäre, erst im Westgermanischen erfolgte Sonderentwicklung auf Basis der indogermanischen *s*-Stämme. Diese *s*-Stämme waren von alters her Verbalabstrakta, überwiegend neutrale Nomina rei actae und Nomina actionis vom Typ urgerm. **seg^{1/4}a-* n. ‘Sieg’, s. STÜBER

2002: 37, 40 und 217ff. (daneben kommen Adjektivabstrakta und geschlechtliche Kollektiva vor, von denen erstere im Germanischen nur schwach, zweitere m. W. gar nicht vertreten sind). Ob unter den bei WÜRZEL genannten Tierbezeichnungen ahd. *lamb*, *kalb*, *brind* usw. überhaupt ein ererbter *s*-Stamm dabei ist, erscheint fraglich. Keine der hier zugehörigen Tierbezeichnungen **lambⁱ_az-* ‘Lamm’, **kalbⁱ_az-* ‘Kalb’, **χrinþⁱ_az-* ‘Rind’, **χōnⁱ_az-* ‘Huhn’ ist ausserhalb des Germanischen als *s*-Stamm bezeugt, s. CASARETTO 2000: 235.

Es verhält sich in den erwähnten Fällen lediglich so, dass die Mitglieder einer Klasse mehr oder weniger vollständig einem semantischen Bereich angehören bzw. mit bestimmten semantischen Merkmalen verknüpft sind. Dies trifft aber meistens nicht für alle Mitglieder einer Klasse zu und es sind auch längst nicht alle Klassen mit solchen semantischen Eigenschaften verbunden. Mit einem Flexionsmuster gehen also mitunter bestimmte semantische Assoziationen einher, doch geht dies nicht soweit, dass man von einer echten semantischen Klassifikation und damit einer funktionalen Bedeutung der Flexionsklassen sprechen könnte.

RINGE und RAMAT werden bei MAILHAMMER 2008: 282 m. E. zu Unrecht für die Aussage kritisiert, den altgermanischen nominalen Flexionsklassen könne keine semantische Funktion zugewiesen werden. MAILHAMMER unterscheidet hier nicht streng genug zwischen der Funktion der Wortbildungssuffixe, die den jeweiligen Flexionsklassen historisch zugrunde liegen, und der Funktion der Flexionsklassen selber. An den erwähnten Stellen bei RINGE 2006: 173 und RAMAT 1981: 61 ist nämlich explizit von Deklinationsklassen bzw. Flexionstypen die Rede, bei MAILHAMMER stehen hingegen die stammbildenden Suffixe im Zentrum.

Ähnlich argumentiert DAMMEL 2009, eine Flexionsklasse müsse nicht “accidentally” (unbeabsichtigt, zufällig) entstehen, sondern könne funktional motiviert sein (S. 1 und passim). Doch müssen hier zwei Dinge auseinandergehalten werden: Zum einen die Funktion der analogischen Prozesse, die für die Entstehung einer neuen Klasse verantwortlich sind, und zum anderen die Funktion der neu entstandenen Klasse selber. Es ist sicherlich der Fall, dass Analogien, welche zu einer Aufsplitterung eines Paradigmas und damit zur Neuentstehung einer Flexionsklasse führen, teilweise klar funktional motiviert sind (z. B. um flexivische Kategorien deutlicher zu markieren). Aber dies bedeutet nicht, dass man deshalb der neu entstandenen Klasse eine bestimmte Funktion zuweisen

könnte – sie ist lediglich ein unbeabsichtigter (“accidental”) Nebeneffekt dieser Analogien.

Flexionsklasse und Genus

Flexionsklasse und Genus sind in denjenigen Sprachen, die beide als Kategorien des Substantivs kennen, unterschiedlich stark miteinander verflochten. Aus theoretischer Sicht ist zunächst zu sagen, dass sich diese zwei Eigenschaften des Substantivs prinzipiell auf verschiedenen Ebenen befinden und sich auch in der sprachlichen Realisierung anders niederschlagen: Für die germanischen Sprachen, wie auch für viele andere, gilt die generelle Regel, dass sich die Flexionsklassenzugehörigkeit in der Formenbildung des Wortes äußert, das Genus dagegen hauptsächlich in der Kongruenz zum syntaktischen Kontext. Trotzdem kann von einer Unabhängigkeit beider in den hier interessierenden Sprachen keine Rede sein: Die Grammatik der indogermanischen und germanischen Sprachen lehrt, dass Genus und Flexionsklasse auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. Man beobachtet etwa, dass einzelne Flexionsklassen überwiegend oder sogar vollständig an ein Genus gekoppelt sind, dass mit einem Genuswechsel auch ein Flexionsklassenübertritt einhergeht, oder umgekehrt eine flexivische Umbildung einen Genuswechsel nach sich zieht.

Das gegenseitige Verhältnis von Flexion und Genus unterliegt dabei, genauso wie alle anderen Aspekte der Sprache, historischem Wandel. Auch bei der Herausbildung der germanischen Nominaldeklinations im Übergang vom Indogermanischen zum Urgermanischen und später in der Weiterentwicklung zu den germanischen Einzelsprachen lassen sich solche Entwicklungen beobachten. Eine Tendenz ist dabei besonders augenfällig, und zwar die zunehmende Bestrebung, die Genusunterscheidung stärker in die Flexion einfließen zu lassen. Die stärkere Kopplung von Genus und Flexionsklasse im Germanischen wird unten in Kap. 3.5 noch eingehender zu besprechen sein.

Die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit von Flexionsklasse und Genus ist eine, die unter anderem die Grammatikschreiber beschäftigt. Für den Grammatikschreiber stellt sich die Frage, ob man bei der Darstellung der Nominalflexion die Stammklasse oder das Genus in der Vordergrund rücken will. So gliedert etwa die Standardgrammatik des Althochdeutschen (Ahd. Gr.) das Material primär nach Stammklassen (*i*-Deklination, *u*-Deklination usw.) und bespricht genusbedingte Unterschiede innerhalb dieser Abschnitte. In

der mittelhochdeutschen Grammatik (Mhd. Gr.) wird dagegen in erster Linie nach Genus gegliedert (Maskulina, Neutra, Feminina), und erst in zweiter Linie nach (ehemaliger) Stammklasse unterschieden. Das Verhältnis von Flexionsklasse und Genus beschäftigt nicht nur die Grammatikschreiber, sondern hat auch das Interesse der sprachhistorischen Forschung geweckt. Die Forschung hat den Themenbereich aus ganz unterschiedlicher Perspektive beleuchtet. Im Folgenden sollen anhand neuerer Fachpublikationen einige zentrale Aspekte dieser Diskussion vorgestellt werden.

Im Jahr 2004 hat SCHWINK die These vorgelegt, nach der dem Femininum eine besondere Rolle beim morphologischen Wandel in der altgermanischen Nominalflexion zukomme. In seiner Studie zum Femininum im Germanischen, in der SCHWINK eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Flexionsklasse und Genus bietet, argumentiert der Autor, dass die Entwicklungstendenzen in der altgermanischen Nominalflexion vor dem Hintergrund einer späten Genese des femininen Genus zu sehen seien. Dieses neue, dritte Genus sei erst zu einem relativ späten Zeitpunkt als eigenständiges Genus grammatikalisiert worden, nachdem es im Pronominalbereich aufgekommen sei, und hätte beim Eindringen in das System der Nominalflexion, wo in älterer Zeit das Zwei-Genus-System *belebt* - *unbelebt* galt, eine Reihe von Umstrukturierungen ausgelöst. Mit Recht weist SCHWINK darauf hin, dass die im Germanischen erstarkende flexivische Scheidung nach Genus für einige der Umwälzungen verantwortlich gemacht werden kann, auch wenn m. E. Zweifel daran bleiben, ob dafür notwendigerweise eine späte Entstehung des Genus Femininum angenommen werden muss – insbesondere, da (mit Ausnahme des Anatolischen) sämtliche indogermanischen Sprachzweige das Drei-Genus-System kennen, und man dessen Genese deshalb nur ungerne in eine nachgrundsprachliche Zeit datieren möchte.

Der Frage danach, ob das Genus die Flexion steuert oder umgekehrt, d. h. ob sich bei morphologischen Umstrukturierungen eher das Genus nach der Flexion richtet oder umgekehrt, ist ENGER 2004 in einem Aufsatz zum Norwegischen nachgegangen. ENGER beobachtet in den Dialekten Norwegens Beispiele für beide Entwicklungen, kommt aber zum Schluss, dass in der Regel das Genus stabiler ist und sich eher die Deklinationsklasse ändert (S. 60). Dort, wo das Umgekehrte der Fall ist, nämlich Genuswechsel bei gleichbleibender Flexion, handelt es sich nach ENGER zumindest teilweise um Fälle, bei denen die Pluralformen im Vergleich zum Singular besonders häufig sind

(S. 70), d. h. es kann eine erhöhte Token-Frequenz im Plural für die Genusänderung verantwortlich gemacht werden. Diese Schlussfolgerungen sind aber vermutlich sprachabhängig und nicht ohne Weiteres auf andere Sprachen übertragbar. Auch in der sogenannten *minimalist morphology* sieht man das Genus als grundsätzlich an als die Flexionsklasse, s. WUNDERLICH 1996: 104. WUNDERLICH belässt es allerdings bei der pauschalen Aussage “[minimalist morphology] assumes gender to be basic”, aus der nicht klar hervorgeht, ob dies als allgemeingültige Maxime angesehen wird oder ob sich die Aussage auf bestimmte Sprachen bezieht.

Speziell mit dem Zusammenhang von Umstrukturierungen im System der Nominalflexion und dem grammatischem Geschlecht im Altenglischen beschäftigte sich jüngst ADAMCZYK 2013. Sie untersuchte die Entwicklung der Wurzelnomina im Altenglischen und kam dabei zum Schluss, dass die deutlich erkennbaren Tendenzen zur flexivischen Neuerung nach den vokalischen Klassen nur mit wenigen Fällen von Genuswechsel (Übernahme maskuliner Flexionsendungen bei Feminina) einhergingen, man also nicht von einem systematischen Genuswechsel sprechen könne.

In einer neueren Publikation haben sich KÜRSCHNER/NÜBLING 2011 mit der Interaktion von Genus und Deklinationsklasse in einigen deutschen Dialekten und weiteren germanischen Sprachen auseinandergesetzt. Sie stellten dabei im Sprachvergleich erhebliche Unterschiede fest. Während in manchen deutschen Dialekten eine Entwicklung in Richtung einer zunehmenden Verknüpfung von Genus und Flexionsklasse bis hin zu einer 1:1-Zuordnung auszumachen ist, zeigen andere Dialekte eine Abkoppelung beider grammatischer Kategorien. Generalisierungen sind also schwierig; es gilt, die Entwicklungen jeder Dialekt- bzw. Sprachregion für sich zu betrachten.

Klassenmerkmal

So wie die althochdeutschen *ōn*-Verben ein sich durch das ganze⁵ Paradigma hindurchziehendes *-ō-* aufweisen, und die *ēn*-Verben entsprechend ein *-ē-*, so haben auch andere Flexionsklassen ein charakteristisches Segment, das die zugehörigen Flexionsformen ausdrucksseitig auszeichnet. Dieses Segment wird als Klassenmerkmal bezeichnet, s. zum Begriff ADAMCZYK 2009: 429. Solche

⁵ Ausgenommen sind nur die 1./3. Sg. Opt. und die 2. Sg. Imp., die den entsprechenden Kurzvokal aufweisen (s. Ahd. Gr. §304, Paradigmentafel).

Klassenmerkmale sind im Kontext der germanischen Sprachen in der Regel direkt auf das Suffix des zugrundeliegenden Wortbildungsmusters (oder Teile davon) zurückzuführen und charakterisieren die Klasse in formaler Hinsicht. Sie stellen gewissermassen das "Markenzeichen" der Klasse dar, was sich auch daran zeigt, dass die Flexionsklassen von den Grammatikschreibern oft gerade nach diesem Merkmal benannt werden (*ōn-* und *ēn-*Verben). Wenn es dazu kommt, dass phonologische Vorgänge im Verlauf der Zeit diese Klassenmerkmale verwischen, bedeutet dies eine Schwächung der Klasseneinheit auf formaler Ebene. Im Fall einer weitgehenden Erosion des Klassenmerkmals hat sich die Bezeichnung *verdeckte* Klassenmarkierung – im Gegensatz zu *overt* Markierung – etabliert (s. NÜBLING 2008b: 286).

Dass eine verdeckte Klassenmarkierung ein Auslöser für Um- und Abbautendenzen sein kann, zeigt sich deutlich bei den ehemals ganz parallelen *i-* und *u-*Stämmen im Gotischen. Aufgrund der gotischen Synkoperegeln ist es bei den *i*-Stämmen zu einem stärkeren Verlust des Klassenmerkmals gekommen als bei den *u*-Stämmen, und diese Deklination zeigt auch die weitergehenden Auflösungserscheinungen im Gotischen, etwa in Form von Analogien nach den *a*-Stämmen. Die *u*-Stämme, die das *-u-* auch im Singular noch gut erhalten haben, sind dagegen keinen derartigen analogischen Einflüssen ausgesetzt. Ähnliche Beobachtungen macht auch KASTOVSKY 2000: 713 in einem Aufsatz zur altenglischen Nominalflexion. Die starken Abbautendenzen in der altenglischen Nominalflexion, die im späteren Englischen zur fast vollständigen Aufgabe der nominalen Flexionsklassen führten, stehen nach KASTOVSKY in einem engen Zusammenhang mit der Umstrukturierung der Substantive in die zwei Elemente Stamm und Endung (s. dazu Kap. 3.2), die mit einem Verlust der stammbildenden Suffixe als eigenständige Segmente, d. h. mit einem Übergang zur verdeckten Klassenmarkierung einherging. Aus dem Altnordischen lässt sich etwa die Entwicklung der *īn*-Stämme anführen, die in dieser Sprache früh den Nasal verloren und sich in der Folge u. a. mit den neutralen *ja*-Stämmen vermischten, s. CEDERSCHIÖLD 1913: 80 und unten Kap. 4.12.

Von einem fehlenden Klassenmarker kann auch im Zusammenhang mit der kleinen Gruppe der sogenannten Heteroklitika gesprochen werden, deren Charakteristikum es war, mehrere unterschiedliche Stammbildungen in einem Paradigma zu vereinigen (s. zu dieser Gruppe genauer unten, S. 90). Durch die Stammalternation wiesen sie *per definitionem* keinen Klassenmarker auf und waren deshalb allein aufgrund des heterogenen Paradigmas wahr-

scheinliche Kandidaten für einen morphologischen Umbau. In den altgermanischen Sprachen erscheinen denn auch jeweils nur Kontinuanten, in denen eine der beiden Stammvarianten verallgemeinert worden ist.

Auch die Gegenannahme, nämlich dass ein overttes Klassenmerkmal einen positiven Einfluss auf die Stabilität einer Klasse hat, lässt sich mithilfe von altgermanischem Material stützen. So ist etwa die im Vergleich zu anderen konsonantischen Flexionsklassen im Altenglischen noch relativ stabile *r*-Deklination dadurch ausgezeichnet, dass sie in sämtlichen Numerus/Kasusformen das Klassenmerkmal *-r-* aufweist. Wie ADAMCZYK 2009: 429 betont, kann dies zur (vorläufigen) Stabilität der Klasse beigetragen haben. Andere konsonantische Deklinationen wie z. B. die Dentalstämme haben dagegen ihr Merkmal, in diesem Fall den Dental, in einigen Kasus verloren, in anderen aber behalten, und damit an formaler Konsistenz eingebüsst. Die gegenüber den *r*-Stämmen stärkere und frühere analogische Zersetzung der Dentalstämme kann eine direkte Folge dieses Verlusts an formaler Konsistenz gewesen sein.

Silbenstruktur und Prosodie

Aus Untersuchungen zu den jüngeren germanischen Sprachstufen sowie zu nicht-germanischen Sprachen ist bekannt, dass sich auch Silbenstruktur, Silbenquantitäten und Akzentuierung auf die Flexion auswirken können. Anschauungsmaterial dazu bietet etwa KÜRSCHNER 2008: 105f. und 123-33 (zum Deutschen), 160-3 und 166-8 (zum Niederländischen), 300-5 (kontrastiv zum Deutschen, Niederländischen, Schwedischen und Dänischen). Als Beispiel sei die starke Tendenz in der jüngeren Entwicklung des Deutschen genannt, Pluralformen auf eine trochäische Struktur *-ó-σ* (z. B. *Tage*, *Trauben*, *Wörter*, *Mäuse*, *Töchter*) oder (seltener) auf eine daktylische Struktur *-ó-σ-σ* (z. B. *Irrtümer*, *Geheimnisse*, *Teppiche*) auslauten zu lassen, s. KÜRSCHNER 2008: 123ff. Auch NÜBLING 2008b: 284 nennt neben den hier bereits genannten Merkmalen noch Silbenzahl und Akzentmuster, die ebenfalls mit der Flexion in einem Zusammenhang stehen können. Ferner vertritt sie die Ansicht, dass Anknüpfungen an solche Merkmale als "eine (sekundäre) Memorisierungshilfe für F[lexionsklassen]" anzusehen sind (S. 285).

Ein Beispiel aus dem aussergermanischen Raum, bei dem unzweifelhaft ein Einfluss der Silbenstruktur vorliegt, ist die bei HOCK 1991: 180 behandelte Entwicklung der lateinischen *s*-Stämme. Dort ist es bei den mehrsilbigen zu

einer Verallgemeinerung des stammschliessenden *r*-Lautes aus den obliquen Kasus auf Kosten des *-s* im Nominativ Singular gekommen, vgl. (älter) *honor* m. 'Ehre', Gen. *honōris* gegenüber (klassischem) *honor*, Gen. *honōris*. Die Umstände machen klar, dass es sich dabei nicht lediglich um paradigmatischen Ausgleich gehandelt hat, sondern dass eine proportionale Analogie nach *r*-Stämmen wie lat. *soror* f. 'Schwester', Gen. *sorōris* mitverantwortlich war, die letzten Endes eine Verschmelzung der mehrsilbigen *s*-Stämme mit den *r*-Stämmen nach sich zog. Bei den einsilbigen ist die Alternation *-s* vs. *-r* nämlich erhalten, vgl. *flōs* m. 'Blume', Gen. *flōris*, und ebenso bei den Neutra wie *corpus* n. 'Leib', Gen. *corporis*, was nach HOCK dadurch zu erklären ist, dass es bei den *r*-Stämmen weder einsilbige noch neutrale Nomina gab, die als Vorlage für proportionale Analogien hätten dienen können. Offenbar war die Silbenstruktur also bei der analogischen Einführung von *-r* im Nominativ Singular ein ausschlaggebender Faktor, sodass nur prosodisch (sowie in Bezug auf das Genus) zu lat. *soror*, Gen. *sorōris* passende Nomina in Analogie zu diesem Typ ein *-r* im Nominativ Singular erhielten.

Auch im Verbalbereich finden sich illustrative Beispiele für die Rolle der Silbenstruktur bei Analogievorgängen, vgl. etwa nhd. *gegessen* (zum Infinitiv *essen*) mit doppeltem Präfix. Aufgrund des vokalischen Anlauts war beim Partizip Präteritum dieses Wortes die Vorsilbe mit dem Wortanlaut verschmolzen, vgl. mhd. Part. Prät. *gezzen* (Mhd. Gr. §M73_[A3]). Die erneute Präfigierung mit *ge-* geschah dann wohl, um das Wort strukturell wieder ins Muster der dreisilbigen, paenultimabetonten Partizipien wie *gegolten*, *getrunken*, *geschlafen*, *gegangen* usw. einzupassen.

Fazit

An ausserflexivischen Merkmalen, mit denen Flexionsklassen verknüpft sein können, wurden hier semantische Merkmale, Genus, Klassenmerkmal sowie Silbenstruktur und Prosodie genannt. Die Summe der flexivischen und ausserflexivischen Merkmale von Flexionsklassen fasse ich unter dem Begriff *Flexionsklassenprofil* zusammen. Solche Flexionsklassenprofile beschreiben jeweils den "Idealtyp" ihm angehöriger Lexeme. Von den genannten Merkmalen muss nur das Flexionsverhalten bei allen Mitgliedern zwingend gleich sein, was aus der rein formalen Definition der Flexionsklasse folgt (S. 15); alle anderen Kriterien sind optional und werden womöglich nur von einem Teil der Mitglieder erfüllt. Einzelne Lexeme können somit besser oder schlechter

zu ihrem Flexionsklassenprofil passen.

Was m. E. bisher zu wenig bedacht wurde ist, dass diese typischen Merkmale vor dem Hintergrund der Entstehung der germanischen Stammklassen aus Wortbildungsmustern gesehen werden müssen. Im Fall der neuhochdeutschen schwachen Maskulina sollte man beachten, dass sie auf die Klasse der germanischen *n*-Stämme zurückgehen, deren stammbildendes Suffix sehr häufig für die Bildung von Personenbezeichnungen zur Anwendung kam. Das auslautende Schwa geht lautlich letzten Endes auf den Ausgang des Nominativ Singular der *n*-Stämme, in meiner Notation urgerm. $*-\bar{o}_2$, zurück (zur Rekonstruktion der Endung als $*-\bar{o}_2$ s. unten ab S. 228). Die häufige dreisilbige Struktur wiederum kann direkt mit den Soziativbildungen mit *Ge-* (*Gehilfe*, *Gefährte*, *Genosse*, s. Ahd. Gr. § 222_[A2]) in Verbindung gebracht werden. Es verhält sich also jeweils so, dass das Flexionsmuster zusammen mit den typischen Merkmalen als Resultat des zugrundeliegenden Wortbildungsmusters erklärt werden kann. Der Umkehrschluss, d. h. die Wahl des Flexionsmusters aufgrund von Merkmalen wie Ausgang auf Schwa, dreisilbiger Struktur oder eines semantischen Merkmals [+belebt], ergibt sich erst im Laufe der Zeit.

Auch das oben (S. 41) erwähnte Klassenmerkmal, d. h. die formale Konsistenz einer Flexionsklasse, ist ein wichtiger Bestandteil des Flexionsklassenprofils. Das Vorliegen eines \bar{e} -Lautes bei den althochdeutschen $\bar{e}n$ -Verben gegenüber dem $-\bar{o}$ - der $\bar{o}n$ -Verben kann als Paradebeispiel eines solchen Klassenmerkmals gelten; dieser Laut stellt auf der Ausdrucksseite das charakteristische Kennzeichen der Klasse dar. Anderen Klassen fehlt dagegen ein solch deutliches formales Merkmal, oder es ist auf wenige Flexionsformen beschränkt. Wie die oben S. 41 genannten Beispiele zeigen, scheint die Stabilität einer Klasse mit dem Verlust der formalen Konsistenz abzunehmen.

Die Verknüpfung von Flexionsklassen mit lautlichen, semantischen oder prosodischen Eigenschaften unterliegt, genauso wie jeder andere Bereich der Sprache, historischem Wandel. So können neue Merkmale hinzukommen oder alte aufgegeben werden, Profile können sich schärfen oder abflachen. Um die Kopplung der Flexionsweise an neue, ausserflexivische Eigenschaften zu bezeichnen, hat sich der bereits erwähnte Terminus *Konditionierung* eingebürgert (S. 36).

Zur Erforschung der Konditionierung im Bereich der germanischen Nominaldeklinations haben in jüngerer Zeit besonders KÜRSCHNER (2008) und NÜBLING (2008b) beigetragen. Beide Arbeiten beschäftigen sich mit dem Deklina-

tionswechsel in jüngeren Sprachstufen des Germanischen. KÜRSCHNERS Studie behandelt die Pluralbildung im Deutschen, Niederländischen, Dänischen und Schwedischen. Den Fokus seiner historisch-kontrastiven Studie legt KÜRSCHNER auf die Entwicklung der Pluralbildung von den altgermanischen bis zu den modernen Sprachen, während NÜBLING den Wandel der Nominalmorphologie in verschiedenen deutschen Dialekten darstellt.

Kommt es zu einer Paradigmenspaltung, werden die ausserflexivischen Merkmale an die Tochterklassen weitergegeben, d. h. diese "erben" jeweils das Profil ihrer Mutterklasse. Paradigmenzusammenfälle (etwa lautlich bedingter Art) führen dagegen in der Regel zu einer Abflachung des Profils, da Lexeme ganz unterschiedlicher Provenienz in einer Klasse vereinigt werden.

Damit hängt auch die Frage zusammen, ob genetische Heterogenität mit der Stabilität einer Klasse in Verbindung gebracht werden kann. Genau dies deutet ADAMCZYK in zwei Untersuchungen zu den altenglischen *i*-Stämmen an (2008: 105, 2010: 38f.), wenn sie schreibt, die vor- oder frühaltenglischen *i*-Stämme wären möglicherweise deshalb besonders instabil gewesen, weil die Mitglieder der Klasse ihren Ursprung in ganz unterschiedlichen Deklinationen hatten (neben ererbten *i*-Stämmen u. a. viele *s*-Stämme). Dem ist zwar zunächst entgegenzuhalten, dass sich die Sprecher über die etymologische Herkunft dieser Lexeme nicht im Klaren gewesen sein können, und dass deren Vorgeschichte folglich keinen unmittelbaren Einfluss auf ihre weitere Entwicklung gehabt hat. Dennoch glaube ich, dass ADAMCZYKS Aussage gutgeheissen werden kann, und zwar weil die etymologische Heterogenität zu einem unscharfen Flexionsklassenprofil führte, und dieses – synchron durchaus feststellbar – seinerseits für die fehlende Stabilität verantwortlich gemacht werden kann. Die Mitglieder der *i*-Deklination waren weder in Bezug auf ihre Prosodie (vgl. z. B. barytones *wīne* 'Freund' vs. oxytones *gescēaft* 'Geschöpf'⁶), ihr Genus, noch in Bezug auf ihre Semantik eine einheitliche Gruppe. Das aus der heterogenen etymologischen Herkunft resultierende undeutliche Profil passt also durchaus zur Beobachtung, dass die *i*-Stämme im Altenglischen weitgehenden Ab- und Umbautendenzen ausgesetzt waren.

⁶ Das Präfix *ge-* war im Altenglischen stets unbetont, s. CAMPBELL 1959 §74.

3 Entwicklungstendenzen der altgermanischen Substantivflexion

Als Hintergrund für die Besprechung einzelner Flexionsklassenübertritte in Kap. 4 wird an dieser Stelle ein knapper Überblick über die Stammklassen der germanischen Substantivflexion geboten. Der Fokus liegt auf der Herausbildung der Stammklassen auf indogermanischer Grundlage und den wichtigsten Umstrukturierungstendenzen, von denen das Stammklassensystem bis in die Zeit der frühesten Korpussprachen hinein betroffen war.

3.1 Herausbildung der Stammklassen

Abgesehen vom substantiellen Kategorienverlust im Numerus- und Kasusbereich (s. PROKOSCH 1939: 229-31) werden für die Entwicklung der Nominalflexion von der indogermanischen Grundsprache zum Germanischen vor allem zwei Faktoren lautlicher bzw. prosodischer Natur verantwortlich gemacht: Die Festlegung des Akzentes auf der ersten Silbe und die damit sicherlich in einem Zusammenhang stehende Reduktion der Endsilben (vgl. z. B. MEILLET 1949: 95ff., BOUTKAN 1995b: 29).

Nach neueren Erkenntnissen in der Forschung zur indogermanischen Nominalflexion muss insbesondere die Akzentfixierung verheerende Folgen für das Deklinationssystem gehabt haben. In der indogermanistischen Forschung hat sich mittlerweile die Ansicht durchgesetzt, dass in der Nominalflexion des Urindogermanischen nicht – wie in der Forschungsliteratur lange angenommen wurde – die stammbildenden Suffixe im Vordergrund standen, sondern vielmehr die verschiedenen Akzent- und Ablautmuster. Dies wurde besonders deutlich von EICHNER in einer mittlerweile vielzitierten Passage formuliert:

“Die für uridg. Deklinations- (und ganz allgemein: Flexions-) Paradigmen hauptsächlich relevanten klassenbildenden Phänomene sind Akzent und Ablaut; meist erst in zweiter Linie, zur Festlegung von Unterklassen, ist die Beschaffenheit des Stamm- auslauts (bzw. die Art des stammbildenden Morphems) oder die Zugehörigkeit eines Substantivs zu einem bestimmten Genus von Belang.” – EICHNER 1974: 27f.

Eine Auflistung grundlegender Literatur findet sich bei EICHNER in der Fn. 1 zur zitierten Stelle, weitere Literatur bei SCHAFFNER 2001: 74f. Für die ältere Ansicht vgl. etwa noch RAMAT 1981: 61: “Im Idg. waren die Substantive je nach Form ihres Stammes in Klassen eingeteilt”, KASTOVSKY 2004: 96 (über das Stammformativ der indogermanischen Substantive): “Dieses Stammformativ [...] bestimmt [...] die jeweilige Flexionsklasse”, Mhd. Gr. §M4: “Im Indogermanischen unterschieden sich die Substantivklassen zunächst nicht durch die Flexionsendungen, die ursprünglich für alle Subst. einheitlich waren, sondern durch die unterschiedliche Bildung des Nominalstammes, [...]”.

Über Anzahl, Ausprägung und Benennung dieser Muster herrscht jedoch noch wenig Einigkeit – die Forschung ist, wie sich MEIER-BRÜGGER 2010: F314 ausdrückt, “in diesem Bereich stark im Fluß”. Es scheint sich aber doch allmählich ein Grundinventar herauszukristallisieren, das in der neueren Forschung als einigermaßen etabliert gelten kann. Es umfasst: Einen *proterokinetischen* Typ mit Akzentwechsel zwischen Wurzel und Suffix, einen *hysterokinetischen* Typ mit Akzentwechsel zwischen Suffix und Endung, einen *amphikinetischen* Typ mit Akzentwechsel zwischen Wurzel und Endung und einen *akrostatischen* Typ mit durchgehendem Wurzelakzent, vgl. z. B. MEIER-BRÜGGER 2010: F314–322. Diese Akzent- und Ablautwechsel werden jeweils im Vergleich zwischen den sogenannten starken und schwachen Kasus sichtbar; der Lokativ spielt dabei eine Sonderrolle und kann vom Muster sowohl des starken als auch des schwachen Stammes abweichen. Zusammen mit den thematischen Substantiven ergibt sich so ein Ansatz von fünf Grundtypen, den NEDOMA 2005: 163f. – etwas optimistisch – als heutige *opinio communis* bezeichnet. Was die Bezeichnungen betrifft, halte ich mich an die bei MEIER-BRÜGGER 2010 verwendete Terminologie (d. h. *proterokinetisch* statt *-dynamisch* usw.).

In der urgermanischen Phase musste dieses System aufgrund der Akzent-

festlegung auf der ersten Silbe vollständig kollabieren; in der Folge kam es zu einem Systemwechsel. Von den alten Ablautwechseln sind erwartungsgemäss nur Spuren in der Form von Suffix-, seltener von Wurzelablaut erhalten.

Ein Rest von Wurzelablaut liegt möglicherweise in got. *fōn* 'Feuer', Gen. *funins*, Dat. *funin* vor, doch wird die Entstehung dieses aussergewöhnlichen Paradigmas kontrovers beurteilt (s. NIL: 540ff., besonders Anm. 6). Man vergleiche ausserdem die jüngst von KROONEN 2011 beobachteten Vokalabstufungen in der Wurzelsilbe von *n*-Stämmen, die vom Autor als (teilweise sekundärer) Ablaut angesprochen werden.

Vom mobilen Akzent zeugt in vielen Fällen noch indirekt der grammatische Wechsel, der allerdings innerparadigmatisch nicht mehr nachweisbar ist. Zu erkennen gibt sich der ehemalige mobile Akzent noch dort, wo sich der starke und der schwache Stamm durch den Aufbau von je einem neuen Paradigma verselbstständigt haben, und im Vergleich zwischen diesen beiden "neuen" Lexemen grammatischer Wechsel und zum Teil Ablaut vorliegt (s. dazu ausführlich SCHAFFNER 2001, 2003). Nach neuerer Forschungsmeinung hat der mobile Akzent im Urgermanischen noch erstaunlich lange existiert, jedenfalls länger als in anderen indogermanischen Sprachzweigen (z. B. Italisch), s. MOTTAUSCH 2011: 165.

Das System der Nominalflexion steckte nach der Akzentfixierung in einer "Krise" (RAMAT 1981: 62) und wurde in dieser Phase grundlegend transformiert. Die Festlegung des Wortakzents auf der ersten Silbe bewirkte nicht nur den Verlust der alten Akzentmuster, sondern führte daneben auch zu einer Abschwächung und Komprimierung des phonologischen Materials am Wortende. Durch die Verschmelzung der zunehmend von Reduktion betroffenen Numerus-/Kasusendungen mit den ihnen in der Wortstruktur unmittelbar vorausgehenden Stammsuffixen entstanden auf diese Weise neue Endungssätze. An die Stelle der alten akzent- und ablautbasierten Flexionsmuster trat somit eine Reihe neuer, phonologisch ausdifferenzierter Endungssätze. Wie auch in anderen indogermanischen Sprachzweigen hat sich also im Germanischen die flexivische Information von den ursprünglichen Numerus-/Kasusendungen auf neue Endungssätze verlagert, deren charakteristische Gestalt weitgehend von den darin aufgegangenen Stammsuffixen bestimmt wurde. Auf diese Weise wurden die stammbildenden Suffixe, die ihrer Genese nach eigentlich Wortbildungssuffixe waren, als Träger von Numerus- / Kasu-

sinformationen zunehmend in die Flexion eingebunden.

Zur Illustration, wie zwei Deklinationsklassen durch Verschmelzung von Suffix und Endungen entstanden sind, soll die folgende Aufstellung der Flexion von (proterokinetischen, geschlechtigen) *u*- und *i*-Stämmen vom Indogermanischen bis zum Gotischen dienen:

	Idg.	Urgerm.	Got.
<i>i</i> -Stämme			
NSg	*-i- s	*-iz	-s
GSg	*-e/o _i - s	*-īz, -aiz	-is m., -ais f.
DSg	*-e _i - e _i	*-ijī ?	-a m., -ai f.
ASg	*-i- m	*-i ^m	-
NPl	*-e _i - es	*-īz	-eis
GPl	*-e _i - om	*-ēa ^m ? ¹	-ē
DPl	*-(e)i- mos	*-imVz	-im
APl	*-i- ns	*-inz	-ins
<i>u</i> -Stämme			
NSg	*-u- s	*-uz	-us
GSg	*-e/o _u - s	*-auz	-aus
DSg	*-e _u - e _i	*-iwī ?	-au
ASg	*-u- m	*-u ^m	-u
NPl	*-e _u - es	*-iwiz	-jus
GPl	*-e _u - om	*-iwa ^m ?	-iwē
DPl	*-(e)u- mos	*-umVz	-um
APl	*-u- ns	*-unz	-uns

Tabelle 1: Divergierende Entwicklung von geschlechtigen *i*- und *u*-Stämmen. Die Endungen entsprechen mehrheitlich dem proterokinetischen Flexionstyp.

Auf Stufe des Indogermanischen gibt es noch keinen Grund, von zwei separaten Flexionsklassen zu sprechen: Die Flexionsmuster entsprachen sich ge-

¹ Vgl. zu dieser Rekonstruktion BOUTKAN 1995b: 140 sowie unten S. 239 (zur entsprechenden Endung der *ō*-Stämme).

nau. Auch noch auf Stufe des Urgermanischen korrespondierten beide Gruppen fast vollständig. Zur Verschmelzung, und damit zur Aufspaltung in zwei voneinander geschiedene Flexionsparadigmen, kam es erst durch die voreinzelsprachlich eingetretenen lautlichen Veränderungen, insbesondere der Synkope/Apokope. Da *-u-* und *-i-* von diesen nicht in gleicher Weise betroffen waren, kam es etwa zum Gegensatz Nom. Sg. *-us*, Akk. *-u* bei den *u*-Stämmen vs. Nom. Sg. *-s*, Akk. *-∅* bei den *i*-Stämmen. Auch analogische Vorgänge haben zu einer Divergenz beigetragen, so vermutlich im Gotischen durch die Übertragung von *-ē* im Genitiv Plural von den *i*- (got. *gastē**) auf die *u*-Stämme (got. *suniwē*), s. BOUTKAN 1995b: 140 und unten S. 237.

Da Stammsuffix und Endung zu einer neuen Einheit fusionierten, wäre es wünschenswert, das Fusionsprodukt auch terminologisch neu fassen zu können. Einen etablierten Terminus gibt es dafür in der Fachliteratur m. W. nicht, doch wird der Begriff *Ausgang* mitunter in diesem Sinn verwendet. Man vergleiche dazu etwa JOSCH 1985: 230, wo dem älteren Gegensatz Stamm - Endung der jüngere Wortstock - Ausgang gegenübergestellt wird. In der vorliegenden Arbeit ist von einem *Ausgang* die Rede, wenn es sich synchron betrachtet um eine Flexionsendung, diachron betrachtet um ein Verschmelzungsprodukt von Stammbildungssuffix und ursprünglicher indogermanischer Numerus-/Kasusendung handelt.

Vgl. zur Terminologie noch den Ausdruck *Endungskonglomerat* bei MOTTAUSCH 2011: 43.

Dieser Verschmelzungsprozess lässt sich auch gut anhand einer Zusammenstellung zum morphologischen Kontrast zwischen Nominativ und Akkusativ veranschaulichen. Die Opposition zwischen diesen zwei Kasus hat sich vom Indogermanischen zum Gotischen bzw. Althochdeutschen folgendermassen verändert:

Basis	Suffix	Flexiv	Got.	Ahd.
		Nom. : Akk.	Nom. : Akk.	Nom. : Akk.
* <i>nog^wt-</i>		-s : - <i>m̃</i>	<i>nahts</i> : <i>naht</i>	<i>naht</i> : <i>naht</i>
* <i>d^hog^{(w)b-}</i>	-o-	-s : - <i>m</i>	<i>dags</i> : <i>dag</i>	<i>tag</i> : <i>tag</i>
* <i>kerd^{h-}</i>	-i _o -	-s : - <i>m</i>	<i>haírdeis</i> : <i>haírdi*</i>	<i>hirti</i> : <i>hirti</i>
* <i>g^host-</i>	-i-	-s : - <i>m</i>	<i>gasts</i> : <i>gast</i>	<i>gast</i> : <i>gast</i>
* <i>g^heb^{h-}</i>	-eh ₂ -	-∅ : - <i>m</i>	<i>giba</i> : <i>giba</i>	<i>geba</i> : <i>geba</i>

<i>*kan-</i>	<i>-ō/on-</i>	<i>-Ø : -m̃</i>	<i>hana : hanan*</i>	<i>hano : hanun</i>
(Typ nicht ererbt)			<i>tuggō : tuggōn</i>	<i>zunga : zungūn</i>

Tabelle 2: Nominativ- und Akkusativ-Markierung im Singular (nach WERNER 1984: 188).

Die Komplexität innerhalb der altgermanischen Deklinationssysteme ist also zu einem wesentlichen Teil eine Komplikation von lautlichen und analogischen Prozessen, die das ursprünglich einfache – man könnte in diesem Fall sogar fast sagen: agglutinierende – indogermanische Flexionsschema verdunkelt haben. Als Resultat sind im Germanischen komplexe, uneinheitliche Systeme zur Markierung des Akkusativs entstanden, die, wie bereits das Althochdeutsche zeigt, dazu neigten, den Kontrast zwischen Nominativ und Akkusativ ganz aufzugeben. Weitere Differenzierungen ergaben sich auch etwa durch die unterschiedliche Länge der indogermanischen Flexive, von denen nicht alle gleich stark reduziert worden sind, oder durch die unterschiedliche Resistenz einzelner Segmente gegenüber den Abbautendenzen (vgl. WERNER 1984: 191f.). Die Entstehung der germanischen Stammklassen ist also als ein unbeabsichtigter Nebeneffekt anderer, von der Nominalflexion unabhängiger Vorgänge im Sprachsystem und damit als eine Art historischer Unfall zu betrachten.

Diese Sichtweise wird auch von WURZEL 1987: 69 und, in einem allgemeineren Sinn, von LASS 1990: 81 betont: “[...] let us consider the possibility of looking at [languages] as Gould suggest we do at organisms: as ‘bundles of historical accidents, [...]’”.

Es trifft also nicht ganz zu, wenn in der Fachliteratur festgestellt wird, das Germanische tendiere dazu, “den ererbten Formenreichtum der Flexion zu reduzieren” (RAMAT 1981: 61). Ererbt sind zwar die Wortstrukturen, nicht aber die flexivische Komplexität – diese ist, wie aus den eben gemachten Ausführungen hervorgeht, grösstenteils erst nach-grundsprachlich, teilweise sogar erst einzelsprachlich entstanden. Die im Germanischen zu beobachtenden Reduktionsprozesse sind damit nicht als “ein allgemeines Phänomen des morphologischen Ausgleichs” zu erklären, das zum Ziel habe, den ererbten Formenreichtum abzubauen (so RAMAT 1981: 63), sondern als direkte, in ihrer Ausprägung spezifisch germanische Reaktion auf die Aufblähung der

flexivischen Komplexität im Anschluss an den Verlust der indogermanischen Akzent- und Ablautmuster.

Da, wie erwähnt, die Stammsuffixe zur Grundlage des neuen Stammklassensystems im Germanischen geworden sind, könnte man erwarten, dass ebensoviele Flexionsklassen entstanden wären wie es Stammbildungssuffixe gab. Dies war aber deshalb nicht der Fall, weil bei längeren Suffixen jeweils nur der letzte, direkt an die Flexive angrenzende Teil von den Verschmelzungsprozessen erfasst wurde. Es ist also zu präzisieren, dass die neuen Flexionsmuster nicht auf den stammbildenden Suffixen, sondern auf den *Stammauslauten* basierten. Eine Ableitung mit idg. *-u- und eine mit idg. *-tu- unterschieden sich demnach im Germanischen flexivisch nicht und man kann ohne Weiteres auch letztere als u-Stämme bezeichnen.

Die Zahl der durch die oben beschriebenen Prozesse hervorgebrachten neuen Flexionsmuster war aber immer noch gross. Bereits aus ökonomischen Überlegungen ergibt sich, dass ein derart komplexes Flexionssystem kaum sehr stabil sein konnte und zu weiterem Umbau neigte. Welche Deklinationsklassen man zu unterscheiden hat, und von welchen hauptsächlichen Umstrukturierungstendenzen sie betroffen waren, ist Gegenstand von Kap. 3.3. Zunächst folgen hier aber noch einige Ausführungen zum Status und zur Segmentierbarkeit der stammbildenden Suffixe.

3.2 Zum Status der stammbildenden Suffixe

Die Frage, inwiefern die stammbildenden Suffixe germanischer Nomina morphologisch separate Einheiten darstellen, hat in der Forschung zu Diskussionen Anlass gegeben. Uneinigkeit herrscht im Wesentlichen darin, ob die Substantive in zwei oder drei morphologische Elemente zu zerlegen seien. Kontroverse Positionen für das Germanische allgemein vertreten etwa KERN/ZUTT 1977 und DITTMER 1983, und auch die von ENGER und PAPAŽIAN in einer Artikelreihe (ENER 1993, PAPAŽIAN 1995, ENGER 1997) geführte Diskussion um die morphologische Analyse altnordischer Substantive ist in diesem Zusammenhang zu sehen.

Da das altgermanische Stammklassensystem, wie im vorgehenden Unterkapitel ausgeführt wurde, auf den ehemaligen Stammbildungssuffixen basiert, dieses Prinzip jedoch in manchen Sprachen synchron bereits stark verdunkelt

ist, stellt sich die Frage, ob in den altgermanischen Sprachen überhaupt noch stammbildende Suffixe von Flexionsendungen geschieden werden können, oder ob die Segmentgrenzen bereits soweit aufgeweicht worden sind, dass die klassische dreiteilige Analyse von flektierten Wortformen in Wurzel, Suffix und Flexionsendung (vgl. BAMMESBERGER 1990: 19) zugunsten einer Zweiteilung in die Elemente Stamm und Endung aufgegeben werden sollte. Nach KLEIN 1987: 154 stellt sich die Frage auch für das Althochdeutsche. Es sei...:

“[...] nicht unstrittig, wie die flektierten Formen des Althochdeutschen morphologisch zu analysieren sind: noch dreigliedrig als ‘Wurzel + Stammbildungssuffix + Flexiv’ wie im Indogermanischen/Urgermanischen oder zweigliedrig als ‘Wurzel/Stamm + Flexiv?’”

Eine zweigliedrige Analyse fordern z. B. KERN/ZUTT 1977: 82 für das Althochdeutsche und KASTOVSKY 2000: 713 für das Altenglische. Auch nach KLEIN scheinen “unter synchronem Aspekt [...] die besseren Gründe für eine Zweigliederung zu sprechen” (S. 154). Im Gegensatz dazu wird die Ansicht geäußert, dass die herkömmliche Dreiteilung auch in den altgermanischen Einzelsprachen noch ihre Gültigkeit gehabt habe. Vertreten wird dies beispielsweise von DITTMER 1983, und eine solche Darstellung findet sich auch in vielen gängigen Handbüchern (z. B. KRAHE/MEID 1967-9: II,8).

Folgende Darstellung veranschaulicht die vorgeschlagenen Analysen:

KERN/ZUTT	DITTMER	
Wurzel + Flexiv	a- + b- + c-Element	
ahd. <i>han-o</i>	ahd. <i>han-o-Ø</i>	‘Hahn’
ahd. <i>anst-Ø</i>	ahd. <i>anst-Ø-Ø</i>	‘Gunst’
ahd. <i>enst-im</i> ^{UML}	ahd. <i>enst-i</i> ^{UML} - <i>m</i>	‘(den) Günsten’

Vor dem Hintergrund des in Kap. 3.1 Gesagten wird deutlich, dass es sich bei letzterer um eine vorwiegend auf sprachhistorischen Gesichtspunkten beruhende Analyse handelt, während sich erstere eher an synchronen Kriterien orientiert. Sicherlich haben beide Analysen ihre Vorzüge, aber auch beide ihre Nachteile.

Der zweiteiligen Analyse von KERN/ZUTT kann man zu Recht anlasten,

dass sie nicht weit genug in die Tiefe geht. Im Gegensatz zum System von DITTMER können etwa die Dativ-Plural-Endungen nicht weiter zerlegt werden, obwohl sich das *-m* (jünger *-n*) als Marker für den Dativ Plural durch die althochdeutsche Grammatik konsequent hindurchzieht:

ahd. *tagum* '(den) Tagen'
 ahd. *gebōm* '(den) Gaben'
 ahd. *enstim* '(den) Günsten'
 ahd. *hanōm* '(den) Hähnen'
 ahd. *hōhīm* '(den) Höhen'

KERN/ZUTT tragen also einem Kontrast wie Nom. Pl. *ensti* - Dat. Pl. *enstim* keine Rechnung und verbauen sich so die Möglichkeit für eine Analyse des *-m* als separates funktionstragendes Element. Ähnliches gilt auch etwa für den Akkusativ Plural im Gotischen. In dieser Sprache lassen die meisten Deklinationen eine Analyse von *-ns* als Marker des Akkusativ Plural zu (got. Akk. Pl. *dagans*, *gastins*, *anstins**, *sununs*, *hanans** usw.). Da der Singular jeweils eine Analyse der lexikalischen Basis als *dag-*, *gast-* usw. zulässt (vgl. die Oppositionen Nom. Sg. *dags* - Dat. Sg. *daga*, Nom. Sg. *gasts* - Dat. Sg. *gasta** usw.), muss das Stammbildungssuffix in diesen Fällen noch als separates Segment auffassbar gewesen sein.

Gegen die allgemeine Gültigkeit der Zweigliederung spricht zudem, dass Dreigliederung in einzelnen Fällen sogar bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist, etwa in nhd. Dat. Pl. *Lämm-er-n*. Hier ist zwar das mittlere Segment längst zum Pluralmarker umfunktioniert, d. h. man hat es synchron mit einer Struktur 'Stamm + Numerussuffix + Kasussuffix' zu tun, s. KLEIN 1987: 155. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass die alte, dreiteilige Segmentierung in solchen Fällen bis heute weiterexistiert.

Zu einem neuen Typ der Dreigliederung ist es in Teilen des nordgermanischen Sprachgebiets gekommen, wo allerdings der dritte Bestandteil nicht den Kasus sondern die neue flexivische Kategorie der Definitheit anzeigt, vgl. schwed. *flicka* 'Mädchen' - Pl. indef. *flick-or* - Pl. def. *flick-or-na*.

Bei DITTMERS Vorschlag liegt das Problem darin, dass die dreiteilige Analyse zu stark auf diachronen Gegebenheiten beruht. Die Vorstellung, dass die diachrone Analyse für die Bestimmung der synchronen Morphemgrenzen ausschlaggebend sei, ist sicherlich abzulehnen. Eine grosse Anzahl der Flexions-

formen wie ahd. *hano*, *anst* usw. sind nun einmal nicht sinnvoll in drei Teile aufzuteilen, wenn man davon absieht, eine Vielzahl an ausdrucksseitig nicht vorhandenen Wortbestandteilen anzunehmen (“hypervieldeutige[s] Nullmorphem”, HERINGER 2009: 53).

Weder die zwei- noch die dreiteilige Analyse vermag also ganz zu überzeugen. Dies zeigt einmal mehr die Grenzen einer segmentalen morphemischen Analyse auf. Nun kann natürlich – trotz SCHLERATH 1995: 254 – kein Zweifel daran bestehen, dass die Sprecher tatsächlich Wörter analysieren, d. h. morphologisch segmentieren, und WERNER 1984: 195 tut sicherlich Recht daran, für die Frage der Segmentierung die Rolle der Sprecher in den Vordergrund zu rücken. Im Rahmen eines lexikalistischen Ansatzes, wie ihn etwa ANDERSON 1992 vertritt, gibt es allerdings Grund zur Annahme, dass sich die Sprecher nicht sehr oft dazu veranlasst sehen, morphologische Segmentierungen vorzunehmen. Eine Segmentierung wird erst dann nötig, oder zumindest erst dann sichtbar, wenn analogisch eine Neubildung (flexivischer oder derivationaler Art) vorgenommen werden soll. Aus diesem Grund stützt WHEELER 1982 ihre Untersuchung zu “psychologisch realen Morphemanalysen” (“psychologically real morphological analyses”, S. 141) auf analogische Übertragungen von Endungen ab, da eben die Morphemgrenze erst dann klar ersichtlich wird, wenn jemand eine Endung abtrennt und per Analogie auf eine andere Form überträgt. Ähnlich verfährt auch JOSCH 1985; sie schreibt dazu (S. 229): “Es gibt glücklicherweise sichere sprachliche Kriterien zur Erschließung der Analysetätigkeit. Es sind dies die Analogiebildungen.”

Anlass für die morphologische Segmentierung ist also das Bedürfnis, eine neue Form zu bilden – sei es, dass eine solche noch nicht existiert, dass sie dem Sprecher nicht bekannt ist, oder auch nur, dass sie ihm oder ihr gerade nicht einfällt. In diesen Fällen können sich die Sprecher an bestehenden Oppositionen (got. *waúrd* ‘Wort’ – Gen. *waúrdis*; awn. *land* n. ‘Land’ – Pl. *lond*) orientieren und die daraus abgeleiteten Flexions- oder Wortbildungsregeln analogisch auf anderes Wortmaterial übertragen. Auf diese Weise kommt auch, wo möglich, eine Einsicht in die segmentale Struktur der Wörter zustande.

Um auf die althochdeutschen Beispiele zurückzukommen, hiesse das, dass aus dem Gegensatz Dat. Sg. *ensti* – Dat. Pl. *enstim* auf eine Morphemgrenze *ensti-m* geschlossen und dann das *-m* als Marker des Dativ Plural aufgefasst wird, der das Potenzial hat, in dieser Funktion durch proportionale Analogie

auf andere Formen übertragen zu werden. Auf gleiche Weise kann man durch den Vergleich von Nom. Sg. *anst* mit Dat. Sg. *ensti* eine Segmentierung *enst-i* vornehmen, wobei die Morphemgrenze also an einer anderen Stelle (nach *-t-* statt nach *-i-*) angesetzt würde. Analogisch könnte dann eine neue Dativform durch das Anfügen von (umlautsauslösendem) *-i* an einen bestehenden Nominativ Singular kreiert werden. In Wörtern vom Typ *tag* böte sich dagegen in allen Fällen eine Segmentierungsgrenze nach *-g-* an.

Ich komme also mit WERNER 1984: 195 zum Schluss, dass die Segmentierung grundsätzlich situations- und sprecherabhängig ist. Je nach dem, an welcher morphologischen Opposition sich eine Person gerade orientiert, wird sie eine unterschiedliche Verknüpfung von Ausdruckssegmenten und Bedeutungskomponenten vornehmen, und damit auch die Morphemgrenzen nicht immer am gleichen Punkt ansetzen. Es gibt somit keinen Grund, und wäre sogar irreführend, anzunehmen, dass zu einem synchronen Zeitpunkt eine bestimmte strukturelle Analyse flektierter Wortformen allgemeine Gültigkeit besessen hätte. Morphe, Allomorphe und Morpheme betrachtet man am besten als "mögliche Analyseebenen [...], die einem Sprecher zur Verfügung stehen, wenn er sie braucht" (LUSCHÜTZKY 2000: 459).

Gleichzeitig ist zu sagen, dass die Mehrheit der in den altgermanischen Einzelsprachen feststellbaren Morphemübertragungen, von denen ich in Kap. 3.3 eine ganze Reihe nennen werde, recht deutlich darauf hinweist, dass die Stammsuffixe auf Stufe der frühesten Korpusssprachen bereits überwiegend mit den Flexionsendungen, teilweise auch mit dem lexikalischen Wortteil, verschmolzen waren. Einige Beispiele:

- Die Übertragung der Endung Nom. Pl. *-jus* von den *u-* auf die *r-* Stämme im Gotischen (got. *brōþrjus*), mit *-jus* aus **-iw-iz*
- Die Ausbreitung der *a-*stämmigen Pluralendung *-as* im Altenglischen, mit *-as* < urgerm. **-ōz* < idg. **-o-es*
- Analog dazu: Die Ausbreitung von *-ā* im Althochdeutschen (z. B. Nom. Akk. Pl. *faterā*) mit *-ā* < urgerm. **-ōz* < idg. **-o-es*
- Die Ausbreitung der femininen *n-*stämmigen Genitiv-Plural-Endung ae. *-ana* usw., z. B. in ae. *ācana* 'von den Eichen', mit *-ana* < Stammsuffix **-ōn-* + Flexionsendung (vgl. got. *-ōnō*)
- Evtl. die Ausbreitung der Endung Gen. Pl. *-ē* von den *i-* auf mehrere andere Stammklassen im Gotischen, sofern die Erklärung von *-ē* <

*-ēa^m < *-ei-om zutrifft (s. unten S. 237)

Im Anschluss an WHEELERS Überlegungen zur “psychologisch realen” Morphemanalyse darf man aus diesen Analogien den Schluss ziehen, dass die Stammsuffixe zur Zeit der frühesten Korpusssprachen als eigenständige Segmente (Morpheme) grösstenteils aufgegeben worden waren. Der Übergang von der drei- zur zweiteiligen Gliederung war zu diesem Zeitpunkt also schon weit fortgeschritten.

3.3 Klasseninventar und Umbautendenzen

Von den zahlreichen im Germanischen neu entstandenen Deklinationsklassen waren nicht alle zahlenmässig gleich stark bestückt. Es hat rasch eine Art Konsolidierung eingesetzt. Eine Reduktion und Konzentration der morphologischen Vielfalt auf bestimmte Flexionsmuster lässt sich bereits zur Zeit der frühesten germanischen Überlieferung beobachten und tritt in der späteren, in den Quellen verfolgbaren Entwicklung der altgermanischen Einzelsprachen deutlich zutage. Einige der mitgliederstarken Klassen konnten sich dabei auf Kosten marginalerer Typen durchsetzen und zu “Standardklassen” werden, indem sie aus anderen Klassen übergetretene Wörter aufnahmen.

Als Hauptursache des Ab- und Umbaus von Flexion wird in der Fachliteratur – abgesehen von der Reduktion morphologischer Komplexität – häufig der Umstand angeführt, dass die im Zusammenhang mit dem Erstsilbenakzent stehenden lautlichen Reduktionen im Wortauslaut zu einer Verminderung des morphologischen Kontrastes zwischen manchen Endungen geführt habe, sodass diese an Eindeutigkeit eingebüsst hätten (so z. B. CASARETTO 2006: 132). Dies musste am stärksten für die Wurzelnomina gelten, bei denen die Numerus-/Kasussuffixe aufgrund der Wortstruktur direkt an die Wurzel anschlossen und so den Reduktionsprozessen besonders ausgesetzt waren (a. a. O., S. 133).

Neben reinen Reduktionserscheinungen treten auch Verallgemeinerungen auf, etwa bei ablautenden Suffixen, bei denen häufig eine der vorhandenen Ablautstufen generalisiert worden ist. Wo ursprünglich Wurzelablaut bestand, hat sich im Germanischen häufig die Ablautstufe des schwachen Stamms durchgesetzt. Davon zeugen beispielsweise die zahlreichen schwundstufigen (t)i-Stämme in der Art von as. *giburd* ‘Geburt, Herkunft usw.’, ahd. (gi)*burt*

usw. Die Formen weisen auf urgerm. **ga-burdī-* zurück, was dem schwachen Stamm des proterokinetischen Typs entspricht (s. CASARETTO 2004: 497; allgemein MOTTAUSCH 2011: 12).

Einen Überblick über die Klassenvielfalt und die jeweilige Mitgliederstärke bietet die folgende Tabelle zu den substantivischen Deklinationsklassen im Bibelgotischen:

Klasse	Anzahl	Klasse	Anzahl
Na	127	Mnd	10
Fi	123	Nn	10
Fō	120	Fjō	10
Fein	113	Mu/i	6
Mn	110	Mkons	5
Fi/ō	88	Fkons	5
Fōn	64	Mja	4
Mu	62	Mr	3
Nija	58	Fu	3
Ma	53	Nwa	3
Mi	34	Fr	2
Fjō	25	Nu	2
Mija	21	Fwō	1
Nja	15	Mwa	1

Tabelle 3: Anzahl Mitglieder pro substantivischer Deklinationsklasse in der Wulfila-Bibel.

Die Kürzel sind folgendermassen aufzulösen: Na = Neutrum, *a*-Stamm; Fi = Femininum, *i*-Stamm usw. Die Angaben entstammen einer Auswertung der unter <http://www.wulfila.be/gothic/download> zur Verfügung gestellten Datenbank zur Wulfila-Bibel (Datei vom 15.11.2011). Die Angaben zur Deklinationsklassenzugehörigkeit basieren auf dem Glossar von STREITBERG (Ausgabe von 1910). Nicht in die Auszählung eingeflossen sind Substantive, deren Genus und/oder Deklinationsklassenzugehörigkeit nicht eindeutig bestimmbar ist (dies betrifft 205 der insgesamt 1283 erfassten Substantive). Ebenfalls unberücksichtigt geblieben sind die Eigennamen.

3.3.1 Hauptklassen

An dieser Stelle folgt eine übersichtsartige Darstellung der im Germanischen erstarkenden, produktiven Haupt- oder Standardklassen und der sie betreffenden Umstrukturierungstendenzen (s. zum Begriff "produktiv" im Zusammenhang mit Flexionsklassen oben, S. 20). Das Augenmerk liegt jeweils ganz auf der Flexion; um den Rahmen nicht zu sprengen wurde auf Informationen zur Wortbildung und zu den einzelnen Bildungstypen, die in jeder Klasse vorkommen, grösstenteils verzichtet. Die zu jeder Klasse offerierten Literaturangaben beschränken sich auf eine Auswahl der wichtigsten neueren Werke, wo jeweils die ältere Forschungsliteratur zusammengestellt ist. Auf die gängigen Handbücher wird nicht gesondert verwiesen.

Als Ausgangslage für die im Folgenden und in Kap. 3.3.2 gebotene Übersicht diente eine knappe Skizze SCHWINKS (2004: 56ff.), welche für die Zwecke dieser Studie noch deutlich vertieft und ausgebaut worden ist. An Hauptklassen sind zu nennen:

a-Stämme

Diese auf indogermanische Thematika mit dem Suffix **-o-* (erscheint im Vokativ als **-e-*) zurückzuführende Klasse hat sich im Germanischen zu einer der grossen Standardklassen für Maskulina und Neutra entwickelt. Die *a*-Stämme umfassen nicht nur primäre Bildungen mit Stammsuffix **-o-*, sondern auch eine Vielzahl an solchen mit komplexen, auf **-o-* auslautenden Stämmen (**-lo-*, **-to-*, **-tro-* usw.).

Literatur: CASARETTO 2004: 47-94, 112-65 u. a., SCHAFFNER 2001: 95-113, BOUTKAN 1995b: 167-222, BAMMESBERGER 1990: 35-98.

Bei dieser Gruppe hat die Mehrheit der Forschenden keine Spuren eines mobilen Akzents feststellen können. Suffixablaute ist bei den Thematika nicht zu erkennen, s. BEEKES/DE VAAN 2011: 211-3. Die Akzentposition konnte sich aber lexikalisch unterscheiden (Barytone vs. Oxytone, s. CASARETTO 2004: 47). Vereinzelt wurde angenommen, die *a*-Stämme hätten im Urgermanischen einen ererbten, mobilen Akzent gehabt, so etwa STANG 1969. Doch ist in der Forschung heute die Ansicht vorherrschend, die Fälle von grammatischem Wechsel wie **ánsa-* vs. **anzá-* 'Balken' (awn. *áss* m. vs. got. *ans**, Dat. *anza*) usw. seien aufgrund von unterschiedlichen Derivationsmustern zustande gekommen, d. h. lexikalischer und nicht morphologischer Natur, s.

SCHAFFNER 2001: 95ff., 117 (zur Forschungsgeschichte a. a. O., S. 70ff.). Alternativ wird die Ansicht vertreten, dass die germanischen *a*-Stämme (wie auch die femininen *ō*-Stämme) auf Stufe des Urgermanischen in der Lage waren, sekundär einen mobilen Akzent anzunehmen, s. MOTTAUSCH 2011: 83ff. In ihrer Flexion standen die *a*-Stämme schon seit ältester Zeit mit den Pronomen in einem engeren Bezug, s. MEIER-BRÜGGER 2010: F311. Eine Beeinflussung durch die Pronomen beobachtet man auch noch in germanischer Zeit, s. BJORVAND 1991 (zum Genitiv Singular).

Zu den komplexen Suffixen, welche *a*-Stämme hervorgebracht haben, gehören auch **-jo-* und **-uo-*, auf deren Grundlage die späteren *ja-* und *wa-* Stämme entstanden sind. Ihre Flexion dürfte ursprünglich mit derjenigen der reinen *a*-Stämme identisch gewesen sein. Wiederum aufgrund lautlicher Komplikationen formten diese Untergruppen fortschreitend eigenständigere Muster, wobei sich die *ja*-Stämme sogar ihrerseits noch einmal in zwei Gruppen aufspalteten: Kurz- und langsilbige. Später haben sich die *ja*-Stämme aber häufig wieder den reinen *a*-Stämmen angeglichen, z. B. im Althochdeutschen des 9. Jh. durch die Übernahme von *-a* statt *-e* < **-jā* im Nominativ/Akkusativ Plural maskulin, s. Ahd. Gr. §198_[A4].

Eine gegenläufige Tendenz zeigt das Isländische, wo in der späteren Entwicklung – gerade umgekehrt – Übertritte von den neutralen *a-* zu den *ja*-Stämmen “by no means uncommon” waren (BENEDIKTSSON 1986: 69). BENEDIKTSSON weist für die Erklärung dieser Klassenwechsel auf mehrere lautliche Scharnierformen hin.

Ähnliche Entwicklungen gab es auch im Altsächsischen, wo *ja-* (As. Gr. §301_[A4]) und *wa*-Stämme (§305_[A2]) teilweise wieder mit den *a*-Stämmen verschmolzen. Zu Flexionsklassenübertritten in Richtung von den *wa-* zu den *u*-Stämmen verweise ich auf die Fallstudie in Kap. 4.1 der vorliegenden Arbeit.

Die Gruppe wies hohe Mitgliederzahlen auf; die neutralen *a*-Stämme stellten im Gotischen der Wulfilabel sogar die absolut grösste Deklinationsklasse dar. Die hohe Frequenz war sicherlich einer der ausschlaggebenden Gründe dafür, dass die Gruppe zu einer Art “Auffangbecken” für Maskulina und Neutra aus kleineren Deklinationsklassen werden konnte. Solche Angleichungsprozesse zeigen sich in allen altgermanischen Sprachen, und sie lassen sich noch während der einsetzenden Überlieferung etwa des Althochdeutschen

beobachten: Man vergleiche z. B. die ursprünglich konsonantisch flektierenden maskulinen *r*-Stämme, die im Althochdeutschen im Verlauf der Überlieferung zunehmend die Endungen der *a*-Stämme annahmen, s. Ahd. Gr. §235.

Unter den flexivischen Regeln der *a*-Stämme neigte besonders die *s/r*-haltige Pluralbildung der Maskulina im Nordsee- und Nordgermanischen zu analogischer Ausbreitung, ae. *-as*, afr. *-ar*, as. *-os/as*, awn. *-ar*. Im Altenglischen etwa greift *-as* zunehmend auf andere Maskulina über, vgl. ae. Nom. Pl. *winas* 'Freunde' neben Nom. Pl. *wine* (*i*-Stamm), Nom. Pl. *feldas* 'Felder' neben Nom. Pl. *felda* (*u*-Stamm) usw. Im Altnordischen hat die entsprechende Endung der *a*-Stämme sogar die maskulinen *n*-Stämme erfasst (awn. Nom. Pl. *hanar*), s. BOUTKAN 1995b: 279. Dagegen vermochte sich die entsprechende Endung im Althochdeutschen, *-ā*, weniger stark auszubreiten, was wohl mit dem Verlust des auslautenden **-z* und der daraus resultierenden Mehrdeutigkeit (vgl. Nom. Sg. f. *zunga* 'Zunge') und der fehlenden Genusspezifika (vgl. Nom. Pl. f. *gebā* 'Gaben') zusammenhängt.

Auch die Endung des Genitiv Singular, ahd. *-es* (*-as*), ae. *-es* usw., hat sich häufig analogisch ausgebreitet, und zwar vorwiegend auf vokalisiert deklinierte Maskulina und Neutra, später gelegentlich sogar auf Feminina (u. a. im Mittelschwedischen, s. Aschwed. Gr. §399^[2b]; vgl. zu diesem Phänomen auch unten S. 85).

Im Allgemeinen waren die *a*-Stämme Ausstrahlungspunkt und nicht Empfänger analogischer Neuerungen. Eine Ausnahme bietet das Altfriesische, wo bei den *a*-Stämmen im Nominativ/Akkusativ Plural Formen auf *-an* (neben *-ar* und *-a*), im Genitiv Plural gelegentlich solche auf *-ena* auftreten, s. Afr. Gr. §49. Diese sind laut BOUTKAN 1995b: 191 besonders im Westfriesischen zu finden und haben ihren Ausgangspunkt bei den *n*-Stämmen. Es handelt sich also um einen der seltenen Fälle, in denen aus den konsonantischen Paradigmen stammende Flexionsregeln in eine der grossen vokalischen Gruppen vordrangen.

Aufgrund von Lautgesetzen kam es in mehreren Sprachzweigen zu Paradigmenspaltungen. Bei den Neutra entstand in Teilen des Westgermanischen ein kurz- und ein langsilbiger Typus, weil das auslautende *-u* im Nominativ/Akkusativ Plural nach langer Silbe lautgerecht schwinden musste, während es nach kurzer Silbe erhalten blieb. Dieser Unterschied ist z. B. im Altenglischen (Ae. Gr. §238) und Altfriesischen (Afr. Gr. §50) gut ersichtlich,

wohingegen im Althochdeutschen nur endungslose Formen vorkommen.

Die seltene Endung *-iu* bei den ahd. *ja*-Stämmen stammt nach Ahd. Gr. §198^[A5] von den Adjektiven. Allerdings ist zu bedenken, dass auch im Altenglischen *-u* bei den *ja*-Stämmen teilweise erhalten ist (*rīc(i)u*), s. Ae. Gr. §246^[A3], was gemäss §149^[2] damit zusammenhängt, dass die Formen ursprünglich dreisilbig waren.

Im Altnordischen kam es aufgrund von Assimilationen und Synkopeerscheinungen zur Herausbildung neuer Untergruppen, s. Awn. Gr. §359.

Ferner gab es bei den *ja*-Stämmen aufgrund des Sieversschen Gesetzes eine Unterscheidung in lang- und kurzsilbige. Die Grenze zwischen beiden ist im Gotischen noch deutlich erkennbar, wenn auch die Endungen im Einzelnen öfters analogischen Ursprungs sind (s. dazu zuletzt SCHUHMANN 2011). Die kurzsilbigen Maskulina sind im Altisländischen und -norwegischen fast ganz verschwunden, im Altschwedischen dagegen noch zahlreich, s. Awn. Gr. §367, Aschwed. Gr. §391f. Sie sind im Altwestnordischen in der Regel bei den *i*-Stämmen untergekommen, s. Awn. Gr. §368. Im Westgermanischen sind die kurzsilbigen *ja*-Stämme aufgrund der Konsonantengemination fast durchwegs langsilbig geworden. Ahd. *rīchi* 'Reich' < **rīkija^m* und *kunni* 'Geschlecht' < **kunja^m* flektieren gleich. Kurzsilbigkeit erhalten haben z. B. ahd. *beri* 'Heer', *beri* 'Beere'; bei diesen ist auch das suffixale *-j-* länger bewahrt, vgl. Gen. Sg. *heries*, Dat. *herie* usw. (Ahd. Gr. §202).

***ō*-Stämme**

Die *ō*-Stämme sind ihrer Genese nach mit dem Suffix **(e)h₂-* gebildet, s. MEIER-BRÜGGER 2010: F303^[4], F312f. Nach SCHAFFNER 2001: 365ff. handelt es sich bei den germanischen Fortsetzern dieser Klasse um Erweiterungen thematischer Bildungen mit **-h₂-*.

Literatur: CASARETTO 2004: 95-111, SCHAFFNER 2001: 365-378, BOUTKAN 1995b: 222-236, BAMMESBERGER 1990: 99-122.

Ob ihr Paradigma ursprünglich einen mobilen Akzent und damit einhergehende Ablautwechsel aufgewiesen hat, ist umstritten. Nach SCHAFFNER gehen die germ. *ō*-Stämme stets auf Paradigmen mit statischem Akzent zurück, d. h. mit durchgängiger Betonung der Wurzelsilbe (akrostatisch) oder des Suffixes (mesostatisch). In der älteren Forschungsliteratur wurde dagegen

häufig ein mobiler Akzent angesetzt (Literatur hierzu bei SCHAFFNER 2001: 70ff., 366); den Ansatz eines mobilen, genauer gesagt hysterokinetischen Typs findet man in der jüngeren Forschungsliteratur bei BOUTKAN 1995b: 224. Nach MEIER-BRÜGGER 2010: F312 flektierten die Bildungen mit *-eh₂-* "i.d.R. [= in der Regel, LT] ohne Ablaut". Das germanische Material lässt jedenfalls keinen direkten Nachweis eines mobilen Akzenttyps zu, da Suffixablaute fehlt. Jedoch gibt es eine grössere Anzahl von Fällen mit grammatischem Wechsel, die nach SCHAFFNER (S. 378–420) alle anders erklärt werden müssen. MOTTAUSCH 2011: 83ff. vermutet auch hier eine sekundäre, analogische Ausbreitung von mobilen Akzentmustern auf Stufe der Urgermanischen. Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass wegen der stimmhaften Vernervarianten im Wurzelauslaut wohl mehrheitlich Suffixbetonung geherrscht haben muss, s. CASARETTO 2004: 95.

Die *ō*-Stämme etablierten sich im Germanischen als eine der Hauptklassen für Feminina. Die Gruppe stellt eine Art Pendant zur *a*-Deklination dar, was sich besonders in der Adjektivflexion manifestiert, wo sie – wie auch in anderen indogermanischen Sprachen – zur dominanten Flexion der femininen Adjektive wird. Aus diesem Grund spricht man gelegentlich auch zusammenfassend von einer "*a*-/*ō*-Deklination" (Got. Gr. §88_[A1]). RAMAT 1981: 64 erkennt sogar "ein[e] geregelt[e] funktional[e] Opposition" zwischen *a*- und *ō*-Stämmen, was aber genau genommen nur für die Adjektivflexion und für gewisse Motionsbildungen zutrifft. Die Zusammengehörigkeit beider Stammklassen geht wohl nicht auf die älteste Periode des Indogermanischen zurück. So ist die Femininmotion von thematischen Bildungen mithilfe von idg. **-ā-* < **-eh₂-* sowohl bei den Adjektiven als auch bei den Substantiven in den ältesten belegten Sprachstufen noch selten, s. FORTSON 2010: 133.

Auch die *ō*-Deklination entfaltet eine Wirkung als "Auffangbecken" für Wörter, die aus einer der kleineren Deklinationsklassen übertreten. Dies ist insbesondere bei Feminina von (ehemaligen) Konsonantstämmen nachweisbar, s. dazu unten.

Im Altwestnordischen verschmolzen die Singulararkasus der *ō*-stämmigen Feminina weitgehend mit denen der fem. *u*-Stämme und Wurzelnomina, wodurch es nach WESSÉN 1927: 95 zur Herausbildung einer Art Einheitssingular für Feminina kam, die (nur) noch mit demjenigen der *i*-Stämme und dem der *n*-Stämme kontrastierte.

Wie bei den neutralen *a*-Stämmen kam es bei den *ō*-Stämmen zu einer Paradigmenpaltung aufgrund des westgermanischen Verlusts von *-u* nach langer Silbe, vgl. ae. *giefu* vs. *ār*, Ae. Gr. §252, Afr. Gr. §52_[A1]. Nach dem oben Kap. 2.1 Gesagten berechtigt dies zunächst noch nicht zum Ansatz von zwei Flexionsklassen, da der langsilbige Typ durch die phonologische Regel *-u* > *-∅* nach langer Silbe aus dem kurzsilbigen abgeleitet werden kann. Auf Stufe des Altenglischen war diese Regel aber bereits nicht mehr aktiv, s. unten S. 113 (Anmerkung). Folglich muss man für das Altenglische zwei separate Flexionsklassen ansetzen. Im Althochdeutschen und Altsächsischen ist von diesem Unterschied dagegen nichts zu sehen, weil die Endung des Akkusativs (*-a*) allgemein für den Nominativ eingetreten ist (Ahd. Gr. §207_[A2], As. Gr. §307_[A1]; dort auch zu vereinzelt Spüren der lautgesetzlich erwarteten Endungen *-u* und *-∅*).

Die *jō*-Stämme sind ursprünglich aus verschiedenen indogermanischen Typen hervorgegangen, die allerdings im Germanischen nicht als solche erhalten, sondern zu einer mehr oder minder einheitlichen *jō*-Deklination zusammengeführt worden sind, s. CASARETTO 2004: 146ff., JOHNSEN 2005a. Ererbter Suffixablaut ist im Gotischen noch insoweit erhalten, als die Suffixvarianten aufgrund der Länge der Wurzelsilbe neu verteilt wurden (kurz- vs. langsilbige *jō*-Stämme). Trotz der klaren Unterschiede zu den reinen *ō*-Stämmen lässt sich wie bei den *ja*-/a-Stämmen beobachten, dass sich die *jō*-Stämme einzelsprachlich (besonders westgermanisch) der zahlenmässig grösseren reinen *ō*-Klasse annähern. Im Althochdeutschen erfolgt der vollständige Zusammenfall im 9. Jh., s. Ahd. Gr. §206, §209. Im Altenglischen unterscheiden sich die *jō*-Stämme flexivisch nicht von den langsilbigen *ō*-Stämmen.

Der einzige flexivische Unterschied, nämlich die Abwesenheit einer Endungsvariante Gen. Pl. *-ena* nach den *n*-Stämmen (Ae. Gr. §257_[A3]), hat vielleicht bloss überlieferungsbedingte Ursachen.

Eine Besonderheit des Altnordischen ist die Erweiterung des Bestandes an *ijō*-Stämmen (langsilbig). Dieses von den reinen *ō*-Stämmen durch *-r* im Nominativ Singular und *-i* im Dativ/Akkusativ Singular geschiedene Flexionsmuster zog Wörter von den *i*- und reinen *ō*-Stämmen an, s. Awn. Gr. §384_[A1]. Zur analogen Ausbreitung der Flexion nach den *jō*-Stämmen kam es vereinzelt auch im Westgermanischen, vgl. etwa as. *blindia* 'Blindheit', das der Bildung nach ein *in*-Stamm ist (Adjektivabstraktum), s. As. Gr.

§311^[2].

Einen formalen und inhaltlichen Konnex gab es zwischen femininen *ō*-Stämmen im Nominativ Singular und neutralen *a*-Stämmen im Nominativ Akkusativ Plural, s. dazu genauer in Kap. 4.13 und 4.14.

i-Stämme

Die geschlechtigen *i*-Stämme trennten sich im Germanischen in einen maskulinen und einen femininen Typus auf, wobei sich die Maskulina zunehmend den *a*-Stämmen, die Feminina den *ō*-Stämmen anglichen. Es wird angenommen, dass Genitiv und Dativ Singular der Maskulina bereits im Urgermanischen von den *a*-Stämmen übernommen wurden, s. Got. Gr. §99. Neutra waren seit jeher marginal und von ihnen sind in den altgermanischen Sprachen nur "kärghliche Spuren" (RAMAT 1981: 71) erhalten. Auf ein Lexem aus dieser Gruppe der neutralen *i*-Stämme, got. *marei*, ae. *mere* usw., und auf einige weitere Spuren der neutralen *i*-Stämme komme ich unten in Kap. 4.15 genauer zu sprechen. Den *i*-Stämmen liegt eine Reihe verschiedener Ableitungsprozesse mit auf *-i-* auslautenden Suffixen zugrunde.

Literatur: CASARETTO 2004: 166-90, 487-517 u. a., SCHAFFNER 2001: 421-9, 436-46, BOUTKAN 1995b: 236-250, BAMMESBERGER 1990: 123-149.

ADAMCZYK 2010: 35^[Fn.7] vermittelt ein ungenaues Bild, wenn sie schreibt, die *i*-Stämme seien von einem "derivational point of view" aus gesehen ursprünglich in zwei Untergruppen eingeteilt gewesen: In *i*- und *ti*-Stämme. Tatsächlich spiesen sich die *i*-Stämme aus einer ganzen Reihe verschiedener Ableitungssuffixe, zu denen neben den genannten etwa auch die Suffixe **-ni-*, **-sni-* und **-īni-* zählten (KRAHE/MEID 1967-9: III, 115-8, CASARETTO 2004: 166ff., 333ff.).

Was die Akzent- und Ablautverhältnisse der primären *i*-Stämme im Indogermanischen betrifft, rechnet BOUTKAN 1995b: 240 mit einer proterokinetischen Flexion, SCHAFFNER 2001: 425-9 und CASARETTO 2004: 166 dagegen mit mehreren möglichen Akzentmustern, zu denen neben dem proterokinetischen auch ein hysterokinetisches, ein amphikinetisches und mehrere akrostatische zählen sollen. Das germanische Material gibt allerdings nur wenig her, um den Ansatz all dieser Akzentmuster zu stützen. Der wichtigste Anhaltspunkt sind die Vernervarianten, doch da sich nur noch erraten lässt, in welche Richtung jeweils analogisch ausgeglichen wurde, ist auch der Nutzen dieses Materials beschränkt. Mit Sicherheit sagen lässt sich immerhin,

dass sich in den nord- und westgermanischen Sprachen häufig die stimmhafte Vernervariante durchgesetzt hat, was auf Suffixbetonung schliessen lässt, s. CASARETTO 2004: 166f. Die im Germanischen verbreitete Bildweise mit nullstufiger Wurzel, maskulinem Genus und Suffixbetonung lässt sich nach CASARETTO nicht direkt auf einen indogermanischen Typ zurückführen (S. 167); nach SCHAFFNER 2001: 434 deuten die Indizien bei diesem Typ auf eine ursprünglich hysterokinetische Flexion. Die zahlreichen Bildungen mit komplexem Suffix idg. **-ti-*, vorwiegend feminine Abstrakta, werden aus einem proterokinetischen Paradigma hergeleitet (CASARETTO 2004: 487).

Obwohl die *i*-Stämme in den altgermanischen Korpusssprachen noch recht zahlreich sind, kann man mit BOUTKAN 1995b: 241 von einer “declining category” sprechen, da sich vielfache Angleichungen und Vermischung mit anderen Flexionsklassen einstellen.

Im Gotischen waren die Singularkasus der Maskulina bereits mit denjenigen der *a*-Stämme zusammengefallen, und zwischen beiden Deklinationen “bestanden offensichtlich Berührungspunkte” (BAMMESBERGER 1990: 128 [Fn.213]). Der schwindende Kontrast im Singular (Verlust des Klassenmerkmals im Singular, s. zum Begriff oben S. 41) war vermutlich mit ein Grund, weshalb zwischen den entsprechenden Paradigmen auch im Plural Vermischungen auftraten, s. CASARETTO 2004: 387, 453f. So erscheinen etwa im Althochdeutschen viele maskuline *i*-Stämme mit *a*-stämmiger Pluralflexion, s. Ahd. Gr. §216_[A3], umgekehrt allerdings weitaus seltener, s. Ahd. Gr. §194_[A1]. Ähnliches lässt sich im Vergleich zwischen dem Nord- und Westgermanischen beobachten, z. B. bei awn. Pl. *lýþar* ‘Leute, gemeines Volk’ nach den *a*-Stämmen vs. ahd. Pl. *liuti* nach den *i*-Stämmen. Besonders nahe standen sich *i*-Stämme und *a*-Stämme im Altnordischen, wofür u. a. das häufige Schwanken zwischen *-s* und *-ar* im Genitiv Singular spricht, s. Awn. Gr. §358_[2]; auch in den Pluralformen gab es Schwankungen, s. Awn. Gr. §358_[4], §386_[A2]. Es ist allerdings festzuhalten, dass die maskulinen *i*-Stämme im Altenglischen (kurz- und langsilbige) und Altnordischen (langsilbige) im Singular von den *a*-Stämmen durch den *i*-Umlaut der Wurzelsilbe geschieden waren. Doch ist der Umlautsvokal in diesen Fällen im ganzen Paradigma durchgezogen und somit bereits eine lexikalische Eigenschaft geworden, die ohne Auswirkungen auf die Formenbildung blieb. Im Altsächsischen hat sich der Einfluss der mask. *a*-Stämme in einzelnen Fällen sogar auf die Feminina ausgedehnt, vgl. Gen. Sg. *craftes* usw., As. Gr. §321_[A1]. Dagegen war die Flexion der Maskuli-

na im Altsächsischen, besonders diejenige des Singulars, etwas konservativer als in den anderen Sprachen, s. ADAMCZYK 2010: 54f.

Bei den Feminina gab es im Altnordischen eine enge Verbindung zu den *ō*-Stämmen, wobei sich bei den Singular Kasus die *ō*-stämmigen, bei den Pluralendungen dagegen eher die *i*-stämmigen durchzusetzen vermochten, s. Awn. Gr. §375f., SYRETT 2002: 720. Die Singularformen der femininen *i*-Stämme entsprachen "bis auf wenige Spuren" (Awn. Gr. §385, vgl. auch §391) denjenigen der *ō*-Stämme.

Im Altenglischen sind besonders langsilbige maskuline *i*-Stämme zu den *a*-Stämmen übergetreten, s. Ae. Gr. §239, §264f. und ADAMCZYK 2010: 41, daneben Feminina zu den *ō*-Stämmen, s. Ae. Gr. §254_[2], §269_[A4]; vgl. auch ADAMCZYK 2008a: 105f. Den Rückgriff auf die *a*-stämmige Endung *-as* im Nominativ/Akkusativ Plural der Maskulina hat man durch die lautgesetzliche Apokope von *-i* nach langer Silbe und der daraus resultierenden morphologischen Lücke bei den *i*-Stämmen (und ähnlich auch bei den *u*-Stämmen) begründet, s. ADAMCZYK 2009: 424_[Fn.24]. Die kurzsilbigen wären in diesem Szenario dann später den Langsilblern gefolgt. Zudem kam es innerhalb der *i*-Stämme zu Genuswechseln vom Neutrum zum Maskulinum und vom Femininum zu einem neuartigen Neutrum, s. Ae. Gr. §261. Dieser neue Typ von Neutrum setzt sich teilweise aus alten femininen *i*-Stämmen (ae. *gebyrd* 'Geburt', *gemynd* 'Andenken'), teils aus alten neutralen *ja*-Stämmen (ae. *hilt* n. '(Schwert-)Griff', vgl. ahd. *hilzi* n.) und *s*-Stämmen (ae. *brēð* n. 'Ruhm'; zum Ansatz als *s*-Stamm s. SCHLERATH 1995: 260) zusammen, s. Ae. Gr. §267. Von den seltenen kurzsilbigen fem. *i*-Stämmen liegt im Altenglischen offenbar einzig *ewe* 'Schaf' vor, s. BMMESBERGER 1969. Besonders stark durcheinander gekommen sind die Flexionsendungen im Englischen, wo neben *i*- und *a*-stämmigen Pluralformen wie *mete* 'Fleisch, Nahrung' neben *metas* auch noch solche wie *met(t)* vorkommen, die den Eindruck vermitteln, von den *ja*-Stämmen beeinflusst worden zu sein, s. ADAMCZYK 2008a: 109 und passim.

Die altfriesische *i*-Deklination wurde durch eine "weitgehende analogische beeinflussung [...] zersetzt" (Afr. Gr. §53), und zwar ganz ähnlich wie im Altenglischen, d. h. in Analogie nach den *a*- und *ō*-Deklinationen. Zudem zeigen die Maskulina Formen auf *-an*, *-en* im Nominativ Singular, *-ena* im Genitiv Plural, die entweder direkt von den *n*-Stämmen stammen oder durch die Vermittlung der *a*-Stämme zu den *i*-Stämmen gekommen sind, s. Afr. Gr.

§54_[A1].

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, ist die Vermischung von maskulinen *i*- und *a*-Stämmen in der gesamten germanischen Sprachfamilie so stark, dass es häufig grosse Mühe bereitet, festzustellen, welche der zwei Stammbildungen die ursprüngliche ist, s. zur Problematik BJORVAND 1995 und CASARETTO 2004: 171-3. CASARETTO hält es für wahrscheinlich, dass im Gotischen Übertritte von den *a*- zu den *i*-Stämmen stattgefunden haben, was "aufgrund der schlechten Beleglage des Gotischen im Einzelfall jedoch nur schwer nach[zu]weisen" ist, "zumal die *a*- oder *i*-stämmige Pluralform oft nur aus einem einzigen Beleg hervorgeht" (S. 172). Auch für den umgekehrten Fall, d. h. einen sekundären *a*-Stamm gegenüber einem westgermanischen *i*-Stamm, gibt es Beispiele (S. 173). Dass zumindest ein Teil der Übertritte von den *i*- zu den *a*-Stämmen im Nordgermanischen ein hohes Alter aufweist, zeigt der *a*-Stamm awn. *ormr* m. 'Wurm', dem in den verwandten Sprachen ein *i*-Stamm entspricht (ae. *wyrm*, ahd. *wurm*, Pl. *wurmi*, < **wurmi*-). Aufgrund des Wurzelvokals -*o*- statt -*u*- muss der Übertritt² noch vor die Durchführung des *a*-Umlauts datiert werden, s. WESSÉN 1927: 97.

Verschiedentlich ist es ausgehend von den *i*-Stämmen durch partielle analogische Vermischung mit anderen Paradigmen zu neuartigen Flexionsmustern gekommen. Ein Beispiel dafür ist die gotische Mischflexion zwischen *ō*- und *i*-Deklination für Abstrakta zu schwachen Verben, Typ *laiseins* 'Lehre', Nom. Pl. *laiseinōs**, s. Got. Gr. §103_[A1] und THÖNY 2010. Häufig waren auch Vermischungen mit den *ja*-Stämmen, so z. B. im Altenglischen, s. Ae. Gr. §263_[A3], ADAMCZYK 2008a: 109f. Nach BOUTKAN 1995b: 210 waren die *i*- und die *ja*-Stämme im Altenglischen sogar so ähnlich geworden, dass Wörter leicht zwischen beiden Stammklassen hin und her wechseln konnten. Im Altnordischen gibt es eine Reihe von Wörtern wie *bekkr* 'Bach', die Endungen der *ja*-Stämme wie Gen. Sg. *-jar*, Gen. Pl. *-ja*, Dat. Pl. *-jom* mit solchen der *i*-Stämme wie *-ir* im Nominativ Plural und *-i* im Akkusativ Plural kombinierten, s. Awn. Gr. §386 und DAL 1971c. Die konkurrierenden Pluralendungen *-ir* und *-jar* wurden später regional unterschiedlich verteilt, mit *-ir* im West-

² Etwas anders wird der Sachverhalt bei BJORVAND/LINDEMAN 2007 *norm* dargestellt. Die Autoren rechnen nicht mit einem Übertritt sondern rücken die Möglichkeit in den Vordergrund, dass beide Stammbildungen alt sind, d. h. sowohl *a*- als auch *i*-Stamm als Erbörter zu gelten haben.

und *-jar* im Ostnordischen, s. SYRETT 2002: 720.

Besonders eng war der Zusammenhang zwischen den neutralen *i*- und *ja*-Stämmen, da man aufgrund der formalen Nähe "die Formen der seltenen *i*-Stämme auf die der zahlreichen *ia*-Stämme bezog, und aus denselben sich erklärte" (KELLE 1863: 143). Genauer zur Vermischung dieser Gruppen folgt unten in Kap. 4.15.

Im Altnordischen sind innerhalb der *i*-Stämme Untergruppen entstanden, und zwar aufgrund von unterschiedlich verlaufenen Ausgleichsprozessen in Bezug auf den *i*-Umlaut, s. Awn. Gr. §392. Nicht wenige Wörter zeigen Schwankungen zwischen umgelauteten und nicht-umgelauteten Formen, s. Awn. Gr. §392_[3].

***n*-Stämme**

Die mit *n*-Suffix gebildeten Stämme sind hinsichtlich ihrer Herkunft eine heterogene Gruppe. Zu unterscheiden sind ein maskuliner Typ mit ablautendem *n*-Suffix, der direkt aus dem Indogermanischen hergeleitet werden kann, zwei feminine Typen mit **-ōn-* und **-īn-*Suffix, die nach *opinio communis* germanische Innovationen sind, und einem neutralen Typ. Sowohl die Maskulina wie auch die Feminina bekamen im Germanischen starken Zuwachs und bildeten als sogenannte schwache Deklination einen Gegenpol zur starken/vokalischen Deklination der *a*-, *ō*-, *i*- und *u*-Stämme. Die *n*-stämmige Flexion erfreute sich in allen altgermanischen Sprachen grosser Beliebtheit, besonders für Personen- (Agens-) und Tierbezeichnungen, aber auch für Wörter anderer semantischer Kategorien.

Literatur: KROONEN 2011, CASARETTO 2004: 206-75, 281-311, SCHAFFNER 2001: 517-36, BOUTKAN 1995b: 275-295, BAMESBERGER 1990: 163-187. Zu den Tiernamen s. GRIEPENTROG 1995: 218.

Auch hier sind wieder die Derivate von verschiedenen Wortbildungsprozessen in einer germanischen Deklinationsklasse zusammengefasst. Neben dem einfachen **-ēn-*, welchem individualisierende Funktion zugeschrieben wird, gehören etwa noch die Abstrakta auf **-men-* und das sogenannte Hoffmannsche Possessivsuffix **-h₃on-* hierher (s. dazu HARDARSON 2005: 229). Was die grundsprachlichen Akzentmuster der Maskulina und Neutra betraf, ergibt eine Durchsicht der bisherigen Forschungsliteratur kein einheitliches Bild (die Feminina bleiben hier ausser Acht, weil sie keinen Suffixablaut zeigen und

wohl nicht auf einen indogermanischen Typ zurückgehen). Mehr oder minder etabliert scheint, dass man bei den Maskulina einen amphikinetischen und einen hysterokinetischen Typ erschliessen kann (HARÐARSON 2005: 217, SCHAFFNER 2001: 517ff.). Indizien für einen hysterokinetischen Typ findet auch CASARETTO 2004: 206 bei den primären Nomina agentis. SCHAFFNER setzt zudem einen akrostatischen Typ an; nach MOTTAUSCH 2011: 40f. weist das Germanische ferner "eindeutig" auf einen proterokinetischen Typ, vorwiegend bei Maskulina. Was die Neutra betrifft, rechnet HARÐARSON mit einer proterokinetischen Flexion; ein dazu gebildetes Kollektivum soll wiederum amphikinetisch flektiert haben. Wie man sieht, unterscheiden sich die Darstellungen in der Fachliteratur beträchtlich. Dies hängt damit zusammen, dass die alten Flexionstypen nur noch aus wenigen, verstreuten Indizien erschlossen werden können und im Einzelnen schwer abzusichern sind. Zur Vorsicht mahnt insbesondere die Tatsache, dass die Alternationen im Germanischen kaum mehr innerparadigmatisch zu fassen sind.

Trotz ihrer Beliebtheit blieb die Deklination in den altgermanischen Einzelsprachen nicht überall vor analogen Einflüssen verschont: So sind im Altnordischen bei den Maskulina im Plural die *a*-stämmigen Endungen eingedrungen, s. Awn. Gr. §399f. In den nördlichen Dialekten des Altenglischen begünstigte der Schwund von auslautendem *-n* die Übernahme starker Endungen bei den *n*-Stämmen, s. ADAMCZYK 2008a: 108. Ansonsten ist aber das Umgekehrte häufiger, wie z. B. im Altfriesischen, wo die *n*-Deklination stark auf die vokalischen Deklinationen ausstrahlte, s. dazu oben S. 62.

Nach BENEDIKTSSON 1986: 30 sind die germanischen *n*-Maskulina in zwei Gruppen einzuteilen, je nach der Ablautstufe, die sie in den obliquen Singularakus aufweisen: Eine, die in den obliquen Singularakus germ. **-an-* generalisiert hat (Nordgermanisch, Anglofriesisch), und eine, in der germ. **-an-* (Akkusativ) mit **-en* (Genitiv, Dativ) alterniert (Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch). Formen mit schwundstufigem Suffix sind am deutlichsten im Gotischen erhalten (got. Gen. Pl. *abnē* 'der Ehemänner', Dat. Pl. *abnam*, Gen. Pl. *namnē* n. 'der Namen' usw.), doch begegnen Hinweise auf derartige Formen auch in anderen altgermanischen Sprachen, besonders im Nordgermanischen; vgl. awn. *nafn* 'Name', *ørn* 'Adler' (mehr zu letzterem in Kap. 4.8).

Die *jan*-Stämme, hauptsächlich Nomina agentis, blieben in ihrer Flexion stets nahe an den "reinen" maskulinen *n*-Stämmen, und sind später häufig in

diesen aufgegangen. Beachtenswert ist die Situation im Altwestnordischen, wo sämtliche maskulinen (*ja*)*n*-Stämme eine Endung *-e/i* im Nominativ Singular aufweisen. Die Endung wird kontrovers beurteilt. Auf der einen Seite wurde seit LID 1952 immer wieder die Ansicht vertreten, man habe darin die reguläre Endung der langsilbigen *jan*-Stämme zu sehen (vgl. **gudija** ‘Priester’ auf dem Nordhuglo-Stein, = awn. *goði*), s. BOUTKAN 1995b: 281, GRØNVIK 1998: 129–32, NIELSEN 2000: 154 u. a. Als Begründung für eine analogische Morphemübertragung dieser Endung nehmen GRØNVIK 1998: 131 und andere an, dass bei den reinen *n*-Stämmen aufgrund des lautgesetzlichen Schwundes der Endung eine morphologische Lücke entstanden sei, die man mithilfe einer Analogie nach den *jan*-Stämmen wieder aufgefüllt habe (frührun. *-a* > awn. **-Ø*, ersetzt durch *-e/i*). Auf der anderen Seite ziehen SCHAFFNER 2001: 525_[Fn.39], NEDOMA 2005, HARÐARSON 2005, S. NERI 2009: 5 und MOTTAUSCH 2011: 44 die Herleitung von awn. *-e/i* aus frührun. **-ǣⁿ* < idg. **-ēn* vor – eine Idee, die sich so schon bei HIRT 1931–4: II, 53, 56 findet. In diesem Szenario rechnet man mit zwei unterschiedlichen urgermanischen Endungen, **-ōⁿ* und **-ēⁿ* (amphikinetisches bzw. hysterokinetisches Flexionsmuster), die beide aus dem Indogermanischen ererbt wären, und von denen die *ē*-haltige hinter awn. *-e/i* stehen soll.

Die Erklärung von awn. *-e/i* als Reflex der hysterokinetischen Endung idg. **-ēn* bleibt m. E. problematisch. Obwohl NERI meint, es spreche “alles” dafür, sind wichtige Argumente von SYRETT 1994: 134–52, BOUTKAN 1995b: 272 u. a. bisher nicht entkräftet worden. Dazu seien – in der hier gebotenen Kürze – die folgenden drei Punkte angemerkt.

1) wenn auch die Existenz von idg. Nom. Sg. **-ēn* (hysterokinetischer Typ mit langem **-ē-*) unumstritten ist, scheint es doch nur eine sehr geringe Anzahl von Wörtern dieser Art gegeben zu haben (nach BEEKES/DE VAAN 2011: 194 sind sie “rare”; nach BENEDIKTSSON 1968: 28_[Fn.1] sind sie unter den *n*-Stämmen “by far the least frequent”). Viele der griechischen Ausgänge gr. *-ήν* etwa werden als Neuerungen für älteres **-ō(n)* betrachtet, s. z. B. zu gr. *ποιμήν* RIX 1992: 145. Ein solcher Typ auf **-ēn* dürfte im Germanischen kaum mehr als marginalen Status gehabt haben, und es ist schwer zu verstehen, wieso er im Nordgermanischen den sicherlich viel häufigeren *o*-haltigen Nominativ vollständig verdrängt haben soll. Die Frage ist umso drängender, als die *e*-haltige Endung auch in den westgermanischen Sprachen praktisch keine Spuren hinterlassen

hat (einziger Hinweis sind m. W. die Pluralformen ae. (angl.) *exen*, *oexen* neben *oxan* zu *oxa* m. 'Ochse', s. Ae. Gr. §277_[A1]; got. *-a* ist mehrdeutig). Es ist zwar richtig, dass auch seltene Flexionsmuster bisweilen überraschend produktiv werden können, wie NEDOMA anhand des *ir*-Plurals im Hochdeutschen ausführt, doch liegt dann in der Regel eine klar ersichtliche Motivation vor, die im Fall des *ir*-Plurals in der allgemeinen Tendenz des Hochdeutschen besteht, neue und eindeutige Pluralmarker zu schaffen (vgl. auch die Umlautgrammatikalisierung).

2) das vieldiskutierte Problem um die Orthografie von **-ē₁-* in einer Nebensilbe als *a/f* bleibt bestehen. Um plausibel zu machen, wieso der Fortsetzer von **-ē₁* stets mit *a/f* geschrieben wurde, wo doch *-e/ɪ* die naheliegende Wahl gewesen wäre, muss man begründen, wieso der Vokal in der Nebensilbe mit *-ā-* bzw. mit **-ā-* (*-ā-*) < **-ē₁-* in der Haupttonsilbe identifiziert wurde. Dazu könnte man eine zur Haupttonsilbe parallele Absenkung von **-ē₁-* > **-ā-* annehmen, doch läuft diese der späteren Hebung zu awn. *-e/i* diametral entgegen. Als alternativer Vorschlag interpretiert HARDARSON 2005 die Endung als nasaliertes **-ēⁿ*, das aufgrund der nasalen Vokalqualität zur Wahl der Rune *a/f* geführt habe, die in späteren Inschriften tatsächlich für einen Nasalvokal gebraucht wird. Wäre allerdings idg. **-ēn* im Frührunischen zu einem Nasalvokal geworden, müsste man wohl auch bei **-ōn* der Feminina mit einem nasalierten Vokal rechnen. Die Graphie *-o* für diese Endung macht aber deutlich, dass der Vokal, sollte er nasaliert gewesen sein, dennoch problemlos durch die Rune für den nicht-nasalierten Vokal repräsentiert werden konnte. Dazu kommt, dass die Aussparung des Nasals in bestimmten lautlichen Kontexten m. E. kaum etwas anders als die Nasalierung des vorhergehenden Vokals bedeuten kann, was wiederum darauf hinweist, dass beliebige Vokal-Runen auch für ihr nasaliertes Pendant verwendet werden konnten (vgl. *-hudar* *-hundar*, Himlingøje II).

3) Der als "Kronzeuge" für eine Entwicklung **-ē₁-* > **-ā-* > awn. *-e/i-* angeführte Vergleich von frührun. *swestar* (Opedal) mit awn. *systir* erscheint aus zwei Gründen problematisch. Erstens hat BOUTKAN 1995b: 272 richtig festgestellt, dass der Laut *-r-* in den altgermanischen Sprachen einen "well-attested lowering effect" hat, vgl. z. B. got. *-i-* > *-e-* vor *-r-* in got. *hairdeis* usw. (weitere Beispiele ebd., darunter auch solche aus dem Westgermanischen). Eine lautgesetzliche Entwicklung von **-ār* > awn. *-e/ir* erscheint damit eher unwahrscheinlich. Zweitens ist das Wort bekanntlich keine Bildung auf idg. **-ter-*,

sondern hat sich vielmehr erst später der Gruppe um ‘Mutter’, ‘Vater’, ‘Bruder’ angeschlossen. Den alten Nominativ Singular wird man aufgrund von lat. *soror* und lit. *sesuō* als **-ōr*, nicht als **-ēr* anzusetzen haben, s. BOUTKAN 1995b: 271f. Frühhun. *-ar* kann dann gut diesen alten Nominativ Singular fortsetzen, während awn. *-ir* die spätere analogische Angleichung an die übrigen Verwandtschaftsbezeichnungen zeigt.

Die Neutra fallen zahlenmässig deutlich hinter den Maskulina und Feminina ab. Auf flexivische Entwicklungen im Bereich der neutralen *n*-Stämme komme ich in Kap. 4.5 der vorliegenden Arbeit genauer zu sprechen.

Bei den Feminina lassen sich zwei Deklinationen unterscheiden: Die strukturell zueinander ganz symmetrischen, einzig in der Vokalqualität unterschiedenen *ōn*- und *īn*-Stämme. Bei beiden Typen muss ein statischer Akzent vorgelegen haben, denn weder beim einen noch beim anderen ist grammatischer Wechsel nachweisbar.

Die *ōn*-Stämme stehen mit den *ō*-Stämmen, aus denen sie nach verbreiteter Ansicht hervorgegangen sind, in einem besonderen Verhältnis. Kontakte zwischen diesen zwei Gruppen sind bereits im Gotischen nachweisbar, und sie dauern auch in den später bezeugten nord- und westgermanischen Sprachen an, vgl. etwa got. *airþa* ‘Erde, Land’ (*ō*-Stamm) vs. as. *ertha* (*ōn*-Stamm). Im Gotischen hatten einzelne *ōn*-Stämme starke Nebenformen, s. Got. Gr. §112_[A3]. Im Althochdeutschen wirkten umgekehrt die schwachen Feminina auf das Paradigma der *ō*-Stämme ein, s. Ahd. Gr. §208_[A2], §225_[A1].

Auch die *jō(n)*-Stämme waren von den Vermischungen betroffen, s. Ahd. Gr. §210_[A3], §226_[A2]. Im Altsächsischen verwischten die Grenzen zwischen diesen Gruppen vollends, s. As. Gr. §308_[A1] (*ō*- und *ōn*-Stämme), §336_[A] (*(j)ō*- und *(j)ōn*-Stämme), §309_[A4] und §311_[A2] (*jō*- und *īn(i)*-Stämme), §309_[A6] (*jō*- und *jōn*-Stämme).

WESSÉN 1927: 78 geht für das Althochdeutsche und Altsächsische sogar so weit, zu behaupten, dass *ō*-Stämme schwach flektiert werden konnten, und umgekehrt (“ursprungliga *ō*-stammar kunna även böjas svagt, och tvärtom. Gränsen mellan *ō*- och *ōn*-stammar är på väg att försvinna”). Diese Aussage ist insofern zu korrigieren, als der Übergang von den *ō*- zu den *ōn*-Stämmen “trotz deren geringerer Zahl und Bildungsfähigkeit weit bedeutender [ist] als der umgekehrte” (BAESECKE 1918: 164). Die Entwicklung hing in diesen beiden Sprachstufen sicherlich mit dem bei beiden Gruppen gleichlautenden

Nominativ Singular auf *-a* zusammen. Im Altenglischen haben die kurzsilbigen *ōn*-Stämme die Endung *-u* der kurzsilbigen *ō*-Stämme übernommen, s. Ae. Gr. §278_[A1]. Im Altnordischen haben verschiedene *ō*-Stämme die Endung Nom. Akk. Pl. *-ur* von den *ōn*-Stämmen übernommen, was offenbar zunächst bei Wörtern geschah, die häufig im Plural auftraten, s. BJORVAND 1975: 102f.

Am produktivsten war unter den flexivischen Regeln der femininen *ōn*-Stämme diejenige des Genitiv Plural, die im Westgermanischen nicht nur von den *ō*-Stämmen, sondern auch von verschiedenen anderen Stammklassen adaptiert worden ist, vgl. z. B. im Altenglischen Gen. Pl. *ācana* ‘von den Eichen’ (urgermanisches Wurzelnomen **aik-*). Im Altsächsischen schwanken die *ō*-Stämme zwischen der schwachen und der starken Endung (vgl. as. *gebōno* neben *gebo*, As. Gr. §307 und Anm. 5), im Althochdeutschen herrscht *-ōno* vor (ahd. *gebōno* usw.), s. G. SCHMIDT 1985: 394, Ahd. Gr. §207_[A7]. Einige Überlegungen, wie es zur Produktivität dieser Endung gekommen sein könnte, folgen unten auf S. 238.

Bemerkenswert ist, dass im Altwestnordischen unter den grammatisch femininen (*j*)*ōn*-Stämmen auch einige mit maskulinem Sexus sind, z. B. awn. *kempa* ‘Kämpfer’ (vgl. *þær kempur*, Sv 68³³), PN *Ella* usw., s. Awn. Gr. §408, §409 und RÜBEKEIL 2001: 274ff. – eine Erscheinung, die in den übrigen altgermanischen Sprachen m. W. völlig unbekannt ist. Nach CEDERSCHÖLD 1913: 74 kam dies aufgrund von Lehnwörtern aus dem Altenglischen zustande, d. h. *-a* ist die Endung des Nominativ Singular der altenglischen maskulinen *n*-Stämme, die im Altnordischen als Endung der femininen *ōn*-Stämme aufgefasst wurde.

Auch die *īn*-Stämme sind, ebenso wie die *ōn*-Stämme, nach allgemeiner Ansicht nicht direkt auf einen indogermanischen Typus zurückzuführen, sondern stellen eine Innovation dar. Sie sind im Germanischen vorwiegend Adjektivabstrakta und zeigen in ihrer Flexion eine Affinität zu den Verbalabstrakta auf **-īni-*, vgl. Got. Gr. §113_[A1]. Im Althochdeutschen sind sie mit diesen zusammengefallen, und beide zeigen ausserdem Berührungen mit den (*j*)*ō*-Stämmen, besonders mit den Motionsfeminina auf **-injō-*, s. Ahd. Gr. §210_[A2], §211_[A3], §231. Im Altenglischen übernehmen die *īn*-Stämme – ebenso wie die *ōn*-Stämme – die Endung *-u* im Nominativ Singular von den *ō*-Stämmen, was nach Ae. Gr. §280 durch die Vermittlung der Bildungen auf **-iþō-* zustandegekommen sein soll. Diese Zusatzannahme

ist aber überflüssig und auch nicht wahrscheinlich, weil diese Abstrakta im Altenglischen überwiegend endungslos waren, vgl. ae. *fylð* f. 'Fäulnis, Unreinheit', *fēhð* f. 'Feindschaft', *iermð* (neben *iermðu*) 'Armut' usw. In flexivischer Hinsicht sind die *īn*-Stämme im Altenglischen nicht mehr von den *ō*-Stämmen unterscheidbar. Auch im Altfriesischen sind die *īn*-Stämme in den *ō*-Stämmen aufgegangen, s. Afr. Gr. §52_[A3]. Im Altnordischen zeigen sie öfters Einflüsse der vokalischen Deklinationen, z. B. *-ar* im Genitiv Singular, s. Awn. Gr. §411_[2], teilweise auch *-is* (dazu genauer in Kap. 4.12).

Die *n*-Stämme haben sich im Germanischen verglichen mit den übrigen indogermanischen Sprachzweigen stark vermehrt, sodass RAMAT 1981: 66 von einem "außergewöhnlich produktiv gewordenen" Deklinationstyp sprechen kann, der "eine Fülle von Substantiven, die ursprünglich zu anderen Flexionstypen gehörten, an sich zu ziehen vermochte". Am weitesten gegangen ist der Einfluss der *n*-Stämme im Altfriesischen, s. KAHLE 1887: 10. Wiederum vermutet man einen Zusammenhang mit der Adjektivflexion, wo die *n*-stämmigen Flexionsmuster als neue schwache Flexion Eingang in die Grammatik fanden.

Am wenigsten stabil waren die *n*-Stämme im englischen Sprachzweig, wo die Gruppe reduziert und zum Neuenglischen hin sogar beinahe vollständig aufgegeben wurde. Erste Anzeichen von Instabilität lassen sich schon im Altenglischen nachweisen, in dem einzelne Mitglieder zur *a*- (Maskulina) oder *ō*-Flexion (Feminina) tendieren, s. ADAMCZYK 2008b: 10, 13 und passim.

Relikte der *n*-Deklination im Englischen sind etwa die Pluralformen *children*³, *brethren* und *oxen*. Auch in engl. *raven* 'Rabe' < ae. *bræf(e)n* dürfte das *n*-Suffix noch vorliegen, wurde in diesem Fall jedoch dem Stamm zugeschlagen (Pl. *ravens*) – jedenfalls wenn es zutrifft, dass es sich dabei um eine Abspaltung aus dem in ahd. *brabo* fortgesetzten, ursprünglich wohl hysterokinetisch flektierenden *n*-Stamm handelt, s. LÜHR 1988: 332, 2000: 72, MOTTAUSCH 2011: 50.

Die *n*-Stämme komplettieren zusammen mit den *a*-, *ō*- und *i*-Stämmen die Gruppe der mitgliederstärksten, einflussreichen Hauptklassen. Eine Sonderstellung nehmen die *u*-Stämme ein:

³ Etwas anders HILL 2007: 92, nach dem in *children* die im Plural generalisierte Form des alten Dativ Plural vorliegt (ae. *-rum*).

u-Stämme

Diese Gruppe kann noch im Gotischen als eine recht grosse, wichtige Deklinationsklasse gelten, die im Stand war, neue Mitglieder dazuzugewinnen. Auch im Nordgermanischen erfreuen sich die (maskulinen) *u*-Stämme noch einer gewissen, wenn auch im Vergleich zum Gotischen bereits reduzierten Beliebtheit. Die Aussage ADAMCZYKS, die *u*-Stämme seien “totally unproductive” gewesen (2009: 402_[Fn.6]; differenzierter in ADAMCZYK 2011a: 369), mag für das Englische zutreffen, nicht aber für die gesamte germanische Sprachfamilie. Im Gotischen lässt sich zwar keine Produktivität von primären Bildungen auf **-u-*⁴ mehr feststellen, aber es kommt durch verschiedene andere Mittel zu einer Vermehrung des Bestandes: Sekundäre Ableitungen mit komplexen Suffixen wie **-ōþu-* und **-(in)assu-*, die Eingliederung von Lehnwörtern und Flexionsklassenübertritte haben im Gotischen zu einer erhöhten Mitglie­derzahl bei der *u*-Deklination geführt, s. CASARETTO 2004: 193. Die Klasse kann deshalb nach den oben S. 20 gemachten Überlegungen im Gotischen als produktiv gelten. Im Westgermanischen dagegen hat die Klasse nur noch marginalen Status und wird weitgehend geräumt (die Neutra waren schon im Gotischen fast ganz verschwunden, s. Got. Gr. §106). Der Abbau setzt früher und stärker ein als bei der *i*-Deklination. Mit Blick auf die Reste ehemaliger *u*-Stämme im Althochdeutschen spricht RAMAT 1981: 72 bereits von einem “Paradigma, das sich in völliger Auflösung befindet”.

Literatur: CASARETTO 2004: 191–205, 518–32 u. a., S. NERI 2003, SCHAFFNER 2001: 488–96, BOUTKAN 1995b: 250–8, BAMMESBERGER 1990: 150–62.

Strukturell bilden die *u*-Stämme eine genaue Parallele zu den *i*-Stämmen. Was die Flexion im Urindogermanischen betrifft, gibt es Hinweise insbesondere auf ein ursprünglich proterokinetisches Paradigma (so BOUTKAN 1995b: 253), andere Forscher nehmen jedoch auch noch zahlreiche weitere Akzent- bzw. Ablautmuster an (SCHAFFNER 2001: 488ff., S. NERI 2003: 65ff.). Im Germanischen ist teilweise Suffixablaute erhalten, der auf ein proterokinetisches Paradigma zurückgehen dürfte, s. CASARETTO 2004: 191. Zudem lässt sich z. T. aufgrund des Vernerschen Gesetzes auf barytone oder oxytone Akzentuierung schliessen, vgl. **féχu-* ‘Vieh, bewegliches Gut’ vs. **χaidú-* ‘Art und Weise; Person, Gestalt’, s. CASARETTO 2004: 192.

⁴ CASARETTO 2004: 192 schliesst es zumindest nicht aus, dass primäre *u*-Stämme noch in germanischer Zeit entstanden sein könnten.

Während im Gotischen die *u*-stämmigen Maskulina und Feminina noch identisch flektieren, sind in den westgermanischen Sprachen Genusdifferenzierungen im Gange. Im Altenglischen sind die Feminina von den *ō*-Stämmen beeinflusst, s. Ae. Gr. §274 und ADAMCZYK 2011a, während die Maskulina fast vollständig den *a*-Stämmen angepasst wurden, s. Ae. Gr. §239, §271-3 (z. T. mit Genuswechsel zum Neutrum). Eine Einteilung der sekundär zu den *a*-Stämmen dazugekommenen Lexemen in solche, die den Übertritt schon in vorliterarischer Zeit vollzogen haben, und solche, die noch im Altenglischen schwanken, ist bei ADAMCZYK 2011a: 388f. zu finden. Im Althochdeutschen erfolgen Übertritte der Maskulina zu den *a*- (Ahd. Gr. §220b_[A1]) und (mask.) *i*-Stämmen (Ahd. Gr. §216_[A1], §220c_[A1]), der Feminina zu den (fem.) *i*-Stämmen (§219_[A1]). Wie bei den *i*-Stämmen kam es aufgrund der Silbenstruktur zu divergierenden Entwicklungen, wobei im Althochdeutschen tendenziell die langsilbigen, bei denen das *-u*- lautgerecht schwand, vollständig zu den *i*-Stämmen übertraten, während die kurzsilbigen im Nominativ/Akkusativ Singular das *-u* behielten (*fridu* 'Friede', *hugu* 'Sinn' usw.); die Feminina und Neutra wurden bis auf wenige Splitter aufgelöst. Im Altfriesischen ist der Einfluss der *a*-, *ō*- und *n*-Stämme "sehr weitgehend" (Afr. Gr. §57); die Maskulina sind von den *a*-Stämmen nur im Singular, die Feminina von den *ō*-Stämmen fast gar nicht mehr unterscheidbar. Im Altsächsischen sind die Maskulina häufig zu *a*- oder *i*-Stämmen, die Feminina zu *i*- oder *ō*-Stämmen geworden, wobei es viele Schwankungen gibt, s. As. Gr. §298_[A1], §324, §322_[A2], §328f.

Die Kontakte zwischen *i*- und *u*-Stämmen wurden, abgesehen vom Verlust der stammbildenden Suffixe in den meisten Singularakusformen, durch den lautlichen Zusammenfall der Endungen im Nominativ Plural beider Gruppen begünstigt, der nach SCHAFFNER 2001: 496_[Fn.48], 628 bereits im Westgermanischen erfolgt war und so eine Scharnierform zwischen beiden Klassen schuf (wgerm. **-ī* < **-ijiz*, **-iwiz*). Die Berührungen zwischen *i*- und *u*-Stämmen werden in der Fallstudie zu got. *ballus** 'Fels' und seinen möglichen Flexionsklassenübertritten in den verwandten Sprachen noch genauer zur Sprache kommen (Kap. 4.7). Für die Vermischung von *ti*- und *tu*-Stämmen sei ausserdem auf Kap. 4.16 dieser Arbeit verwiesen.

Von einer Genusdifferenzierung kann man auch im Altnordischen sprechen, und zwar in dem Sinn, dass nur die Maskulina als *u*-Stämme erhalten blieben oder zu den *a*-Stämmen übertraten, s. Awn. Gr. §358_[2], wohingegen

die Feminina und Neutra nicht als eigene Gruppen überlebten (einzelne Kasus nach der *u*-Deklination sind erhalten bei *hond* f. ‘Hand’ und *fē* n. ‘Vieh, Eigentum’, vgl. Awn. Gr. §416_[A1-2] bzw. §363_[A1]). Das Paradigma der maskulinen *u*-Stämme zeigt Einflüsse der *i*-Stämme (Akkusativ Plural zum Teil auf *-i*). Ähnlich wie bei den *i*-Stämmen kommt es aufgrund unterschiedlich ausgeglichenen Umlauts zu Schwankungen und zur Herausbildung neuer Flexions(unter)gruppen, s. Awn. Gr. §395_[A2].

Zum Schluss sei noch auf einige Fälle sekundärer *u*-Flexion auf der Grundlage älterer *n*-Stämme hingewiesen, s. dazu unten zu den Wörtern für ‘Adler’ und ‘Bär’ (Kap. 4.8).

3.3.2 Kleinere Klassen

Alle weiteren substantivischen Deklinationsklassen, die für die urgermanische Periode erschliessbar sind, waren starken Abbau- und Reduktionserscheinungen ausgesetzt. Sie werden häufig als “Restklassen” oder “kleinere Klassen” (engl. *minor classes*) bezeichnet (vgl. zum Folgenden grundlegend CASARETTO 2006).

Wurzelnomina

Das Charakteristikum dieser Gruppe war eine besondere Wortstruktur, die sich dadurch auszeichnete, dass die Flexionsendungen ohne ein dazwischen stehendes Stammbildungssuffix direkt an die Wurzel anschlossen.

Literatur: CASARETTO 2004: 35–46, GRIEPENTROG 1995, BOUTKAN 1995b: 258–62, BAMESBERGER 1990: 188–203.

Wie GRIEPENTROG 1995: 476 richtig feststellt, gehören nach diesem Kriterium zu urteilen eigentlich nicht alle Wörter, die üblicherweise zu den germanischen Wurzelnomina gezählt werden, in diese Gruppe. In Fällen wie **naxt*- ‘Nacht’, wo zwischen Wurzel (idg. **negw-*, s. zum Ansatz GRIEPENTROG 1995: 476_[Fn.35]) und Endung noch ein Element **-t-* steht, das gemeinhin als Determinativ bezeichnet wird, wäre es präziser, von einem einsilbigen Konsonantstamm zu sprechen. Wörter wie **naxt*- und **brust*- sind aus diesem Grund eigentlich bei den Dentalstämmen (s. zu diesen unten S. 86) einzuordnen. Für Fragen der Flexion spielt die Unterscheidung zwischen Wurzelnomen und einsilbigem Dentalstamm im Germanischen allerdings keine Rolle.

Wie man zur Klassifikation dieser Substantive steht, hängt davon ab, welchen Wurzelbegriff man zugrundelegt. GRIEPENTROG nimmt hier eine strikt indogermanistische Perspektive ein, doch ist es durchaus auch möglich, *Wurzel* als Terminus synchron im Germanischen zu gebrauchen. Unter einer "germanischen Wurzel" hat man sich dann eine aus verschiedenen Ableitungen abstrahierte lexikalische Grundeinheit vorzustellen, die nicht mehr weiter segmentierbar ist. Dieser Terminologiegebrauch ist in der germanistischen Literatur zwar nicht sehr verbreitet, aber doch mitunter anzutreffen, vgl. z. B. SCARDIGLI 1989: 153: "die germanische Wurzel *WELþ-/WALþ-* [...], vgl. deutsch *wild* und *Wald*". Wie das genannte Beispiel zeigt, muss eine solche germanische Wurzel dann nicht unbedingt die von den indogermanischen Wurzeln (im vorliegenden Fall **uelh₃-* 'schlagen'⁵ oder **uel-* 'Gras'⁶) bekannte Lautstruktur fortsetzen.

Die Wörter dieser Gruppe lassen sich nicht einem einheitlichen indogermanischen Akzent-/Ablautmuster zuordnen. Es gibt Hinweise auf akrostatische und amphikinetische Flexion, daneben aber auch Muster, die keinem dieser Typen zu entsprechen scheinen, s. CASARETTO 2004: 35, 38.

Als kleine, "im Verfall begriffen[e]" (Got. Gr. §115b) Flexionsklasse liefert sie gutes Anschauungsmaterial dafür, wie einzelne Mitglieder abgestossen und in andere, gebräuchlichere Klassen eingegliedert wurden. Übertritte fanden insbesondere zu den *i*-Stämmen statt, bei den Maskulina auch zu den *a*-Stämmen und bei den Feminina zu den *ō*-Stämmen. Die Vermischung mit den *i*-Stämmen führt man darauf zurück, dass es auf lautgesetzlichem Weg zu "Überlappungen zwischen Konsonant- und *i*-Stämmen", d. h. zu Scharnierformen gekommen sei, s. CASARETTO 2004: 36_[Fn.49].

Im Gotischen zeigen die Feminina eine Mischflexion aus konsonantischen Endungen und denjenigen der *i*-Deklination, von wo die Endung *-im* im Dativ Plural übernommen wurde, s. Got. Gr. §115b. Bei den Maskulina finden sich vereinzelt *-is* im Genitiv Singular und *-am* im Dativ Plural nach den *a*-Stämmen, s. Got. Gr. §117.

⁵ Zur Wurzel s. LIV₂: 679. Mit dieser Wurzel, zu der auch etwa lat. *vellere* 'rupfen, zupfen' gehört, verbinden etwa KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗ *Wald* (wo als Ausgangsbedeutung 'Büschel' angesetzt wird) und PFEIFER 1997 ↗ *Wald* (mit Vorbehalt).

⁶ So BJØRVAND/LINDEMAN 2007 ↗ *voll*, nach denen die im Nordgermanischen bezeugte Bedeutung 'Ebene, Wiese' gegenüber 'Wald' im Westgermanischen als älter einzustufen ist. Ein ähnlicher Ansatz **uel(ə)-* 'Haar, Wolle' auch bei PFEIFER an der genannten Stelle.

Im Althochdeutschen und Altsächsischen liegen fast nur noch Feminina vor, wie überhaupt die Zahl der Wurzelnomina mit femininem Geschlecht gegenüber den anderen beiden Geschlechtern stark überwiegt. Bei den Maskulina zeigt nur noch *man* ‘Mensch’ regelmässig konsonantische Formen. Der in den gebräuchlichen Handbüchern zum Ausdruck kommenden Ansicht, dass die Wurzelnomina eine unproduktive Klasse gewesen seien, widerspricht ANTONSEN 1969-70. Er äussert Zweifel an dieser Darstellung, da nach seiner Meinung einige der herkömmlich als *i*-Stämme klassifizierten Wörter im Althochdeutschen als sekundär den Wurzelnomina angeglichen angesehen werden müssen. Auch ADAMCZYK trägt eine auf HOLTHAUSEN zurückgehende Ansicht vor, nach der im Altsächsischen einige konsonantische Flexionsregeln auf die *i*-stämmigen Feminina übergegriffen hätten, s. ADAMCZYK 2010: 45, z. B. Dat. Sg. *maht* (CM 4160, 4379) nach *burg* usw. Für die traditionelle und m. E. leichter stützbare Ansicht, nämlich dass sich im Althochdeutschen umgekehrt Wurzelnomina den *i*-Stämmen angeschlossen hätten, s. Ahd. Gr. §216_[AI], §219_[AI], §238, §240-3, CASARETTO 2004: 168 (z. B. ahd. *geiz* f. ‘Ziege’, Dat. Pl. *geizzin*, < urgerm. **gait-*). Den Übertritt zu den femininen *i*-Stämmen erklärt BAESECKE 1918: 161 durch die Endungslosigkeit im Nominativ Singular, die es bei den Feminina im Althochdeutschen nur bei diesen beiden Gruppen gegeben habe. GALLÉE geht auch für das Altsächsische von Angleichungen an bzw. Übertritten zu den *i*-Stämmen aus, s. As. Gr. §322_[A2], §340, besonders im Dativ Singular und Plural der Feminina (Dat. Sg. *burgi*, Dat. Pl. *bur^ugiun* nach *ansti*, *enstiun*).

Mit Sicherheit produktiv waren aus der konsonantischen Flexion stammende flexivische Regeln im Altnordischen, vgl. CASARETTO 2004: 36 und Kap. 4.3 der vorliegenden Arbeit. Dies betraf vor allem die Pluralendungen der Feminina. In den Singularakus flektierten “die meisten mask[ulina] ganz wie *u-* oder *a-*stämme, die fem[inina] ganz oder teilweise wie *ō-*stämme” (Awn. Gr. §412). Bei den Feminina zeugt besonders der Genitiv Singular auf *-ar* von der Angleichung an die *ō*-Stämme, vgl. awn. *eikar* ‘der Eiche’, s. GRIEPENTROG 1995: 18. Bei den Maskulina zeigt sich, wie auch in anderen Sprachen, eine Tendenz zur Angleichung an die *a*-Stämme – nach SYRETT 2002: 720 “a drift that may well be ancient”.

Im Altenglischen sind die Wurzelnomina zwar ebenfalls im Rückzug begriffen, aber noch zahlreicher vorhanden als im Althochdeutschen und Altsächsischen, s. Ae. Gr. §281-4, ADAMCZYK 2012a. Auch hier erscheinen in

jüngeren Sprachzeugnissen Angleichungen der Maskulina an die *a*-Stämme, vgl. ae. Nom. Pl. *fōtas* ‘Füsse’ statt älterem *fēt* (angl. *fæt*), während bei den Feminina wiederum ein Einfluss der (kurzsilbigen) *ō*-Stämme festgestellt werden kann (-*u* im Nominativ Singular).

Vereinzelt kommt es zu Spezialentwicklungen, wie z. B. einer besonderen Annäherung an die schwache Deklination beim Wort für ‘Mann’, got. *manna*, ahd. *man* usw., das im Gotischen und auch verschiedentlich in den später bezeugten Sprachstufen Mischformen zwischen Konsonant- und *n*-Stamm, später auch Formen eines *a*-Stamms zeigt.

Diese Darstellung wird bezweifelt von HARDARSON 2009: 15f., nach dem alle Formen von einem *n*-stämmigen Grundwort aus zu erklären sind.

Zum Übertritt des Wurzelnomens **fōt-* ‘Fuss’ zu den *u*-Stämmen (got. *fōtus*), s. Kap. 4.2 dieser Arbeit.

s-Stämme

Die Geschichte der *s*-Stämme im Germanischen ist im vorliegenden Zusammenhang besonders aufschlussreich. Ihrer Herkunft nach handelt es sich um Bildungen mit ablautendem **-s*-Suffix des proterokinetischen, seltener akrostatischen Typs, s. SCHINDLER 1975b, STÜBER 2002: 199, 204, CASARETTO 2004: 553. Die im Germanischen vorkommenden *s*-Stämme haben neutrales Genus, das in den Einzelsprachen grösstenteils erhalten ist. Es gibt Hinweise darauf, dass die *s*-Stämme noch im Urgermanischen Suffixablaut aufwiesen, s. BOUTKAN 1995b: 266. Schon früh sind die Formen unter den Einfluss der *a*-Stämme gekommen, und im Gotischen etwa unterscheiden sie sich flexivisch nicht von den *a*-stämmigen Neutra, s. Got. Gr. §115a.

Eine mögliche Ausnahme ist die umstrittene, eventuell als Genitiv Singular aufzufassende Form *hatis*, s. Got. Gr. §94_[A4], RÜBEKEIL 2001: 244 und unten S. 217.

Literatur: CASARETTO 2004: 553–65, SCHAFFNER 2001: 585–96, CASARETTO 2000, BOUTKAN 1995b: 264–8, BOUTKAN 1992, BAMMESBERGER 1990: 208–14.

Im Westgermanischen dagegen erlebten die *s*-Stämme eine unerwartete Renaissance und die Gruppe wurde sekundär wieder produktiv. Nach SCHLERATH 1995: 261 sind beispielsweise **χrinþiz-* ‘Rind’, **kilþiz-* ‘Kind’ und **χōniz-* ‘Huhn’ als “sicher westgerm. Analogiebildungen” zu bewerten (s. zur Produk-

tivität auch die Bemerkung oben S. 21). Als Erklärung für die Ausbreitung der *s*-stämmigen Flexion hat die Forschung bei den Wörtern mit *ir*-Plural ein “Bedeutungsfeld ‘Tier, Junges’”, so SCHLERATH 1995: 261, ausgemacht, das andere Wörter für ‘Tierjunge’ angezogen habe. Unter den Analogiebildungen sind allerdings auch einige, die nicht in diesen semantischen Bereich gehören.

Die Mitglieder dieser Klasse wurden häufig zu den neutralen *a*-Stämmen (Thematisierung) oder zu den *i*-Stämmen überführt, s. CASARETTO 2004: 132, 555. Vereinzelt tauchen als Kontinuanten von *s*-Stämmen auch *u*-Stämme auf, s. Ahd. Gr. §220_[c,A1], §232. Hierher gehört z. B. ahd. *sigu* m. (belegt sind Nom. Akk. Sg. *sigo* und häufiges *Sigo*- bzw. *Sigu*- in den Personennamen *Sigobold*, *Siguwalto* usw., s. GRAFF 1842: VI,131f.). Wie es zum Auftreten eines Stammvokals *-u-* kommt, ist unsicher; einige Überlegungen dazu folgen unten S. 218. Für Übertritte zu den *i*-Stämmen vgl. As. Gr. §315_[A1] (mit Genuswechsel zum Maskulinum). Für Übertritte zu den mask. *wa*-Stämmen im Altenglischen s. Ae. Gr. §250_[A1]. Einige Übertritte von den *s*- zu den *i*-Stämmen werden im Hauptteil dieser Arbeit (Kap.4.9 und 4.10) genauer besprochen.

Für die gelegentlichen Genuswechsel zum Maskulinum war wohl das durch das Vernerische Gesetz entstandene **-z-* mitverantwortlich, das in die Auslautsposition geraten und so mit dem geschlechtigen Nominativ-Singular-Marker **-z < idg. *-s* identifiziert werden konnte, s. RÜBEKEIL 2001: 243.

Dass die *s*-Stämme im Urgermanischen noch ein eigenständiges Flexionsmuster besaßen, wird durch altenglische und althochdeutsche, nur resthaft bezeugte Flexionsformen nahegelegt (Ahd. Gr. §197, Ae. Gr. §289, BOUTKAN 1992), auch wenn im Gotischen und Nordgermanischen keine Spuren eines solchen Paradigmas mehr erhalten sind. Im Althochdeutschen hat sich die Singularflexion den *a*-Stämmen angeglichen, während *-ir-* zum Pluralmarker avancierte – einige Fälle ausgenommen, in denen *-ir-* sich auch im Singular festsetzen konnte (ahd. *abir*, *ebir* ‘Ähre’), s. Ahd. Gr. §197_[A1]. Ganz ähnlich verhält es sich im Altsächsischen, s. As. Gr. §300. Im Altenglischen sind die ältesten Reste der Flexion in den englischen Dialekten zu finden, während in den westsächsischen Denkmälern bereits die Flexion nach den *a*-Stämmen vorherrscht, s. Ae. Gr. §289_[1]. Einen detaillierten Überblick zur dialektalen Situation im Altenglischen bietet ADAMCZYK 2011c, 2012b. Das Altfrisische hat nur Spuren der *s*-Deklination erhalten, s. Afr. Gr. §65. Wie auch in den

anderen altgermanischen Sprachen wurde das *-r-* des ehemaligen Stammsuffixes teilweise dem Lexem zugeschlagen, und dieses dann als *a*-Stamm flektiert, teilweise aber auch als Pluralmarker verwendet, vgl. afr. *kind* 'Kind', Pl. *kinder* (neben analogen Formen wie *kindera*, *kinda*, *kindan* u. a.).

***r*-Stämme**

Die im Germanischen als feminine und maskuline Verwandtschaftsnamen auftretenden *r*-Stämme gehen mehrheitlich auf Bildungen mit Suffix idg. **-ter-* zurück. Suffixablaut ist im Gotischen noch erhalten, vgl. *brōþar* 'Bruder', Gen. *brōþrs*. In dieser Sprache kam es ausserdem zu einer analogen Beeinflussung durch die *u*-Stämme, deren Resultat die Angleichung des Nominativ und Dativ Plural an die *u*-Deklination war. Da die Maskulina und Feminina – wie bei den *u*-Stämmen – im Gotischen genau gleich flektierten, wurden auch beide Genera gleichermassen vom Einfluss der *u*-Stämme erfasst.

Literatur: CASARETTO 2004: 541f., BOUTKAN 1995b: 269-75, BAMESBERGER 1990: 206-8.

Im Althochdeutschen beobachtet man wiederum eine sekundäre Genusdifferenzierung: Die Maskulina gleichen sich den *a*-Stämmen an, während die Feminina die konsonantische Deklination besser bewahren und sich erst allmählich den *ō*-Stämmen anpassen. So hat ahd. *muoter* etwa im Singular durchwegs endungslose Formen, während man für *fater* neben den endungslosen Singularformen auch solche nach den mask. *a*- (und *i*-)Stämmen antrifft (Gen. *fateres*, Dat. *fatere*), s. Ahd. Gr. §235. Im Altsächsischen ist die konsonantische Flexion bei femininen und maskulinen *r*-Stämmen noch gut bewahrt, vgl. Nom. Sg. *fader*, Gen. Sg. *fader*, Nom. Pl. *fader* (s. As. Gr. §337).

Das Altenglische hat die konsonantische Flexion der *r*-Stämme relativ gut bewahrt, doch sind auch hier die Einflüsse der *a*- (Gen. Sg. *fæd(e)res* 'des Vaters', Nom. Pl. *fæd(e)ras*) und *ō*-Stämme (Nom. Pl. *mōdra* 'Mütter') sichtbar, s. Ae. Gr. §285 und ADAMCZYK 2009: 405f. ADAMCZYK stellt in ihrer Untersuchung fest, dass der Plural innovationsfreudiger war als der Singular, und dass innerhalb der *r*-Stämme das Wort für 'Vater' als erstes dem analogen Druck nachgegeben hat (S. 421). Ein begünstigender Faktor für die Übernahme von Endungen aus der vokalischen Deklination dürfte die Eintönigkeit der Flexion im Altenglischen gewesen sein, in der abgesehen vom

Genitiv und Dativ Plural und *i*-umgelauteeten Formen im Dativ Singular keine Kasusmarkierungen mehr vorhanden waren. Die gelegentlich auftretende, unerwartete Endung *-u* in ae. Nom. Akk. Pl. *brōðru*, *mōðru* ist nach Ae. Gr. §285_[A1] "wohl" die Endung der neutralen *a*-Stämme, doch scheint es mir naheliegender, darin die Fortsetzung der alten Akkusativendung **-unz* zu sehen (s. BOUTKAN 1995b: 275). Interessant ist, dass es in späterer Zeit gegenläufig zur Tendenz, die Flexionsmuster der *a*- und *ō*-Stämme zu übernehmen, mitunter zur analogischen Ausbreitung von spezifisch konsonantischen Flexionsregeln kam: So findet man im späteren Westsächsischen *i*-umgelauteete Formen Gen. Sg. *mēder*, *dehter*, die vom Dativ übernommen sind, s. Ae. Gr. §285_[A2].

Gegen die bei ADAMCZYK 2009: 407 angeführte, auf WRIGHT zurückgehende Annahme, die Endung ae. *-u* stamme von *a*-stämmigen Kollektiva wie Nom. Pl. *gebrōþru*, *gesweostru*, sprechen semantische Gründe. Da *gebrōþru*, *gesweostru* usw. sicherlich noch als Kollektivbildungen ('Geschwister') wahrgenommen wurden, wird man kaum damit rechnen können, dass sie den Plural eines Wortes wie 'Mutter' beeinflusst hätten, bei dem ein Kollektivum wenig Sinn ergab. Wären tatsächlich *gebrōþru* usw. das Vorbild für eine analogische Umbildung gewesen, hätte man zudem **gedohtru*, **gemōðru* erwartet. Es ist überhaupt unwahrscheinlich, dass es sich bei *-u* um die Endung der starken Neutra handelt, wie u. a. ADAMCZYK 2009: 407 meint, weil eine solche Neuerung der allgemeinen Tendenz entgegenliefe, Maskulina und Feminina flexivisch stärker zu trennen, s. dazu unten Kap. 3.5.

Auch im Altfriesischen sind analogische Einflüsse der *a*- und *ō*-Stämme vorhanden; zudem sind, wie bei vielen altfriesischen Deklinationsklassen, Pluralendungen der *n*-Stämme eingedrungen, s. Afr. Gr. §63. Zu beobachten ist ferner, dass hier die sprachhistorisch gesehen typisch maskuline bzw. neutrale Endung *-es*, *-is*, *-s* im Genitiv Singular auch mit Feminina kombiniert wird (afr. *mōderes*, *susters* usw.) – ein Phänomen, das auch in einige anderen germanischen Sprachregionen in Erscheinung tritt, vgl. etwa zum englischen Dialekt des Altenglischen Ae. Gr. §252_[A2].

Noch gut erhalten ist die *r*-Deklination beider Genera im Altnordischen, s. Awn. Gr. §419–21. Die Wörter dieser Gruppe konnten sich gegenüber Einflüssen der vokalischen Deklinationsklassen behaupten. Analogische Vorgänge finden sich erst in späterer Zeit und eher selten, zudem handelt es

sich nicht um inter-, sondern um innerparadigmatischen Ausgleich: Bei den Maskulina sind bisweilen *i*-umgelautete Formen (*feðr*, *brøðr*) in den Nominativ/Genitiv/Akkusativ Singular eingedrungen, wo sie lautgesetzlich nicht berechtigt waren, s. Awn. Gr. §420_[A1].

Unter den kleineren, konsonantischen Klassen hat sich die *r*-Deklination verhältnismässig lange gehalten. Im Vergleich etwa zur *s*-Deklination, die im Gotischen bereits ganz erloschen war, hat sie sich als eigenständiges Flexionsmuster bis weit in die einzelsprachliche Zeit hinein behaupten können. Dies erstaunt insofern, als es sich zahlenmässig um eine sehr kleine Gruppe von gerade einmal vier oder fünf Mitgliedern handelt, von der man hätte annehmen können, das sie besonders rasch beseitigt würde. Um zu erklären, auf was die grössere Stabilität der *r*-Deklination beruht, wird man zumindest an folgende Faktoren zu denken haben. Zum einen fällt es ins Gewicht, dass es sich bei den Verwandtschaftsnamen um Wörter des elementarsten Grundwortschatzes handelt, die zweifellos hochfrequent waren. Dies kann sie über einer längere Zeit hinweg gegenüber analogischen Neuerungen resistent gemacht haben. Vergleichen kann man dies etwa mit der Beobachtung ZÜRRERS (1999: 200), dass in walserdeutschen Sprachinseldialekten die Verwandtschaftsbezeichnungen für 'Tochter', 'Sohn', 'Schwester' usw. morphologisch besonders konservativ sind (sie zeigen entgegen der weitgehenden Tendenz zum Kasusabbau in diesen Dialekten häufig noch explizite Dativ-Plural-Endungen). Zum anderen stellt man bei den *r*-Stämmen eine semantische Homogenität fest, die es in dieser Klarheit bei anderen Deklinationen nicht gibt. Dazu kommt, dass die Gruppe auch durch den Erhalt des charakteristischen *-r*-formal deutlich markiert war. Das Flexionsklassenprofil der *r*-Stämme war also sowohl in Bezug auf seine semantischen Merkmale als auch auf seine formale Markierung (Klassenmerkmal) besonders ausgeprägt, und dies kann ebenfalls zur Stabilität der Klasse beigetragen haben.

Dentalstämme

Zu den insgesamt nicht zahlreichen Mitgliedern dieser Gruppe zählen ein- und zweisilbige Bildungen mit stammschliessendem idg. **-t-*, z. B. got. *miliþ* 'Honig', got. *magap̃s* 'Mädchen, Jungfrau', urgerm. **alud-* 'Bier' usw. Wie oben erwähnt sind bei strikter Handhabung der Terminologie auch Einsilbler wie **naxt-* und **brust-*, die üblicherweise als Wurzelnomina geführt werden, hier einzureihen.

Literatur: CASARETTO 2004: 428–36, BOUTKAN 1995b: 262f., BOUTKAN 1995a, BAMMESBERGER 1990: 214–6.

Was die Akzent-/Ablautmuster im Indogermanischen betrifft, hat man Hinweise auf jeden der vier athematischen Typen gefunden, d. h. es soll einen akrostatischen, einen hysterokinetischen, einen proterokinetischen und einen amphikinetischen Typ gegeben haben, s. CASARETTO 2004: 428. Die Auswertung des germanischen Materials ist allerdings für die Erschließung dieser Typen wiederum mit Unsicherheiten verbunden, da “die ursprünglichen Verhältnisse durch analogischen Ausgleich [...] stark verwischt worden sind” (CASARETTO 2004: 430). Deutlich erkennbar sind immerhin die mithilfe des Vernerschen Gesetzes zu gewinnenden Hinweise auf betontes (**magáþ-*) oder unbetontes Suffix (**álud-*).

Die Dentalstämme zeigen im Germanischen starke Auflösungstendenzen. Bei den femininen Dentalstämmen kommt es bereits im Gotischen zu einer “beginnende[n] Angleichung an Vokalstämme” (CASARETTO 2006: 136^[Fn.19]), besonders an die *i*-Stämme, s. CASARETTO 2004: 37. Die Neutra schliessen sich meist den (neutralen) *a*-Stämmen an, CASARETTO 2004: 429. In den späteren Sprachstufen wurden die Mitglieder fast vollständig in die vokalischen Deklinationen überführt, am häufigsten zu den *i*-Stämmen.

Im Altenglischen zeigen noch ca. drei Lexeme Spuren der konsonantischen Flexion, s. Ae. Gr. §290. Ihr Charakteristikum ist die Vereinigung von Formen mit geschwundenem Dental (Nom. Akk. Sg. *ealu* n. ‘Bier’) und solchen mit erhaltenem Dental (Gen. Dat. Sg. (*e*)*aloð*) in einem Paradigma. Das hierhergehörige Wort ae. *hæle* ‘Held’ entwickelte einen analogischen Akkusativ *hæle* und konnte dann den *i*-Stämmen zugeführt werden (s. zu diesem Lexem auch unten, S. 242).

Zwei dieser Wörter, ‘Neffe’ und ‘Monat’, wovon letzteres teilweise auch als Heteroklitikon bezeichnet wird, s. unten S. 91, werden in Kap. 4.11 dieser Arbeit genauer besprochen.

***nd*-Stämme**

Die substantivierten Präsenspartizipien werden auch *nd*-Stämme genannt und beinhalten im Prinzip Maskulina und Feminina, wobei aber hier nur die Maskulina zu besprechen sind, da die Feminina kein eigenständiges Flexionsmuster aufweisen (vgl. got. *bulundi* f. ‘Höhle’, Flexion wie ein *jō*-Stamm). Die

Maskulina zeigen eine weitreichende Tendenz zur flexivischen Neuerung nach den *a*-Stämmen. Bereits im Gotischen, wo es wohl noch Neubildungen gab, s. CASARETTO 2006: 126, werden einzelne Endungen von den *a*-Stämmen importiert (Genitiv Singular und Dativ Plural, s. Got. Gr. §115). Im Althochdeutschen ist die Angleichung beinahe vollendet; Spuren der alten Deklination wie ahd. Nom. Pl. *friunt* 'Freunde', *fiant* 'Feinde' treten nur noch selten auf, s. Ahd. Gr. §237. Substantivierte Partizipien verhalten sich im Althochdeutschen im Übrigen wie Adjektive, vgl. ahd. *waltanto* 'Herrscher' mit schwacher Flexion neben archaischem *waltant*, s. Ahd. Gr. §236_[A1]. Im Altsächsischen zeugen noch zahlreichere Formen von der alten konsonantischen Deklination als im Althochdeutschen, vgl. z. B. Nom. Pl. *freund*, andere Formen sind aber auch schon nach den *a*-Stämmen geneuert, wie z. B. Gen. Sg. *frundes*, -as, Dat. Sg. *frunde*, -i.

Literatur: CASARETTO 2004: 437–44, SCHAFFNER 2001: 610–22, BOUTKAN 1995b: 366–8, BAMMESBERGER 1990: 214f.

In den westgermanischen Sprachen gibt es vereinzelte Belege für einen *r*-haltigen Genitiv Plural, vgl. ae. *frēondra*, as. *neriendero* usw. (Ae. Gr. §286, As. Gr. §338_[Anm.]). Diese Formen sind aber kaum, wie BOUTKAN 1995b: 368 meint, analogisch nach den *r*-Stämmen umgebildet, sondern mit Ae. Gr. §286_[A1] nach den Adjektiven zu erklären (ae. *gōdra*, as. *gōdaro*, -ero). Diese Erklärung drängt sich schon aus dem Grund auf, dass die *nd*-Bildungen als (ehemalige) Präsenspartizipien den Adjektiven nahe standen. Gegen einen Einfluss der *r*-Stämme spricht zudem deren geringe Zahl sowie das Fehlen jeglicher Hinweise auf Produktivität in dieser Gruppe.

Im Altnordischen hat sich der Singular den *n*-Stämmen angeglichen (Nom. Sg. *gefandi* 'Geber'; zu Spuren der alten Deklination s. Awn. Gr. §422_[A4]), die Pluralformen haben die alte konsonantische Flexionsweise bewahrt (Nom. Pl. *gefendr*, s. Awn. Gr. §422. Analogische Pluralformen nach den *a*-Stämmen "kommen seit 1200 dann und wann vor" (Awn. Gr. §422_[A3]); zudem führt, wie öfters im Nordgermanischen, die unterschiedliche Ausgleichung des Umlauts zu einer gewissen Diversifizierung des Flexionsmusters, s. §422_[A1]. Im Altschwedischen verhält es sich ebenso, nur gehen hier recht häufig auch die Pluralformen nach den *n*-Stämmen, s. Aschwed. Gr. §439.

Das Altenglische hat bei den *nd*-Stämmen eine Mischflexion mit Endungen aus verschiedenen Quellen entwickelt, darunter konsonantische Formen

(Nom. Akk. Pl. *frīend*, *frēond*), aber auch solche von den *a*-Stämmen, wie *-es* im Genitiv Singular und *-e* im Dativ Singular, und einige adjektivische wie Nom. Pl. *-e*, Gen. Pl. *-ra*, s. Ae. Gr. §286_[A1], ADAMCZYK 2011b. Das *-r-* im Genitiv Plural konnte in späterer Zeit auch auf andere Pluralkasus übertragen werden, vgl. Nom. Akk. Pl. *wealdendras*, Dat. Pl. *wealdendrum*, s. Ae. Gr. §286_[A3]. Ähnlich wie im Altenglischen verhält es sich im Altfriesischen: Die Singularflexion stimmt mit den *a*-Stämmen überein, im Plural kommen ältere konsonantische Formen und geneuerte analogische Formen nebeneinander vor, s. Afr. Gr. §64.

Genau genommen gehören auch got. *tunþus** ‘Zahn’ und seine Verwandten hierher, da es sich um ein (verdunkeltes) Partizip zur Wurzel **h₁ed-* ‘essen’ handelt, s. genauer dazu unten Kap. 4.2. Die Varianten dieses Wortes (die mit unterschiedlichem Wurzelsvokal vorkommen) sind aber im Germanischen nicht wie die übrigen substantivierten Partizipien, sondern – wohl aufgrund ihrer Einsilbigkeit – wie die Wurzelnomina bzw. die einsilbigen Konsonantstämme behandelt worden. Demgemäss kommt von ae. *tōð* ein zur Flexion der Wurzelnomina passender Plural (Nom. Pl. *tēð*, *tāð*) vor; daneben gibt es auch eine analogisch geneuerte Form (Nom. Pl. *tōðas*), die sich im Englischen aber erstaunlicherweise nicht gegenüber der älteren Form durchzusetzen vermochte (engl. *tooth* – *teeth*).

Perfektpartizipien

Zu den übrigen Konsonantstämmen gehören einige alte Partizipialbildungen, die auf im Germanischen nicht mehr gebräuchliche Bildeweisen zurückgehen (vgl. zum folgenden CASARETTO 2004: 566–8, 2006: 134f.). Zu nennen sind die ehemaligen Perfektpartizipien mit Suffix **-uōs-*, von denen im Gotischen noch einige wenige auftreten, Typ got. *bērusjōs* Pl. ‘Eltern’ (zu idg. **b^her-* ‘tragen’, nach CASARETTO ausgehend vom Femininum ‘die getragen Habende(n)’, got. *weitwōþs** m. ‘Zeuge’ (zu idg. **uēid-* ‘blicken’, s. dazu BMMESBERGER 1990: 216). Ein weiteres Wort dieses Typs ist möglicherweise urgerm. **nik^wuz-* (awn. *nykr* m. ‘Wassergeist’, ahd. *nibbus* ‘Krokodil’ usw.), falls BMMESBERGERS Herleitung das Richtige trifft (zu idg. **neig^w-* ‘waschen’, 1990: 213; vgl. hierzu auch SCHAFFNER 2001: 607–9 und MOTTAUSCH 2011: 97). Diese Wörter folgen teilweise der konsonantischen Flexion, so z. B. *weitwōþs**, während die Feminina wie *jukuzi** ‘Joch’ (zu idg. **ieug-* ‘verbinden’) und *aqizi* ‘Axt’ (zu idg. **h₂eǵ-* ‘treiben’), soweit man es aus der spärlichen Überlieferung

herauslesen kann, nach der *jō*-Deklination flektieren (bezeugt sind Dat. Sg. *jukuzjai*, Akk. Sg. *jukuzja*; bei *aqizi* nur der Nominativ Singular).

Heteroklitika

An Konsonantstämmen sind noch die wenigen alten Heteroklitika zu nennen. Sie zeichneten sich ursprünglich durch einen paradigmatischen Wechsel des Stammsuffixes aus, etwa zwischen *-r/n-*, und waren bereits auf der Sprachstufe Urindogermanisch "eine aussterbende Kategorie" (SCHINDLER 1966: 74). Ebenso wie die Perfektpartizipien sind diese Bildungen früh lexikalisiert worden; sie verallgemeinerten eine der Suffixvarianten und schlossen sich meist einer vokalischen oder der schwachen Deklination an.

Literatur: CASARETTO 2006: 135-7, CASARETTO 2004: 577-82, WACHTER 1997, BAMMESBERGER 1990: 204-6, KRAHE/MEID 1967-9: III,77f.

Bei den ehemaligen *-r/n*-Heteroklitika wie got. *watō* n. 'Wasser', *jēr* n. 'Jahr', *fōn* n. 'Feuer' und *brunna* m. 'Brunnen' hat sich teilweise vom Nominativ/Akkusativ aus der *r*-Stamm durchgesetzt, der dann zur thematischen Flexion überging (got. Nom. Pl. *jēra*; ahd. *wazzar*, Gen. *wazzares*). Wo der *n*-Stamm erhalten ist, zeigt dieser entweder schwache Flexion (got. *watō*, awn. *funi* m.) oder erscheint ebenfalls in thematisierter Gestalt (z. B. awn. *vatn* n., Gen. *vatns*). Das *-l/n*-Heteroklitikon für 'Sonne' hat sich in zwei separate Paradigmen gespalten: Der *n*-Stamm got. *sunno* f./n. 'Sonne' (vgl. awn. as. ahd. *sunna* usw.) und der *l*-Stamm got. *sauil* n. 'Sonne' (vgl. awn. *sól* f.) existieren im Germanischen mit gleicher Bedeutung nebeneinander. Das feminine Genus, das bei diesem Wort gegenüber dem Neutrum als sekundär einzustufen ist, wird durch eine Personifizierung dieses Himmelskörpers erklärt, s. Got. Gr. §110_[A2].

Weitere *-l/n*-Heteroklitika lassen sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Vielleicht gehört noch das Wortpaar as. ahd. *himil* m. und got. *himins* m. hierher, doch meint WACHTER 1997: 17f., dass der nur im Germanischen bezeugte *l*-Stamm erst in Analogie zum Wort für 'Sonne' entstanden sei. Andere Überlegungen zum Verhältnis der zwei Stammbildungen sind bei EWA *himil* (IV,1014f.) zusammengestellt.

Die zum Teil ganz unterschiedlichen Formen in den Einzelsprachen könnten darauf hinweisen, dass es noch im Urgermanischen Stammalternationen

gab; echte heteroklitische Flexion ist aber in keiner bezeugten germanischen Sprache mehr nachweisbar. Es fällt auf, dass die Weiterentwicklung der ehemaligen Heteroklitika keiner strikten Systematik gefolgt ist: Es gibt sowohl Beispiele für die vollständige Generalisierung einer der beiden Stammvarianten in allen germanischen Sprachen (*n*-Stamm bei 'Brunnen'; *r*-Stamm bei 'Jahr') als auch für die regional unterschiedliche Auswahl einer Variante (bei 'Sonne', 'Feuer', 'Wasser'). Als Tendenz lässt sich höchstens feststellen, dass die westgermanischen Sprachen in der Regel untereinander übereinstimmen und öfters einer abweichenden Entwicklung im Gotischen/Altnordischen gegenüberstehen, wie das bei 'Sonne', 'Feuer' und 'Wasser' der Fall ist. Dieser Befund wird aber dadurch relativiert, dass in zwei von drei dieser Fälle, nämlich bei 'Sonne' und 'Feuer', im Altwestnordischen auch eine mit dem Westgermanischen übereinstimmende Variante vorkommt (awn. *fúrr* neben *funi*, awn. *sunna* neben *sól*).

Ähnlich wie bei *sunnō* / *sauil* kam es noch bei einem weiteren Lexem zur Aufspaltung in zwei separate Paradigmen, die aber diesmal mit einer semantischen Diversifizierung einherging. Es handelt sich um das Wortpaar got. *mēnōþs* 'Monat' und got. *mēna* 'Mond' mit ihren Entsprechungen in den anderen germanischen Sprachen. Für das zugrundeliegende Lexem setzen manche Forscher einen paradigmatischen Wechsel zwischen den Stammalternanten idg. **meh₁not-* und **meh₁nes-* an, s. CASARETTO 2004: 581f. Ob es je Heteroklitika mit *-t/s*-Alternation gegeben hat, ist allerdings umstritten. Nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 *↗māned* gibt es keine weiteren Beispiele für einen solchen Typ. Das Wortpaar 'Mond' und 'Monat' wird unten in Kap. 4.11 (ab S. 241) noch genauer zu besprechen sein.

Weitere Stammauslaute

An möglichen Stammauslauten könnte man noch **-ū-* < **-uH-* anführen, das aber nur marginalen Status hatte und kaum je zur Herausbildung eines eigenständigen Flexionsmusters geführt haben dürfte. Das m. W. einzige germanische Wort, das auf einen *ū*-Stamm zurückweist, nämlich got. *swaíþrō* f. 'Schwiegermutter', awn. *sværa* (vgl. ai. *śvaśrūḥ*), muss schon früh analogisch zu den *n*-Stämmen übergetreten sein, s. CASARETTO 2006: 133 (zu diesem Suffix ferner SCHAFFNER 2001: 80).

G. SCHMIDT 1985: 395 spricht zudem ae. *brū** f., Pl. *brū(w)a* 'Brauen' als *ū*-Stamm an, doch ist hier *-ū-* nicht Stammsuffix, sondern Teil der Wurzel.

Dieses Wort wird unten, in Kap. 4.6 noch eingehender zu besprechen sein.

Schluss

Innerhalb des Systems der altgermanischen Nominalflexion kommt es also zu komplexen Umstrukturierungen, die teilweise gesamtgermanische, teilweise einzelsprachliche Geltung haben. Die Abbildungen 2, 3 und 4 zeigen abschliessend noch einmal überblicksartig die wichtigsten Angleichungs- und Übertrittstendenzen.

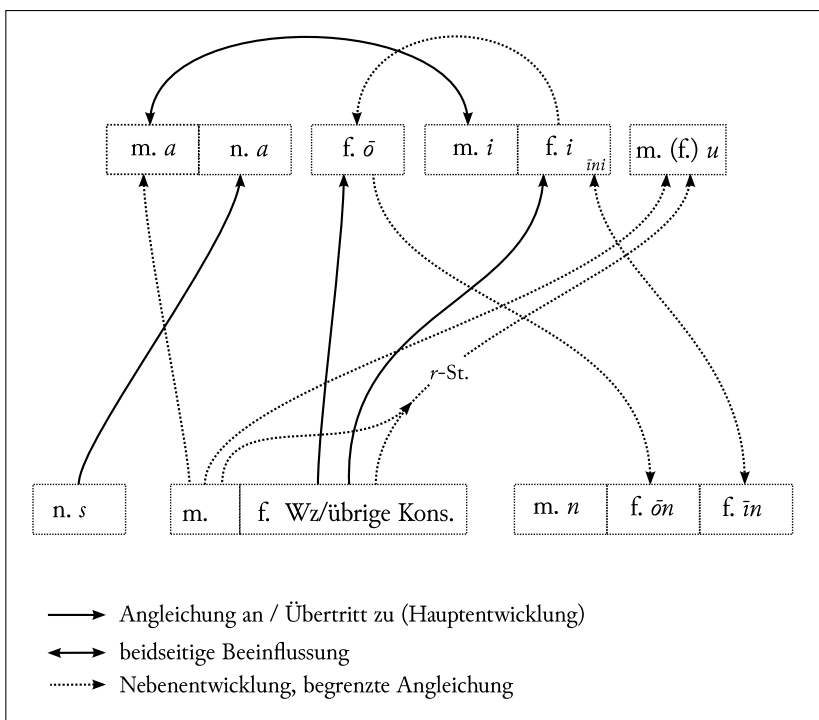


Abbildung 2: Beeinflussungen zwischen den Stammklassen in der Entwicklung zum Gotischen.

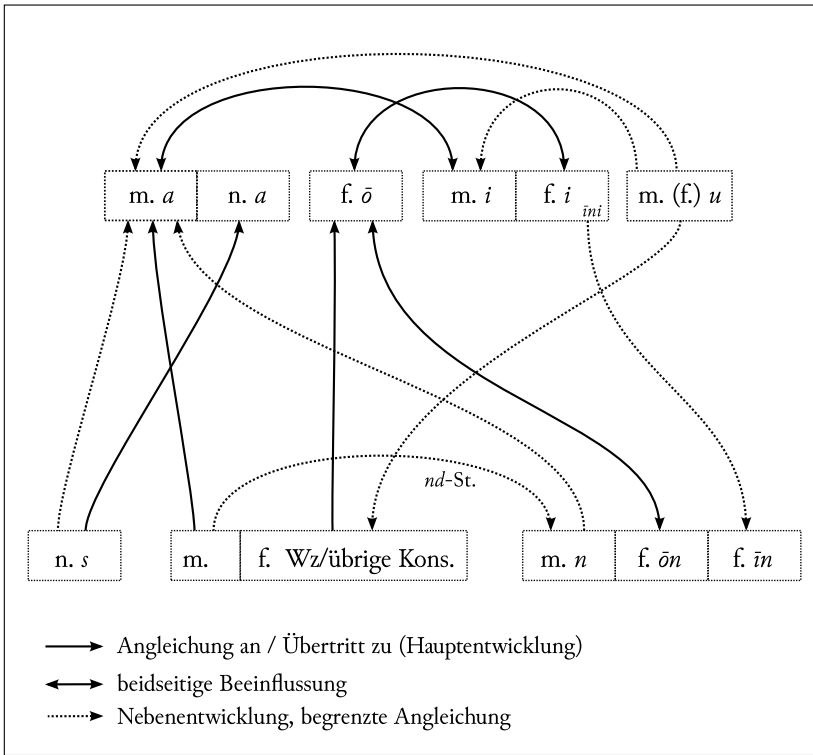


Abbildung 3: Beeinflussungen zwischen den Stammklassen im Nordgermanischen.

3.4 Suffixerweiterungen

Nach einer theoretischen Grundlegung in Kap. 2.3 (S. 33ff.) bin ich in Kap. 3.3 mehrfach auf konkrete Fälle von Suffixerweiterungen zu sprechen gekommen. Zwei Typen von Suffixerweiterungen haben sich dabei als so zentral erwiesen, dass sie es verdienen, an dieser Stelle detaillierter dargestellt zu werden. Es handelt sich zum einen um die sogenannte Thematisierung und zum anderen um die Erweiterung mit *n*-Suffix.

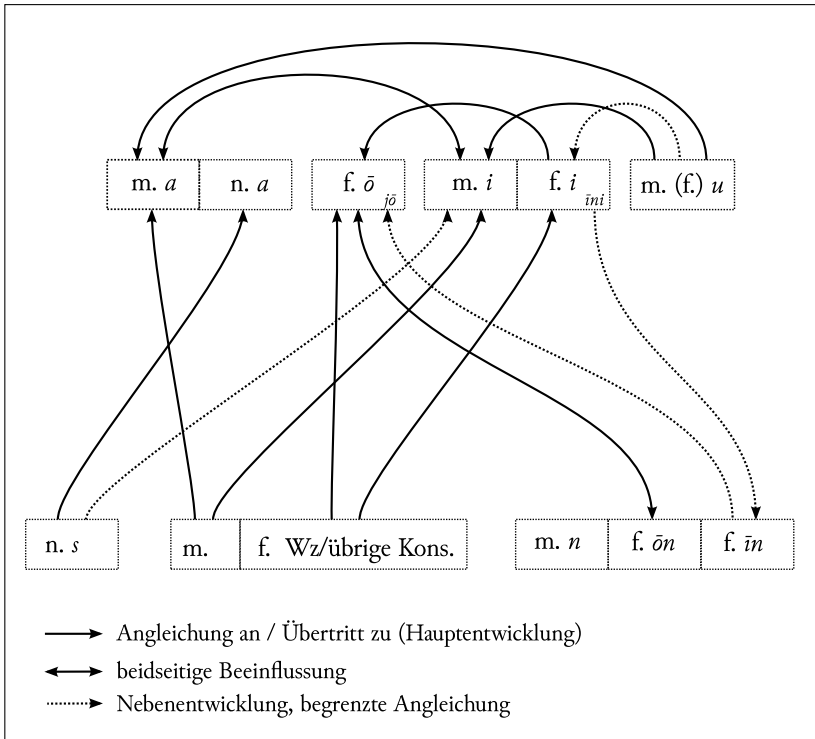


Abbildung 4: Beeinflussungen zwischen den Stammklassen im Westgermanischen.

3.4.1 Thematisierungen

Unter Thematisierung ist ein Vorgang zu verstehen, bei dem Nomina mit einem konsonantischen Stammbildungssuffix oder einem fehlenden Stammbildungssuffix durch einen Themavokal erweitert und damit einer der grossen vokalischen Deklinationen angeschlossen werden. Im Fall der Maskulina und Neutra handelt es sich um das Suffix germ. **-a-*, im Fall der Feminina um das Suffix germ. **-ō-*; im ersten Fall resultieren *a*-Stämme, im zweiten *ō*-Stämme. Ein "fühlbarer Bedeutungsunterschied" (KRAHE/MEID 1967-9: III,61) zwischen erweitertem und unerweiterten Lexem ist dabei nicht vorhanden.

Das Phänomen der Thematisierung ist auch aus anderen indogermanischen

Sprachzweigen bekannt, s. etwa zum Griechischen EGLI 1954: 12f. Bezeichnend auch für die Thematisierungen im Germanischen ist EGLIs Kommentar zum Nebeneinander von gr. $\alpha\lambda\gamma$ * f. ‘Kraft’ (Homer) neben gr. $\alpha\lambda\kappa\eta$ f. ‘Kraft’ usw.:

“Was dieses Suffix - η leistete außer bloßer Vergrößerung des Wortumfanges, die vielleicht bei den einsilbigen Wurzelnomina bezweckt war, ist schwer zu sagen; weder das Geschlecht [...] noch die Bedeutung der Wörter ist davon berührt worden.”

Der Terminus *Themavokal* wird in Fachpublikationen unterschiedlich verwendet. In der indogermanistischen Literatur wird er häufig nur für das sogenannte thematische Suffix *-o- gebraucht, z. B. bei MEIER-BRÜGGER 2010: F101_[4]. Nicht selten wird jedoch auch die Erweiterung durch das Suffix *-ō- < *-eh₂- als Thematisierung bezeichnet, so z. B. bei ZEILFELDER 2001: 234 und GRIEPENTROG 1995: 332. In dieser Arbeit kommt der letztgenannte Terminiologiegebrauch zur Anwendung, d. h. ich bezeichne sowohl die Erweiterung durch germ. *-a- als auch durch germ. *-ō- als Thematisierung.

Es kommen hier nur sekundäre Weiter- bzw. Umbildungen bestehender Nominalstämme zur Sprache. Nicht zu den Thematisierungen zählen sonstige Ableitungen mit dem entsprechenden Suffix, die es durchaus auch gibt, z. B. a-stämmige Abstrakta wie *luka- n. (got. *us-luk** ‘Eröffnung, Öffnung’) zu got. *us-lūkan* ‘öffnen, erschliessen’ usw. Dabei handelt es sich um einen regulären Wortbildungsprozess mit den üblichen Implikationen wie Wortartenwechsel usw.

Wie in Kap. 2.3 erwähnt, betrachte ich die Thematisierung als einen Spezialfall des Flexionsklassenübertritts. Das Besondere daran ist, dass nicht ein Suffixersatz sondern eine Suffixerweiterung stattfindet. Konkret bedeutet dies meist, dass ein Substantiv den Endungssatz der a- bzw. ō-Stämme erhält, während das ältere Stammsuffix (sofern eines vorliegt) seine segmentale Eigenständigkeit aufgibt und mit der lexikalischen Basis (“Wurzel”) zu einer neuen Einheit verschmilzt. Folgende Beispiele verdeutlichen den Vorgang:

athem. Stamm	thematisierter Stamm	Bedeutung
*ai-w- (< *h ₂ ōi-u-)	*aiw-a- m. got. <i>aiws*</i> , Dat. Pl. <i>aiwam</i>	‘Zeit, Ewigkeit’

<i>*ag-ⁱaz-</i>	<i>*agiz-a-</i> n. got. <i>agis</i> , Gen. Sg. <i>agisis</i>	‘Furcht, Schrecken’
<i>*wat-r-</i>	<i>*watr-a-</i> n. ahd. <i>wazzar</i> , Gen. <i>wazzares</i>	‘Wasser’
<i>*wat-n-</i>	<i>*watn-a-</i> n. awn. <i>vatn</i> n., Gen. <i>vatns</i> oder <i>vaz</i>	
<i>*fa-dēr-</i>	<i>*fadēr-a-</i> m. ahd. <i>fater</i> , Pl. <i>fatera</i>	‘Vater’
<i>*ax-(^ai)z-</i>	<i>*axs-a-</i> n. awn. <i>ax</i> n., Dat. <i>axi</i> , Pl. <i>qx</i> ⁷	‘Ähre’
<i>*mark-</i>	<i>*mark-ō-</i> f. ahd. <i>marcha</i>	‘Grenze, Mark’

Tabelle 4: Thematisierungen.

Von der Thematisierung betroffen sind in erster Linie die kleineren konsonantischen Flexionsmuster: *s*-Stämme, *r*-Stämme, Wurzelnomina, Partizipialbildungen und Heteroklitika. Doch auch Substantive grösserer Deklinationsklassen, etwa der *n*-Stämme, können unter den Einfluss der Thematisierung geraten. Hier ist beispielsweise die Stammvariante **χrabna-* des Wortes für ‘Rabe’ zu nennen, die u. a. in ae. *bræf(e)n* m., awn. *brafn* m. vorliegt und als Thematisierung des in ahd. *brabo* m. fortgesetzten *n*-Stamms erklärt wird (vgl. dazu die Anmerkung auf S. 76). Solche thematisierten *n*-Stämme finden sich besonders häufig im Nordgermanischen, vgl. neben awn. *brafn* m. und *vatn* n. etwa noch awn. *nafn* n. ‘Name’, Gen. *nafns*.

Auch bei der “halbvokalischen” Flexionsklasse der *u*-Stämme können Thematisierungsprozesse ausgemacht werden. So werden in der Fachliteratur z. B. urgerm. **aiwaz* m. (got. *aiws** m. ‘Zeit, Ewigkeit’), urgerm. **kniwa*^m n. (got. *kniu** n. ‘Knie’) und (bei einigen Autoren) urgerm. **skadwaz* ‘Schatten’ (ahd. *scato*) als thematisierte *u*-Stämme betrachtet. Auf diese und einige weitere derartige Wörter komme ich unten in Kap. 4.1, besonders S. 124ff. noch ge-

⁷ Belege bei eONP s. v.

nauer zu sprechen. Möglicherweise ist auch ein Teil der im Germanischen recht zahlreichen *ja*-Stämme so entstanden. Zwar sind diese häufig deverbale, doch nehmen KRAHE/MEID 1967-9: III,70 zumindest für die Adjektive einen Entstehungsprozess "durch Suffigierung von *-o-*, *-ā-* an Stämme auf *-i-*" an, der ebenso (und parallel zu den *u*-Stämmen) für einige *ja*-stämmige Substantive zutreffen mag.

Als besonders instruktiv, um die Thematisierung als morphologischen Prozess genauer fassen zu können, erweist sich die Sachlage bei den *s*-Stämmen im Gotischen. Diese flektieren durchgängig als neutrale *a*-Stämme, sind also als Gruppe konsequent thematisiert worden. Dies gilt sowohl für die *s*-Stämme mit vollstufigem Suffix und zweisilbiger Struktur (got. *agis* 'Furcht, Schrecken', *hatis* 'Hass, Zorn', *rimis** 'Ruhe', *sigis* 'Sieg' usw.) als auch für die einsilbigen (got. *ahs* 'Ähre', *weihs* 'Dorf, Weiler', *aiz* 'Erz(münze)' usw., s. SCHAFFNER 2001: 592). Die Systematik dieses morphologischen Umbaus – in Kombination mit dem ebenfalls systematischen Fehlen eines funktionalen Unterschieds – macht deutlich, dass es sich hierbei nicht um einen Wortbildungsprozess handelt. Die gotischen *s*-Stämme zeigen somit deutlich, dass man es hier mit einer rein äusserlichen Erneuerung ohne semantische Implikationen, d. h. mit Flexionsklassenübertritten zu tun hat. Eine mit dem Gotischen vergleichbare systematische Thematisierung erkennt man auch im altnordischen Material (vgl. awn. *sigr* m., Gen. *sigrs*, *sigrar*), während in den westgermanischen Sprachen, wie oben S. 82 erwähnt, als Kontinuanten von *s*-Stämmen neben *a-* auch *i-* und gelegentlich *u*-Stämme erscheinen.

Nach CASARETTO 2000: 233 ist die Uniformität der *s*-Stämme im Gotischen vielleicht so zu erklären, dass die jüngeren Neubildungen im Gotischen bereits mit einem komplexen, thematisierten Suffix **-iza-* abgeleitet wurden. Die "echten" Übertritte von den *s-* zu den *a*-Stämmen wären dann bereits in einer frühen Phase erfolgt.

Die Frage, ob es im Germanischen Thematisierungen mit Bedeutungsunterscheidung gegenüber dem Grundwort gab, ist nicht eindeutig zu beantworten. Sicherlich gab es auf Stufe der indogermanischen Grundsprache Wortbildungsmuster, die formal der thematischen Erweiterung entsprachen und mit einem Bedeutungsunterschied einhergingen: Nämlich die Bildung von exozentrischen (possessiven) Substantiven, wie z. B. ahd. *ars* 'Hintern' < **arsa-*, zu **h₃ór-os* 'Erhebung', s. STÜBER 2002: 31, und von Kollektiva wie ai. *bhrātrá-*

n. 'Bruderschaft' zum Wort für 'Bruder' (ai. *bbrátar-* m.), s. KRAHE/MEID 1967-9: III,62, RÜBEKEIL 2002: 27, CASARETTO 2004: 47.

Ein weiteres Beispiel für eine exozentrische Bildung zu einem *s*-Stamm ist evtl. das bei FEIST 1939 *barizeins** diskutierte awn. *barr* n., das u. a. 'Zweige/Knospen (eines Nadelbaums), Baum' und 'Gerste' bedeutet⁸. Wenn die Herleitung von awn. *barr* < urgerm. **barzá-* < idg. **b^horsó-* stimmt, s. dazu auch RÜBEKEIL 2002: 27, d. h. wenn das Wort als eine Thematisierung des in got. *barizeins** 'aus Gerste' indirekt bezeugten *s*-Stamms got. **baris* n. 'Gerste' zu erklären ist, wäre das altwestnordische Wort also in seiner Bedeutungsbreite als possessives Derivat 'etwas Stacheln Habendes' verständlich, was sowohl auf einen Nadelbaum als auch auf die Ähre der Gerste zutreffen könnte. Die Etymologie ist aber unsicher, da sie eine verbale Grundlage mit der Bedeutung 'auffragen, hervorstehen' o. ä. benötigt, wozu der *s*-Stamm ein konkretisiertes Verbalabstraktum 'Hervorstehendes, Stachel' wäre, eine solche aber nicht bekannt ist, s. FEIST (an der genannten Stelle), CASARETTO 2004: 564.

Eine Wurzel mit dieser Semantik ist **b^herǵh-* 'hoch werden, sich erheben', s. LIV₂: 78f., doch passt diese formal nicht zum vorliegenden Material. Zudem entspricht auch die semantische Verteilung nicht den Erwartungen, da die possessive Bedeutung 'Gerste' (← 'etwas Stacheln Habendes') wegen got. *barizeins** 'aus Gerste' auch beim (erschlossenen) *s*-Stamm **baris* n. 'Gerste' vorauszusetzen ist (Rückwirkung des *a*-Stamms?).

Zu beachten ist, dass bei dieser älteren und funktional fassbaren Gruppe von Thematisierungen das primäre Suffix stets in der Schwundstufe erscheint, d. h. bei *t%r-*, *%n-* und *%s-* Stämmen **-tr-a-*, **-n-a-*, **-s-a-* usw. Auch dies deutet darauf hin, dass man es in dieser Phase noch mit einem Wortbildungsprozess zu tun hat, der u. a. Auswirkungen auf die Gestalt des bestehenden Stamms hatte. Bei späteren Thematisierungen waren die Strukturen dagegen bereits erstarrt und der ehemalige Wortbildungsprozess wurde durch rein flexivische Umbildungen abgelöst, die aus einer mechanischen Anfügung der *a*-stämmigen Flexionsendungen an den bestehenden Wortkörper bestand, vgl. ahd. *fater*, Gen. Sg. *fateres*.

⁸ In der Prosasprache bedeutet das Wort 'Zweige/Knospen (eines Nadelbaums), Nadeltrieb (?)', 'Reisig', 'Unterholz (?)' (nach eONP), im poetischen Wortschatz auch 'Baum' sowie 'Gerste', 'Speise' u. a., s. Lex. Poet. und HEGGSTAD/HØDNEBØ/SIMENSEN 2008 s. v.

Schwundstufiges Suffix zeigt sich auch bei sonstigen Weiterbildungen, vgl. zum Beispiel gr. ὄρνις, -θος m. f. ‘Vogel’, dem ein älterer *n*-Stamm zugrundeliegt (vgl. heth. *ḫara(n)*- ‘Adler’). S. ausführlicher zu diesem Wort unten Kap. 4.8.

Ihren Anfang nahm die Thematisierung womöglich über das Adjektivsystem, indem man mit Themassuffix gebildete Adjektivableitungen später wieder substantivierte. Dies ist nach WACHTER 1997: 12 bei der Bezeichnung für ein Wassertier, ai. *udrá*- ‘Fischotter’, ahd. *ottar* ‘Otter’ usw. der Fall, das zum Wort für ‘Wasser’ (gr. ὕδωρ n.) gebildet ist. Funktional ist die thematische Adjektivbildung der Bildung exozentrischer Substantive “nah verwandt[]” (RÜBEKEIL 2002: 27). Auf urgermanischer und einzelsprachlicher Stufe dagegen scheinen die Thematisierungen keine derartige Funktion mehr aufzuweisen; so sind z. B. Thematisierungen von *s*-Stämmen in dieser Zeit im Anschluss an SCHAFFNER 2001: 592 als “mit dem zugrundeliegenden *s*-Stamm synonym” zu bezeichnen. Dies weist auf den Übergang der Thematisierung von einer Wortbildungsregel zu einer rein flexivischen Umgestaltung hin.

Was das Motiv der Thematisierung betrifft, scheinen die Vorgänge zu divers und chronologisch zu weit auseinanderliegend zu sein, um dafür eine einheitliche Begründung geben zu können. Von Bedeutung ist aber sicherlich die Beobachtung, dass die Thematisierung einem Prozess der Regularisierung gleichkommt, da die morphologische Neuerung in den beobachteten Fällen jeweils von einer marginalen in eine der mitgliederstarken “Default”-Klassen führt. Als ein Hauptmotiv für die Thematisierung darf man folglich den Abbau von morphologischer Komplexität vermuten. Im Gegensatz zu Wortbildungsprozessen wird der Wortschatz dabei nicht erweitert, sondern es findet eine flexivische “Modernisierung” (WACHTER 1997: 16) des bestehenden Lexembestandes statt.

Für die gotischen *s*-Stämme rechnet CASARETTO 2004: 556f. ausserdem mit einem lautlichen (Teil-)Faktor: Sie geht davon aus, dass es im Nominativ/Akkusativ Singular auf lautgesetzlichem Weg zur Endungslosigkeit und damit zu einer Übereinstimmung mit den neutralen *a*-Stämmen gekommen sei, die der Angleichung an die *a*-Stämme Vorschub geleistet habe.

3.4.2 *n*-Erweiterungen

Neben der Erweiterung mit einem Themavokal stellt man in den altgermanischen Sprachen einen zweiten häufigen Typ von Suffixerweiterung fest, näm-

lich die Erweiterung durch ein *n*-Suffix. Betroffen sind in erster Linie masculine *a*- und feminine *ō*-Stämme, doch gibt es auch einige Lexeme mit neutralem Genus, die eine *n*-Erweiterung erfahren zu haben scheinen.

Der Vorgang kann am indogermanischen Wort für ‘Frau’ veranschaulicht werden. Die aussergermanischen Sprachzweige bieten Material, das auf ein Rekonstrukt **g^{wen}-eh₂* zurückführt. Im Germanischen erscheint das Wort jedoch davon abweichend als femininer *n*-Stamm, vgl. got. *qinō*, awn. *kona* (Pl. *konur*) usw. Es ist somit vorauszusetzen, dass der Stamm **g^{wen}-eh₂-* > germ. **kwenō-* mittels *n*-Suffix zu **kwenōn-* erweitert wurde. Ein semantischer Unterschied ist wiederum nicht erkennbar. Einige weitere Beispiele sollen das Phänomen verdeutlichen:

primärer Stamm	erweiterter Stamm	Bedeutung
<i>*g^{wen}-eh₂</i> gr. γυνή	<i>*k^{wen}-ōn-</i> f. got. <i>qinō</i>	‘Frau’
<i>*misd^h₁-^oeh₂-</i> aksl. <i>mъzda</i> f.	<i>*mizd^h-ōn-</i> f. got. <i>mizdō</i>	‘Lohn’
<i>*H₂uid^h(e)₁-eh₂-</i> lat. <i>vidua</i>	<i>*widuw-ōn-</i> f. got. <i>widuwō</i>	‘Witwe’
<i>*s₁uek^u-o-</i> ahd. <i>swebur</i>	<i>*sweχ^u-an-</i> m. got. <i>swaībra</i>	‘Schwiegervater’
<i>*k^{er}d-</i> lat. <i>cor</i>	<i>*χ^{er}t-ōn-</i> n. got. <i>hai^urtō</i>	‘Herz’
usw. (vgl. KLUGE 1926 §17, §34 und §78)		

Tabelle 5: *n*-Erweiterungen (Rekonstruktionen nach CASARETTO 2004).

Die Häufigkeit dieses Vorgangs illustrieren auch die germanischen *in*-Stämme, die durch *n*-Erweiterungen älterer Formen auf **-ī*, evtl. auch **-i* entstanden sind, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,102, MOTTAUSCH 2011: 16^[Fn.15]. Aus den tabellarisch aufgeführten Beispielen geht hervor, dass es Ähnlichkeiten zur im vorhergehenden Kapitel behandelten Thematisierung gibt. Gemeinsamkeiten sind die Anfügung eines Segmentes an eine bestehende lexikalische Basis so-

wie das Ausbleiben einer semantischen Differenzierung.

Zudem hat vermutlich auch hier eine reine Suffixerweiterung ohne Verdrängung des bisherigen Stammsuffixes stattgefunden. Dieser Punkt ist allerdings nicht unbestreitbar, da ein Übergang des Stamms **k^wen-ō-* zu **k^wen-ōn-* im Prinzip auf zwei Arten gedeutet werden kann: Als Erweiterung des *ō-* Stamms durch ein (schwundstufiges?) Suffix *-n-*, oder als Ersatz des Suffixes *-ō-* durch (langvokalisches) *-ōn-*. Nur im ersten Fall ist man berechtigt, von einer Suffixerweiterung zu sprechen; im zweiten Fall läge ein Suffixersatz (Flexionsklassenübertritt im engeren Sinn) vor.

Welche Ansicht die richtige ist, ergibt sich m. E. aus allgemeinen Überlegungen zur Entstehung der femininen *ōn-* Stämme im Germanischen. Es entspricht der vorherrschenden Forschungsmeinung, dass die femininen *ōn-* Stämme nicht direkt auf einen indogermanischen Typus zurückgehen, sondern in ihrer spezifischen Ausprägung eine Innovation des Germanischen darstellen, s. KURYŁOWICZ 1968: 85, HARDARSON 1989: 80, BOUTKAN 1995b: 286. Viele der ältesten germanischen *ōn-* Stämme gehen genauso wie urgerm. **k^wen-ōn-* auf ältere *eh₂-* Stämme zurück. Dies legt den Schluss nahe, dass das Suffix **-ōn-* seiner Herkunft nach in **-ō-* (< **-eh₂-*) plus **-n-* zu segmentieren ist, wie es auch JASANOFF 1980: 376 vorschlägt, d. h., es handelt sich bei **-ō-* sehr wahrscheinlich um den ehemaligen Stammauslaut der *eh₂-* Stämme. Analog dazu ist **-an-* bei den Maskulina (wie z. B. in urgerm. **swex-an-*) als Verbindung von Themavokal idg. **-o-* plus **-n-* analysierbar. Ich komme deshalb zum Schluss, dass es sich bei der Entstehung von Stämmen wie **k^wen-ōn-* und **swex-an-* um einen Prozess der Suffixerweiterung handelt, der ausdrucksseitig mit der Thematisierung verglichen werden kann.

Einen formalen Unterschied zur Thematisierung gibt es allerdings in der Folgeentwicklung: Im Gegensatz zur Thematisierung, bei der das primäre Stammsuffix jeweils, nachdem es in dieser Strukturposition durch das sekundäre Suffix abgelöst worden ist, mit der lexikalischen Basis zusammenwächst, ist in diesen Fällen das primäre mit dem sekundären Suffix zu einer Einheit verschmolzen. Das **-ōn-* dürfte schon sehr bald nicht mehr als **-ō-n-* analysierbar, d. h. nicht mehr als Suffixkonglomerat erkennbar gewesen sein.

Neben den genannten Ähnlichkeiten zur Thematisierung fallen auch Unterschiede zu dieser auf. Zum einen scheint die Domäne der *n-* Erweiterungen deutlich restringierter gewesen zu sein als die der Thematisierungen. Für letztere kamen im Prinzip beliebige athematische Basen in Frage, als Ausgangs-

punkt für die *n*-Erweiterungen beobachtet man dagegen überwiegend *a*- und *ō*-Stämme. *n*-Erweiterungen von Konsonantstämmen sind weniger zahlreich; als Beispiel sei der *n*-Stamm **agis-an*- (ae. *egesa* m., ahd. *agiso* m. 'Schrecken') genannt, der eine Erweiterung des *s*-Stamms **agis*- (in ae. *ege* m. 'Furcht', got. *agis* n.) darstellt. Einen Sonderfall stellen in diesem Zusammenhang die Neutra dar, mehr zu diesen unten.

Zum anderen passen viele, wenn auch nicht alle dieser Wörter in einen genauer eingrenzbaren semantischen Rahmen. Es handelt sich bei den geschlechtigen Wörtern sehr häufig um Personenbezeichnungen, besonders um Verwandtschaftsnamen. Dies erweckt den Eindruck, dass die *n*-Erweiterung, wenn ihr auch keine bestimmte Funktion zugewiesen werden kann, teilweise doch einer Assoziation mit gewissen semantischen Merkmalen geschuldet war. Sie rückt damit näher in Richtung eines Wortbildungsprozesses als die Thematisierung, da bei letzterer – zumindest auf Stufe des Germanischen – keinerlei semantische Faktoren erkennbar waren.

Auch der etwas besonders gelagerte Fall von got. *swaþra* kann einen Hinweis darauf liefern, dass es sich beim Übergang zu den *n*-Stämmen um einen Prozess handelt, welcher der Derivation nahe steht. Wie bei CASARETTO 2004: 227 nachzulesen ist, hat die Forschung den maskulinen *n*-Stamm des Gotischen (im Vergleich zum sowohl aussergermanischen als auch west- und nordgermanischen *a*-Stamm, vgl. ahd. *swehur* usw.) als eine Art umgekehrte Motionsbildung (Rückbildung) zu got. *swaþrō* f. 'Schwiegermutter' erklärt. Tatsächlich gibt es im Gotischen einige *n*-stämmige Personenbezeichnungen, die in einer maskulinen und einer femininen Variante auftreten (vgl. das Paar *garazna** m. 'Nachbar' – *garaznō** f. 'Nachbarin' u. a. m.), und dass man diese Wortpaare nicht nur zur Vorlage genommen hat, um zugehörige Feminina zu maskulinen Personenbezeichnungen zu bilden (vgl. zur "Produktivität des *n*-Suffixes zur Femininmotion in germanischer Zeit" CASARETTO 2006: 138), sondern auch umgekehrt zugehörige Maskulina zu fem. *ōn*-Stämmen bilden konnte, scheint plausibel. Der *n*-Stamm got. *swaþra* ist also wohl durch eine Motion zustande gekommen. Da mehrere Kriterien der Wortbildung erfüllt sind (Entstehung eines neuen Lexems, Genuswechsel, semantischer Unterschied), steht der Vorgang einem Derivationsprozess näher als einem Flexionsklassenübertritt.

Die hier als *n*-Erweiterungen bezeichneten morphologischen Umbildungsprozesse erstrecken sich wiederum über eine weite zeitliche und räumliche

Distanz. Insgesamt am zahlreichsten sind die Erweiterungen der femininen \bar{o} -Stämme zu $\bar{o}n$ -Stämmen. Got. *qinō* und seine im germanischen Sprachgebiet weit verbreiteten Entsprechungen zeigen, dass einige dieser Umbildungen noch in die urgermanische Periode zu datieren sind. In späterer Zeit kam es zwischen den beiden Gruppen zu vielfältigen Vermischungen, die nicht nur Umbildungen einzelner Lexeme sondern auch gegenseitige Beeinflussungen der Flexionsparadigmen einschlossen, die durchaus auch in umgekehrter als der bisher beschriebenen Richtung (d. h. von den n - zu den \bar{o} -Stämmen) führen konnten, vgl. oben S. 63ff. und 70ff. Schwankungen und Vermischungen gibt es in allen westgermanischen Sprachen, besonders auch im Altenglischen, s. ADAMCZYK 2008b.

Ganz anders als bei der Thematisierung muss man die Frage nach der Motivation für n -Erweiterungen beantworten. Von einer Überführung von Lexemen aus marginalen Flexionsklassen in grössere, d. h. von einer Regularisierungsbestrebung wie bei der Thematisierung, kann hier nicht die Rede sein, da die Ausgangswörter, wie erwähnt, überwiegend den germanischen "Default"-Klassen der a - und \bar{o} -Stämme angehörten. Verschiedene andere Gründe sind denkbar:

Erstens hat man mit einem Einfluss der Adjektivdeklinations zu rechnen, wo die n -Flexion im Germanischen durch die Grammatikalisierung als definite Adjektivflexion eine besondere Stellung erhielt. Substantivierte Adjektive können so zu einer Ausbreitung der n -Flexion auch im substantivischen Bereich geführt haben, vgl. etwa got. *unbulpa* m. 'Unhold, Teufel' und *unbulpō* f. 'Unholdin, Dämon', eigentlich 'der Unholde' bzw. 'die Unholde' zum Adjektiv urgerm. **húlpa*-.

Zweitens kann wie beim oben beschriebenen Fall der femininen Personen- und Verwandtschaftsbezeichnungen ein semantischer Anschluss stattgefunden haben, d. h. eine morphologische Angleichung aufgrund einer besonderen semantischen Nähe zu bestehendem Wortmaterial. Vergleichbares wird in den Fallstudien in Kap. 4 dieser Arbeit noch mehrmals vorkommen.

Drittens kommt ein Grund in Frage, der mit dem grammatischen System in Zusammenhang steht. LÜHR 2004: 141 hat darauf hingewiesen, dass sich bei der Ausbreitung von n -stämmigen Flexionsmustern bereits die in den späteren germanischen Sprachen deutlich zu Tage tretenden Tendenzen zu einer expliziten Genusmarkierung bemerkbar machen könnten. Eine Umbildung zum n -Stamm könnte dazu gedient haben, die Genusunterspezifikation

zu verringern. Man denke zum Beispiel an den Nominativ Plural, wo noch im Gotischen für *a*- und *ō*-Stämme die einheitliche Endung *-ōs* gilt, bei den *n*-Stämmen aber die Zugehörigkeit zum jeweiligen Genus durch die Verwendung von formal geschiedenen Endungen klar zutage tritt (*-ans* m.; *-ōns* f.).

Viertens hat man lautliche Gründe geltend gemacht. Zunächst ist zu erwähnen, dass G. SCHMIDT 1985: 394f. auf die Rolle des Suffixes **-ōn-* zur Motion von *a*-Stämmen verweist. SCHMIDT meint, die Motion mithilfe von **-ōn-* setze voraus, dass bei den *eh₂*-Stämmen im Genitiv Plural lautgesetzlich ein Ausgang **-ōn* entstanden sei, der mit der Sequenz **-ōn-* im starken Stamm der *ōn*-Stämme übereinstimmte und so bewirkte, dass die *ōn*-Stämme dieses **-ōn-* auch in den schwachen Kasus beibehielten. Aufgrund dieser formalen Berührung könnte es zu Übertritten zu den *ōn*-Stämmen gekommen sein. Allerdings hat die Endung des Genitiv Plural nach meiner Ansicht anders gelautet (genauer dazu S. 237f.). In späterer Zeit dürften dann die identischen Endungen im Nominativ Singular in einigen altgermanischen Sprachen eine Rolle gespielt haben (Scharnierform auf *-a* im Althochdeutschen und Altsächsischen).

Allgemein lässt sich festhalten, dass *ō*- und *ōn*-Stämme in vielerlei Hinsicht ähnliche Flexionsklassenprofile aufwiesen. Sowohl im lautlichen als auch im semantischen Bereich standen sie sich nahe, und auch das Genus stimmte überein. Zwischen beiden Gruppen gab es also bloss einen schwachen Kontrast (s. dazu genauer unten Kap. 5.6), und dies mag ein entscheidender Grund für die zahlreichen flexivischen Schwankungen und Vermischungen gewesen sein.

Zum Schluss noch zu den *n*-Erweiterungen von Neutra, bei denen die Sachlage unklarer ist als bei den geschlechtigen *n*-Erweiterungen. Wie das Beispiel **kērd-* n. 'Herz' gegenüber germ. **χert-ōn-* zeigt, kann man den Vorgang nicht unmittelbar mit demjenigen bei den Feminina und Maskulina gleichsetzen. Hier liegt keine Erweiterung von thematischen Stämmen durch *-n-* vor, sondern offenbar die Erweiterung eines Wurzelnomens. Sollte die Analyse von **-ōn-* bei den Feminina als **-ō-n-* < **-eh₂-n-* und die Analyse von **-an-* bei den Maskulina als **-a-n-* < **-o-n-* zutreffen, müsste man konsequenterweise auch das Suffix der Neutra als Konglomerat aus **-ō-n-* auffassen. Worum es sich bei diesem *-ō-* handeln könnte, an das die *n*-Erweiterung bei den Neutra angetreten wäre, wird unten in Kap. 4.4 noch genauer zu besprechen sein.

3.5 Zunehmende Kopplung von Genus und Flexionsklasse

Bereits oben in Kap. 2.4 (ab S. 39) habe ich auf die vielfältigen, schwer durchschaubaren Verflechtungen von Genus und Flexionsklasse in den altgermanischen Sprachen hingewiesen. Um etwas Licht ins Dunkel zu bringen, ist es hilfreich, wenn man die Situation vor dem Hintergrund der oben Kap. 3.1 und 3.3 skizzierten Herausbildung des altgermanischen Stammklassensystems betrachtet.

Auf Stufe der indogermanischen Grundsprache hing das grammatische Geschlecht vom stammbildenden Suffix, genauer gesagt vom zugrundeliegenden Wortbildungsmuster ab, d. h. das Wortbildungsmuster gab das Genus des Derivats ebenso vor wie die Gestalt des zu verbauenden Suffixes. Da nun, wie oben dargelegt, die Stammauslaute für die neuen Deklinationsparadigmen massgeblich waren, sind die Verbindungen von Genus und Flexionsklasse in den altgermanischen Sprachen indirekt auf die Genuspräferenzen der Wortbildungsmuster rückführbar. Die Genusspezifität der einzelnen Suffixe war unterschiedlich: Mit einigen Suffixen war ein bestimmtes Genus verknüpft (z. B. Femininum bei **-eh₂-*), in anderen Fällen gab es zwei Möglichkeiten (Maskulinum oder Neutrum bei thematischen Bildungen, Maskulinum oder Femininum bei *r*-Stämmen), und bei einigen Suffixen waren alle drei Genera möglich (z. B. *i-*, *u-* und *n*-Stämme).

Der weitere Entwicklungsverlauf im Germanischen war dann wesentlich davon geprägt, dass eine direktere Kopplung zwischen Genus und Flexionsmuster angestrebt wurde (vgl. Kap. 2.4). LÜHR 2004: 130 fasst die Vorgänge in die griffige Formel: „Vermeide, wo immer es möglich ist, Genus-Unterspezifikation!“. Betroffen war insbesondere die Scheidung zwischen den beiden geschlechtigen Genera, weniger das Neutrum; RAMAT 1981: 64 spricht von einer „Polarisierung zwischen Mask[ulinum] und Fem[ininum]“.

Gut erkennbar ist die Verstärkung des Genuskontrastes bei den grossen Gruppen der *a*- und *ō*-Stämme. Bei beiden kommen in verwandten indogermanischen Sprachen vereinzelt auch Substantive des anderen Geschlechts vor. Einige wenige Feminina unter den *a*-Stämmen (idg. *o*-Stämmen) gibt es etwa im Lateinischen und Griechischen, vgl. RIX 1992 §147. In den selben zwei Sprachen finden sich auch einige *ō*-Stämme (idg. *eh₂*-Stämme) mit (sekundär) maskulinem Genus, vgl. RIX 1992 §140. Im Germanischen hingegen gab es keine solchen „Ausreisser“; hier waren (oder wurden) die *a*-Stämme

ganz auf Maskulina und Neutra, die \bar{o} -Stämme auf Feminina beschränkt.

Noch deutlicher wird die Verknüpfung beider grammatischer Eigenschaften in einzelsprachlichen Umstrukturierungen, wie sie etwa BJORVAND in zwei Arbeiten zu Morphemübertragungen bei den altnordischen Feminina beschrieben hat (BJORVAND 1972, 1975). Es zeigt sich eine klare Tendenz, Endungen zu bevorzugen, die eindeutig einem Genus zuweisbar sind. Auch in anderen altgermanischen Sprachen hat sich diese Tendenz ausgewirkt, etwa wenn wie bei den *i*-Stämmen beobachtet werden kann, dass sich eine Aufspaltung in einen maskulinen und einen femininen Typ vollzieht. Dies ist bereits im Gotischen durch die divergierende Entwicklung in den Singular-kasus (Genitiv und Dativ Singular) ersichtlich, s. Got. Gr. §99–103. Ebenso verhält es sich bei der Angleichung von Konsonantstämmen, insbesondere von Wurzelnomina im Nordgermanischen an die *a*- und *u*-Stämme einerseits (Maskulina), und an die \bar{o} -Stämme andererseits (Feminina), s. Awn. Gr. §412. Nach BEITO 1976: 11 herrschte auf Stufe des Altnordischen bereits „Genusdeklinatión“ vor.

Eine enge Verknüpfung des Schicksals von Flexionsklassen mit demjenigen des grammatischen Geschlechts betont auch KASTOVSKY 2000, der sich mit dem Abbau der altenglischen Nominalflexion beschäftigt. Die Tatsache, dass auch das Genus in vielen Fällen am Wort selber, bzw. sogar in der ganzen Nominalphrase, nicht eindeutig markiert war, hat laut KASTOVSKY dazu beigetragen, dass es gegen Ende der altenglischen Periode zu einem Zerfall des Systems gekommen ist. Es ist aufschlussreich, sich bewusst zu machen, dass die von LASS 1997 beschriebenen Schwierigkeiten des Grammatikschreibers, das Genus eines altenglischen Substantivs zu bestimmen, zu einem gewissen Grad auch die Schwierigkeiten der damaligen Sprecher widerspiegeln dürften. In Anbetracht der nur spärlich vorhandenen expliziten Genusmarker (s. Ross 1936: 322 für eine Auflistung solcher im Englischen) muss es auch für Sprachlerner der Zeit häufig nicht leicht gewesen sein, in einer konkreten Sprechsituation das grammatische Geschlecht eines Substantivs festzustellen. Dieser Faktor ist für die häufigen Genusschwankungen und -verwechslungen in alt- und mittelenglischen Texten nicht zu unterschätzen und hat vermutlich zur späteren Auflösung des Genus als grammatischer Kategorie beigetragen (KASTOVSKY 2000: 722). Tatsächlich gibt es schon in altenglischer Zeit, besonders im nordhumbrischen Dialekt, viele Genusschwankungen (Ae. Gr. §251_[A]) und in einzelnen Texten wie den *Lindisfarne Gospels* und dem *Ritu-*

al von Durham (spätes Nordhumbrisch, Ae. Gr. §2_[A5]) ist das Genus “bereits weitgehend aufgegeben” (Ae. Gr. §236_[A]; vgl. auch Ross 1936). Natürlich stehen diese Entwicklungen auch in einem engen Zusammenhang mit den Flexionsklassenschwankungen der Periode.

ADAMCZYKS Feststellung (2009: 415f.), bei den altenglischen *r*-Stämmen bezeuge die gelegentliche Pluralendung *-u*, die sie als Übertragung von den neutralen *a*-Stämmen ansieht, eine der allgemeinen Tendenz zur Genuspolarisierung entgegengesetzte Entwicklung, stehe ich skeptisch gegenüber. Zur Begründung s. oben S. 85 (Anmerkung).

Genusschwankungen sind allerdings auch aus Sprachen bekannt, bei denen das Genus als grammatische Kategorie insgesamt nicht gefährdet war. So kommt es etwa im Althochdeutschen häufig zu Wechseln zwischen Maskulinum und Neutrum (Ahd. Gr. §194_[A3] und §196_[A1]), zwischen Maskulinum und Femininum (Ahd. Gr. §216_[A4] und §219_[A2]) und in Einzelfällen sogar zu Fluktuationen zwischen allen drei Genera. Als Beispiel für letzteres sei auf ahd. *deota*, *diota*, *diot* f. ‘Volk’ – *diet* m. – *thiot* n. verwiesen, s. Ahd. Gr. §208_[A4]. Die Schwankungen sind wohl öfters durch morphologische Reanalysen zu erklären (s. BAESECKE 1918: 164, besonders zum Fall *deota*). Gut möglich ist, dass zum Teil auch die Semantik mit hineingespielt hat (vgl. zum Zusammenhang von Genus und Semantik im Althochdeutschen ausführlich FROSCHAUER 2003). Genusschwankungen zeigen also nicht in jedem Fall einen drohenden Kollaps des Genussystems an.

In den modernen germanischen Sprachen ist die Verknüpfung von Flexionsklasse und Genus (sofern letzteres erhalten ist), teilweise noch verstärkt worden. Im Neuhochdeutschen etwa ist aufgrund des Flexionsverhaltens oft das Genus vorhersagbar: Substantive mit Genitiv Singular auf *-en* und Plural auf *-en* (*en/en*-Flexion) sind z. B. generell Maskulina, diejenigen mit *-e* und *-en* generell Feminina. Trotz diversen Ausnahmen und einer nach wie vor vorhandenen Anzahl von Flexionsklassen, die Wörter unterschiedlicher Genera enthalten (Beispiel: Substantive mit *(e)s/er* sind Maskulina oder Neutra), kann man mit EICHNER 1974: 27_[Fn.2] etwa für das Deutsche, aber auch schon für einige der älteren Sprachstufen von “eine[r] primär nach Genusklassen ausgerichtete[n] morphologische[n] Organisation der Deklination” sprechen. Einen Überblick zur Entwicklung der Kategorie Genus in den jüngeren nordgermanischen Sprachen bietet BEITO 1976.

3.6 Verlagerung der flexivischen Information

Eine übergreifende Tendenz in der Entwicklung der germanischen Nominalflexion ist die Verlagerung der Numerus- und Kasusmarkierungen vom Wortende weg. Diese Prozesse wurden von NÜBLING 2005: 46ff. für das Deutsche besonders klar herausgearbeitet, und sie gelten so wie dort beschrieben über weite Strecken auch für die anderen germanischen Sprachen.

Wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, waren die Kasus- und Numerusinformationen nach der Einführung des Initialakzentes zunächst auf die Flexionsendungen beschränkt, griffen jedoch schon bald auch auf die Stammsuffixe über. Die Einbindung der Stammsuffixe in die Flexion stellt den ersten Schritt in einem Prozess dar, der zu einer bedeutenden Umsiedlung von flexivischer Information innerhalb des Wortkörpers führte. Die Grammatikalisierung von ehemaligen Wortbildungselementen kann besonders anschaulich bei den *s*-Stämmen demonstriert werden, wo das Suffix **-īaz-* > ahd. *-ir* als ehemaliges Stammbildungssuffix zum neuen Pluralmarker avancierte (ahd. Pl. *lembir*). Auch bei den *n*-Stämmen wird das *n*-Suffix bisweilen zur Flexionsendung umfunktioniert, vgl. ahd. Nom. Sg. *boto*, Gen. Sg. *botin* (nhd. *Bote*, Gen. *Boten*).

In seltenen Fällen wurde eine solche Entwicklung in einer späteren Sprachstufe wieder rückgängig gemacht, wie z. B. bei nhd. Nom. Sg. *Garten* - Gen. Sg. *Gartens* aus älterem ahd. *garto* - Gen. *gartin*, s. WERNER 1998: 585. Hier wurde durch analogisches Eindringen des *-n* in den Nominativ Singular und die Einführung der starken Endung *-s* im Genitiv Singular das Segment *-en-* wieder ganz dem Stamm zugeschlagen und damit "entgrammatikalisiert" (d. h. lexikalisiert).

Während das Gotische, wie es uns in der wulfilanischen Bibelübersetzung entgegen tritt, ungefähr auf diesem Zustand der "fusionierten" Flexionsausgänge verharrte, beobachtet man in den nord- und westgermanischen Sprachquellen Weiterentwicklungen. In diesen Sprachen drangen in einem nächsten Schritt aufgrund der verschiedenen Umlauterscheinungen bei vielen Paradigmen flexivische Informationen in die Wurzelsilbe ein. Dies ist besonders gut bei den *u*-Stämmen im Altwestnordischen ersichtlich, deren *i*- und *u*-umgelautete Formen mit bestimmten Numerus-/Kasusinformationen assoziiert sind (als Beispiel dient awn. *vøllr* m. 'Feld, Ebene'):

Nom. Sg.	<i>vøllr</i>	< * <i>walþuz</i>
Gen. Sg.	<i>vallar</i>	< * <i>walþauz</i>
Nom. Pl.	<i>vellir</i>	< * <i>walþiwiz</i>

Am deutlichsten tritt die Entwicklung dort zutage, wo der Umlaut sogar zum alleinigen Pluralmarker avancierte (vgl. ae. *fōt*, Pl. *fēt* (angl. *fæ̃t*); mhd. *vater*, Pl. *veter*).

Mit diesen neuen, zunächst rein phonetisch bedingten Vokalalternationen innerhalb der Wurzelsilbe wurde einzelsprachlich unterschiedlich verfahren. Während sie in einigen Sprachen morphologische Funktion zu übernehmen begannen (besonders im Deutschen), neigten andere Sprachen dazu, sie durch paradigmatischen Ausgleich zu tilgen. So wurden etwa im Anglofriesischen die obliquen Singular Kasus der maskulinen *n*-Stämme früh vereinheitlicht (ae. *-an*, afr. *-a*; s. auch oben S. 71), was nach KUHN 1955: 34f. zur Vermeidung des Umlauts im Genitiv und Dativ Singular geschah (vgl. die Nebenformen ahd. Gen. Dat. Sg. *henin*, *nemin* zu *hano* 'Hahn', *namo* 'Name', s. Ahd. Gr. §221_[A2]). S. zu diesen Flexionsendungen ferner NIELSEN 1985: 189f.

Dass derselbe Zustand auch im Altwestnordischen vorherrscht (alle obliquen Kasus der maskulinen *n*-Stämme enden einheitlich auf awn. *-a*), lässt allerdings Zweifel an KUHNS Begründung für diesen Analogieschritt aufkommen, weil man in Anbetracht der Vielzahl an erhaltenen Wurzelalternationen in dieser Sprache nicht mit einer Bestrebung zur Vermeidung des Umlauts argumentieren kann.

Die konsequente Fortführung dieses Trends war es dann, die Numerus- und Kasusmarkierung sogar ganz vom Substantiv loszulösen und auf den syntaktischen Kontext auszulagern. Auf diese Weise kamen dem Artikel und allfälligen begleitenden Adjektiven neu die Aufgabe zu, die flexivische Information für die ganze Nominalphrase zu vermitteln.

Obwohl die zuletzt genannte Entwicklung dann hauptsächlich in der nachaltgermanischen Zeit stattfindet, sind Ansätze dazu bereits in den altgermanischen Einzelsprachen gut ersichtlich. Schon im Gotischen gibt es einige wenige Fälle, in denen nur das Demonstrativpronomen (Artikel) eindeutig über Kasus oder Numerus Auskunft gibt, vgl. Nom. *sō giba* - Akk. *þō giba*, Nom. Pl. *þai attans* - Akk. Pl. *þans attans*, Nom. Sg. *sa nasjands* - Nom. Pl. *þai nasjands*. Ein ähnlicher Stand wie im Neuhochdeutschen ist stellenweise bereits im ältesten Westsächsischen erreicht. Bei den maskulinen *n*-Stämmen

etwa kann man zwischen Gen. Sg., Dat. Sg., Akk. Sg., Nom. Pl. und Akk. Pl., die allesamt auf *-an* ausgehen, nur noch aufgrund des Artikels oder des übrigen syntaktischen Kontexts unterscheiden. Auch bei den entsprechenden Feminina lauten alle diese Formen auf *-an* aus, doch liegt die Sache dort insofern etwas anders, als es aufgrund der geringeren Spezifiziertheit beim femininen Artikel zu einer so grossen Unterspezifikation kommt, dass etwa Gen. und Dat. Sg. bzw. Akk. Sg., Nom. und Akk. Pl. überhaupt nicht mehr auseinander gehalten werden können:

GSg.	<i>ðæs guman</i>	<i>ðære tungan</i>
DSg.	<i>ðæm guman</i>	<i>ðære tungan</i>
ASg.	<i>ðone guman</i>	<i>ðā tungan</i>
NAPL.	<i>ðā guman</i>	<i>ðā tungan</i>

Der Endpunkt dieser Entwicklung ist im Neuhochdeutschen annäherungsweise erreicht, wo die Kasusmarkierung bekanntlich fast vollständig auf den syntaktischen Kontext ausgelagert ist.

Bei diesem dritten Umlagerungsschritt erkennt man zudem eine weitere Tendenz, die in der Entwicklung hin zu den modernen Sprachen eine ganz zentrale Rolle gespielt hat, nämlich die vom "Zurücktreten der Kasusunterschiede" begleitete "Profilierung der Numeruskategorie" (HOTZENKÖCHERLE 1962: 327,329). Tatsächlich lassen die Paradigmen der altgermanischen Sprachen deutlich erkennen, dass die Kasusinformation stärker abgebaut oder auf Artikel und Adjektive übergegangen ist als die Numerusinformation. Eine Form der Pluralmarkierung ist bei der überwiegenden Anzahl der Paradigmen erhalten geblieben, und nicht selten kamen auch neue Pluralmarker in Gebrauch, die den Kontrast zum Singular am Wortkörper selber deutlich zu machen vermochten (z. B. *-s* bei den Fortsetzern der oben genannten *n*-stämmigen Substantive im Englischen). Die Kasusmarkierung am Substantiv wurde dagegen in den meisten germanischen Sprachen stark reduziert und teilweise sogar ganz aufgegeben, s. dazu im Überblick DAL 1971a. Im Deutschen lässt sich in einigen Fällen sogar zeigen, dass die Kasusflexion dort, wo sie vorübergehend in die Wurzel vorzudringen vermochte, später auf analogischem Weg wieder beseitigt wurde, vgl. ahd. Nom. Sg. *kraft*, Gen. Dat. *krefiti* - nhd. Nom. Sg. *Kraft*, Gen. Dat. *Kraft* (vgl. NÜBLING 2005: 48f.).

Ähnliche Bestrebungen zur Verstärkung der Numerusdistinktion bei gleichzei-

tiger Schwächung der Kasusdistinktion beobachtet man auch bei den romanischen Sprachen, s. Hock 1991: 227.

Es zeigt sich dabei, dass nicht alle Kasusoppositionen gleich stark vom Abbau betroffen sind. Den höchsten Grad an Synkretismus weisen in den altgermanischen Sprachen Nominativ und Akkusativ auf, was für LÜHR 2004: 135 eine "syntaktisch motiviert[e] Tendenz" ist. Die Markierung des Kontrasts zwischen Nominativ und Akkusativ am Substantiv selber ist in einigen altgermanischen Sprachen bereits selten geworden, besonders im Westgermanischen, aber auch einige Deklinationsparadigmen im Altnordischen haben sie aufgegeben. So lauten zum Beispiel die altnordischen femininen *ō*-, *jō*- und *i*-Stämme im Nominativ und Akkusativ stets gleich, sowohl im Singular als auch im Plural. Beim Neutrum hat eine solche Opposition ohnehin nie existiert. Auch der Dativ ist vielerorts auf dem Rückzug. Die Entwicklung könnte ihren Anfang bei den *n*-Stämmen genommen haben, wo die Form des Dativ Singular ausser bei den Maskulina und Neutra im Gotischen in keiner altgermanischen Sprache mehr eindeutig markiert ist. Die Form stimmt stets entweder mit dem Genitiv Singular (Althochdeutsch, Altsächsisch), dem Akkusativ Singular (Feminina des Gotischen) oder beidem (Altnordisch, Altenglisch und Altfriesisch) überein. Besonders früh ist der Dativ im Englischen eingeknickt, was nicht zuletzt mit dem Zusammenfall mit dem Akkusativ bei einigen Personalpronomen zusammenhängen dürfte (ae. Dat. Akk. Sg. *me* 'mich, mir', Dat. Akk. *ðe* 'dich, dir', Plural: Dat. Akk. *ūs* 'uns', Dat. Akk. *īow*, *ēow* 'euch'). Im Deutschen hat der Dativ als formal distinkter Kasus des Substantivs standardsprachlich bis in die Neuzeit überlebt, ist aber zumindest im Singular mittlerweile ebenfalls weitgehend beseitigt (*dem Tag*, *der Frau*, aber noch *nach Hause*). Den Reduktionstendenzen insgesamt am stärksten widerstanden hat der Genitiv, dessen Funktionsbereich sich allerdings häufig auf die Markierung von Possessivverhältnissen eingeeengt hat. Als Objektskasus hat er dagegen vielerorts ausgedient (z. B. Englisch, deutsche Dialekte). Die genannten Entwicklungen sind abschliessend noch einmal in Abbildung 5 grafisch zusammengefasst.

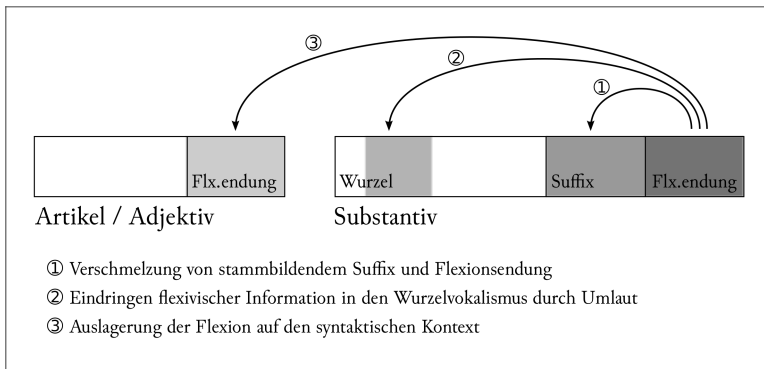


Abbildung 5: Verlagerung der Numerus- und Kasusmarkierung (adaptiert und erweitert nach NÜBLING 2005: 47f.,62).

3.7 Auflösung des Stammklassenprinzips

Aus den in Kap. 3.3 gemachten Ausführungen geht hervor, dass sich das im Germanischen neu entstandene, auf dem Stammauslaut basierende Flexionsprinzip in einigen altgermanischen Sprachen bereits wieder auf dem Rückzug befindet. Dies trifft in besonderem Masse für das Altenglische und das Altfriesische zu, wo Reduktionsprozesse (besonders Synkope des Stammvokals), Analogien und Umstrukturierungen das alte Stammklassenprinzip bereits derart stark verwischt haben, dass man z. B. aus synchroner Perspektive nur noch schwer zwischen maskulinem *i*-, *u*- und *a*-Stamm oder zwischen femininem *ō*- und *i*-Stamm unterscheiden kann. Auch im Altnordischen sind die einzelnen Deklinationen in vielen Fällen nicht mehr deutlich voneinander abgrenzbar. Am besten erhalten haben sich die Stammklassenunterschiede im Altnordischen noch im Akkusativ Plural, aber auch dort kommt es zu Auflösungserscheinungen, z. B. durch Vermischungen von *i*- und *u*-Stämmen, s. SYRETT 2002: 720 ("even this system was breaking down"). Ebenso kann man aus synchroner Perspektive im Althochdeutschen und Altsächsischen zwischen manchen Stammklassen nicht mehr klar unterscheiden, und wo sie noch flexivische Unterschiede aufweisen, sind sie (in der oben S. 41 eingeführten Terminologie) weitgehend von einer overtten zu einer verdeckten Klassenmarkierung übergegangen. Spätestens im Mittelhochdeutschen kann

man nicht mehr von einem Stammklassenprinzip sprechen (vgl. Mhd. Gr. §M1: “Eine Klassifizierung nach den stammbildenden Suffixen, in der ahd. Grammatik noch möglich, ist in der mhd. Grammatik nicht mehr durchzuführen”).

Auch was die morphologische Segmentierung betrifft, bin ich oben in Kap. 3.2 zum Schluss gekommen, dass aus synchroner Perspektive in den altgermanischen Sprachen mehrheitlich bereits eine Zweigliederung eingetreten war. Das wichtigste Argument zugunsten der Ansicht, dass die stammbildenden Suffixe zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als eigene Segmente analysiert wurden, liefern die genannten Beispiele analogischer Morphemübertragungen, bei denen jeweils das Stammsuffix als Teil einer segmental neu gefassten Flexionsendung mitübertragen wurde (S. 57).

Aus diesen Gründen sind in neuerer Zeit vermehrt Stimmen laut geworden, die auch für manche der “alten” Sprachstufen eine Neuorientierung in der Grammatikschreibung fordern. So äussert sich etwa ADAMCZYK 2008a: 102 mit Verweis auf entsprechende frühere Vorstösse (u. a. von KRYGIER 2002) dahingehend, dass für das Altenglische ein grammatisches Klassifikationssystem sinnvoll wäre, welches mit dem traditionellen, “anachronistischen” (WERNER 1998: 578) Stammklassenprinzip bricht und stattdessen synchrone Kriterien zugrundelegt. Tatsächlich gibt es solche Ansätze bereits in gewissen Lehrbüchern, z. B. bei MITCHELL/ROBINSON 2007: 19–30; vgl. ferner die Literaturverweise bei ADAMCZYK 2008a: 102, 2012a: 2^[Fn.4]. Auch für das Althochdeutsche wurden mitunter neue Klassifikationsversuche nach synchronen Kriterien unternommen (WERNER 1969, KLEIN 1987).

Mit KRYGIERS neuem Modell scheint mir allerdings wenig gewonnen. Seine Reduktion der altenglischen Nominalparadigmen auf nur drei Typen (Klasse I mit *-es* im Genitiv Singular, Klasse II mit *-e* in den obliquen Kasus des Singulars, Klasse III mit *-an* im Plural) ist m. E. inadäquat, da es nicht die volle flexivische Komplexität der altenglischen Nominaldeklinations erfasst. So gehören bei ihm z. B. *talū* und *lār* beide der Deklination II an, ohne dass dem Unterschied in der Bildung des Nominativ Singular (*-u* vs. *-∅*) Rechnung getragen würde. Zwar könnte man eine Zusammenfassung dieser zwei Typen zu einer Flexionsklasse nach dem oben S. 13ff. Gesagten dadurch begründen, dass man die Apokope von *-u* nach langer Silbe als produktive phonologische Regel fasst, so wie an der genannten Stelle bei got. *dags* und *waír*. Doch zeigen die ehemals dreisilbigen Wörter mit synkopierter Mittelsilbe wie ae. *strengōu* f. ‘Kraft’, *gesyntu*

f. ‘Gesundheit’, dass die *u*-Apokope nach langer Silbe auf Stufe des Altenglischen nicht mehr produktiv war, s. auch Ae. Gr. §149_[1.]. Für ae. *talū* und *lār* müssen somit sicherlich zwei separate Flexionsklassen angesetzt werden. Dass KRYGIERS Modell “much simpler” sei (S. 316), trifft also zu, geht aber zulasten einer angemessenen und vollständigen Beschreibung der Sachverhalte.

Diese neuen Ansätze haben sicherlich ihre Berechtigung, wenn man die entsprechenden Sprachstufen aus rein synchroner Perspektive betrachtet. Im vorliegenden Zusammenhang stehen jedoch die historische Sichtweise und der Sprachvergleich im Vordergrund. Daher liegt es nahe, im Folgenden die traditionelle Klassifikation mit ihren auf der Stammbildung basierenden Bezeichnungen beizubehalten – und zwar auch dort, wo das Stammklassenprinzip synchron bereits nicht mehr deutlich zu erkennen ist.

4 Fallstudien

Die folgenden Unterkapitel sind als Fallstudien zu einzelnen Lexemen konzipiert, die in den altgermanischen Einzelsprachen uneinheitliche Stammklassenzugehörigkeit zeigen und somit im Verdacht stehen, von Flexionsklassenübertritten betroffen zu sein. In einigen Fällen war es nötig, neben dem eigentlich zu behandelnden Lexem, das in der Titelüberschrift erscheint, eine Reihe weiterer Wörter als Vergleichsmaterial hinzuzuziehen und zu besprechen; gelegentlich bot es sich an, den Blick auf ein ganzes Wortfeld auszuweiten. Die Unterkapitel wurden nach Möglichkeit einheitlich aufgebaut. Das Vorgehen ist jeweils dieses, zunächst die Beleglage wiederzugeben und – wo möglich – die ursprüngliche Stammbildung zu eruieren, dann mögliche Faktoren für den Übertritt ausfindig zu machen und schliesslich die vermuteten Entwicklungen mit Parallelfällen zu stützen. Zur Auswahl der Fallstudien s. oben S. 5.

4.1 Got. *skadus* ‘Schatten’, ae. *sceadu*, as. *skadu*

Das Wort für ‘Schatten’ ist in den altgermanischen Einzelsprachen folgendermassen belegt:

- Got. *skadus* m. ‘Schatten’, Dat. *-au* (*u*-Stamm)
- Ae. *sceadu* f., *scead* n. (Pl. *sceadu*)
- As. *skadu* m. ‘Schatten’ (nur Nom. Sg. *scado*)
- Ahd. *scato*, *schato*, *scate*, m. *wa*-Stamm, ‘*umbra*, *nubila*, *inumbatio*, *velamentum*, Schatten’, Gen. *scat^awes*, Dat. *scat^awe* *scata* f. (Glosse <scada> zu lat. *umbra*, St. Gl. III,606.3)

Zu diesem Substantiv existiert ein verbales Derivat, das in mehreren Spra-

chen bezeugt ist: Got. *ufar-skadujan** ‘überschatten’ (⇒ got. *gaskadweins** f. ‘Bekleidung’), as. Inf. *scadoian*, *scadowan*, ahd. *scatewen* sw. Vb. ‘Schatten geben’, *biscat⁴wen* ‘beschatten, überschatten’, ae. (*ofer*)-*sceadwian* (Prät. *sca-dewode* deutet auf die Klasse 2 der schwachen Verben; vgl. BAILEY 1997: I,107 II,423: “probably class II”) .

Das Altnordische kennt kein solches Wort, jedoch tauchen in den modernen nordgermanischen Sprachen no. *skodde* f. ‘Nebel’, nisl. *skodda* f. (15. Jh.), fär. *skadda*, *skødda* und schwed. dial. *skadd(a)*, *skådd(a)* auf. Der Anschluss von no. *skodde* f. ‘Nebel’ und Verwandtem an den maskulinen *wa/u*-Stamm im Ost- und Westgermanischen ist semantisch unbedenklich (ahd. *scato* übersetzt auch lat. *nubila*), stellt aber aufgrund der lautlichen Verhältnisse ein Problem dar. Die skandinavischen Formen weisen auf eine Grundform **skaddōn*- f. zurück, die mit dem maskulinen *wa/u*-Stamm nicht zusammenpasst, s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*skodde*.

Zwar gibt es im Altwestnordischen eine Geminat vor *-w-*, s. Awn. Gr. §279,2 und GUTENBRUNNER 1951: 77, doch betrifft diese nur *-k-*, vgl. *þykkir* ‘dick’, Akk. Sg. m. *þykkvan*, *þokkvi* m. ‘Nachen, (Ruder-)Boot’. Wie aus dem schwachen Verb *þōðvask* ‘kampflostig werden, sich erhitzen’ hervorgeht, bleibt awn. *-ðv-* inlautend als solches erhalten. Awn. *þōð* ‘Kampf’ (poet.) < **badwō*- f. zeigt weiter, dass dieselbe Sequenz auslautend auf *-ð* reduziert wird, und man folglich als Kontinuante von **skadwa*- m. im Altwestnordischen **skpōð* erwartet. So bleibt jedoch die Geminat *-dd-* unerklärt. MAGNÚSSON 1989 ↗*skodda* erwägt zwei Vorformen, **skadudōn* und **skadwōn*, doch sind diese Ansätze beide problematisch. Dass zweiteres nicht *-dd-* ergeben kann, ist eben schon zur Sprache gekommen, und ersteres ist von der Wortbildung her zweifelhaft – ein solches *d-*-haltiges Suffix zur Bildung von sekundären, denominalen Verben ist m. W. sonst nicht bekannt. Auch aus der Sequenz **-dwj-* beim schwachen Verb kann die Geminat nicht stammen, wie der Vergleich von awn. *benda* ‘ein Zeichen geben’ mit got. *bandujan** lehrt. Eine Geminat könnte lautgerecht allenfalls im Präteritum Plural und im Partizip Präteritum des schwachen Verbs (Awn. Gr. §512) entstanden sein, vgl. *gleðia* ‘erfreuen’ – Prät. Pl. *gladda* – Part. Prät. *gladdr*, mit *-dd-* < **-dd-* nach Awn. Gr. §238_[1,a], doch ist schwer verständlich, wie es von diesen Formen her zu einer Beeinflussung des Substantivs hätte kommen können. HELLQUIST 1948 ↗*skadda* (II,922) denkt an eine “intensivisk konsonantförlängning av pejorativ karaktär”.

Im Gotischen hat man es also mit einem *u*-Stamm zu tun, dem im Westgermanischen ein *wa*-Stamm gegenübersteht. Die westgermanischen Sprachen weisen überwiegend auf **skadwa-* m. zurück. Die Formen neutralen (nur im Altenglischen) und femininen (im Altenglischen und einmal im Althochdeutschen) Geschlechts treten gegenüber den maskulinen in den Hintergrund. Es stellt sich aufgrund dieser Beleglage die Frage, welche der Stammbildungen den älteren Zustand repräsentiert, und wie es dort, wo man die Stammbildung als jünger einzustufen hat, zum Stammklassen-/Flexionswechsel gekommen ist.

Zur Frage, ob im Germanischen der *wa*- oder der *u*-Stamm älter ist, d. h. ob das Wort ursprünglich mit Suffix **-uo-* oder **-(t)u-* gebildet wurde, besteht in der Forschung keine Einigkeit. Im Fall eines ererbten *u*-Stamms müsste dieser schon im Urgermanischen zu einem *wa*-Stamm thematisiert worden sein (so LÜHR 2000a: 259 und S. NERI 2003: 330-2), doch wendet CASARETTO 2004: 485 ein, dass dies schwer motivierbar sei, da *u*-Stämme im Gotischen in der Regel als solche erhalten sind. Parallelfälle für die Thematisierung ererbter *u*-Stämme sind in der Tat rar, doch s. zu einigen (teils unsicheren) Fällen unten S. 124.

Für die innergermanischen Entwicklungen muss man m. E. von urgerm. **skadwa-* m. ausgehen, da man, wie gleich zu zeigen sein wird, einen Übertritt vom urgermanischen *wa*-Stamm zum gotischen *u*-Stamm motivieren kann, nicht aber einen Übertritt vom *u*- zum *wa*-Stamm im Westgermanischen. Die *wa*-Stämme waren als kleine Gruppe von Erbwörtern bereits im Gotischen nicht mehr produktiv, s. CASARETTO 2004: 160 – hätte also im Westgermanischen ein Übertritt stattgefunden, wäre vermutlich ein *a*-Stamm und kein *wa*-Stamm entstanden. Für das Urgermanische halte ich also den Stammansatz **skadwa-* m. für den plausibelsten, und da dessen noch weiter zurückliegende Derivationsgeschichte im vorliegenden Zusammenhang keine ausschlaggebende Rolle spielt, braucht sie hier nicht weiter kommentiert zu werden.

Was die Weiterentwicklung des Wortes für ‘Schatten’ im deutschsprachigen Raum betrifft, ist Folgendes zu bemerken: Im Mittelhochdeutschen flektiert der Fortsetzer von ahd. *scato*, dann in der Form mhd. *schate*, auch schwach, vgl. mhd. Gen. *schaten*, Akk. *schaten*. Den Übertritt wird man am ehesten noch vor die Nebensilbenabschwächung *-o > -e* zu datieren haben, und zwar trotz der Tatsache, dass keine althochdeutschen schwachen Formen belegt sind,

weil der Ausgang *-o* der althochdeutschen *wa*-Stämme, welcher sich lautgesetzlich aus **-w#* entwickelte, eine direkte Scharnierform zu den *n*-Stämmen (vgl. ahd. *boto*, *haso*) abgab. Zwar gibt es im Mittelhochdeutschen auch viele Beispiele für Substantive auf *-e*, die zu den schwachen übergetreten sind, doch betrifft dies in erster Linie Feminina, s. Mhd. Gr. §M18_[2], sodass ein Übergang eines starken Maskulinums zu den *n*-Stämmen zu diesem Zeitpunkt weniger gut motiviert werden kann.

Zum altenglischen Material: Hier liegen ein Femininum ae. *sceadu* und daneben ein Neutrum *scead* vor. Eine Gleichsetzung des Femininums mit der althochdeutschen, einmalig bezeugten Glosse *scata* ist denkbar, jedoch eher unwahrscheinlich, weil der Übergang zum Femininum innerhalb des Altenglischen motiviert werden kann. Wie ae. *bearu*, *-o* m. 'Wald' und *searu*, *-o* n. 'Rüstung' zeigen, war der Ausgang *-u* nicht nur bei den Maskulina und Neutra der *wa*-Stammklasse zur Übereinstimmung gekommen, sondern fiel zudem mit dem Ausgang des femininen Typs ae. *giefu*, *-o* 'Gabe' zusammen. Wiederum bietet es sich an, den Nominativ Singular als Scharnierform für den Flexionsklassenübertritt verantwortlich zu machen. Der lautgerechte Ausgang *-u*, *-o* dürfte für den Übertritt zu den sehr zahlreichen Feminina dieser Gruppe ausschlaggebend gewesen sein. Auch die (etwas weniger häufigen) neutralen Formen können in diesem Rahmen als sekundär erklärt werden: Der gleiche Ausgang stimmte auch mit dem Nominativ Plural der Neutra überein, vgl. Nom. Pl. n. *hofu*, *-o* 'Höfe', und deshalb konnte eine auf *-o*, *-u* auslautende Form in einem mehrdeutigen syntaktischen Kontext als Neutrum Plural reanalysiert werden; zu diesem (vermeintlichen) Plural bildete man dann einen neuen Singular *scead* n. Dazu passt, dass ae. *scead* n. häufig im Plural belegt ist, vgl. BOSWORTH/TOLLER 1898-1921 s. v.

Was den Übertritt vom urgerm. *wa*-Stamm zum *u*-Stamm im Gotischen betrifft, hat man auf die lautliche Entwicklung des Nominativ Singular von **skadwaz* > got. *skadus* hingewiesen, vgl. CASARETTO 2004: 485, 2006: 139 und Got. Gr. §42_[3] §94_[AI] §105_[c]. Dadurch fiel der Ausgang des Nominativ Singular mit *-us* bei den *u*-Stämmen zusammen, vgl. got. *sunus* 'Sohn'. Der Nominativ Singular konnte so als Scharnierform für den Übertritt zu den *u*-Stämmen wirken.

Von den weiteren Formen des Paradigmas könnte allenfalls noch der Akkusativ Singular ein *-u-* entwickelt haben. Ob der Akkusativ Singular **skadwa^m* allerdings zu got. **skadu* geführt hätte, was wiederum dem *u*-stämmigen Ak-

kusativ Singular *sunu* entspräche, ist insofern fraglich, als die neutralen *wa*-Stämme auch nach Konsonant den Halbvokal aufweisen, vgl. *gaidw* ‘Mangel’, *þiwadw* ‘Knechtschaft’, *wairstw* ‘Werk’, s. Got. Gr. §42_[3]. Sofern man die Graphie ernst nimmt, sind diese Formen als einsilbig (*þiwadw* zweisilbig) zu beurteilen. Ob man als *wa*-stämmigen Akkusativ Singular im Gotischen **skadu* zu erwarten hat, bleibt somit unsicher.

Got. <w> kann auch für einen Vokal stehen, dies aber nur in Fremdwörtern, z. B. *Swmaïōn*, *swnagōgē*, s. Got. Gr. §39.

Sollte diese Erklärung mittels Scharnierform(en) zutreffen, müsste man im Prinzip bei allen maskulinen *wa*-Stämmen, bei denen das *w*- in postkonsonantischer Stellung vokalisiert wurde (Got. Gr. §42), mit einem derartigen Flexionsklassenübertritt rechnen. Ob im Gotischen noch weitere ähnliche Übertritte nachweisbar sind, soll im Folgenden geprüft werden. Ich bespreche zunächst weitere maskuline *wa*-Stämme des Gotischen, anschliessend solche aus den nord- und westgermanischen Sprachen.

Parallelfälle

Die *wa*-Stämme, die im Germanischen überwiegend aus Adjektiven bzw. deadjektivischen Substantiven bestehen (KRAHE/MEID 1967-9: III,74-6), sind im Gotischen insgesamt nicht zahlreich. Zu den Maskulina zählen *snaiws* m. ‘Schnee’, von dem nur der Nominativ Singular belegt ist, sowie *aiws** m. ‘Zeit, Ewigkeit’, das im Plural eine *a*-/i-Mischflexion zeigt, s. Got. Gr. §91_[A4]. Das Wort *snaiws* hat erst im Germanischen die Struktur eines *wa*-Stamms angenommen (*-*wa*- < **o*^{gwh}-*o*-, s. zur Etymologie CASARETTO 2004: 56). Dagegen wird *aiws** als thematisierter *u*-Stamm erklärt (CASARETTO 2004: 200). Bei diesen beiden Wörtern folgte der Halbvokal nicht auf Konsonant; das *w* konnte also nicht vokalisiert werden und folglich auch keinen Übertritt zu den *u*-Stämmen nach sich ziehen.

Ein Spezialfall ist got. *þius** m. ‘Haussklave, Diener’ (Nom. Pl. *þiwōs*, Gen. Pl. *þiwē*, zudem das Vorderglied *þiu*- in *þiu-magus* ‘Knecht’). Ob urgerm. **þeg*^w-*a*- oder **þeg*^w-*wa*- zugrundeliegt, lässt sich nicht unmittelbar entscheiden, s. CASARETTO 2004: 160. Das Wort wird an idg. **tek*^w- ‘laufen, fliessen’ angeschlossen. Man braucht nicht mit der Erweiterung eines *u*-stämmigen Adjektivs zu rechnen, wie KRAHE/MEID 1967-9: III,73-4 meinen, da die Verbalwurzel als **tek*^w- (nicht **tek*-) anzusetzen ist und sie das labiale Element

deshalb von Haus aus mitbringt; s. LIV₂: 620. Von den beiden Rekonstrukten **þeg^w-a-* und **þeg^w-wa-* halte ich zweiteres für weniger wahrscheinlich, weil nach SEEBOLD 1967: 132 ein **-g^w-* in der Position nach *-e-* und vor *-a-* in der Folgesilbe durch *-w-* vertreten wird, wodurch sich eine Geminata **-ww-* ergeben hätte. Mit einer Geminata **-ww-* ist aber deshalb nicht zu rechnen, weil sie im Gotischen von der Verschärfung hätte erfasst werden müssen (**þiggws*). Got. *triggws* ‘treu’ < **trewwa-* zeigt, dass die Verschärfung eintrat, bevor **-ew-* zum Diphthong **-eu-* (got. *iu*) werden konnte. Der Nominativ Singular ist also nach aller Wahrscheinlichkeit als *þius** anzusetzen, und das Wort wäre somit ebenfalls ein Kandidat für einen Übertritt zu den *u*-Stämmen gewesen. Wieso hier ein zu *skadus* analoger Übertritt ausblieb, ist nicht offensichtlich. Es fällt jedoch auf, dass sich das Wort strukturell deutlich von den *u*-Stämmen und von *skadus* abhebt, indem *-us* in *þius** direkt an einen Vokal anschliesst, wodurch eine kurze, evtl. einsilbige Form entsteht, wohingegen die *u*-Stämme typischerweise einen Konsonanten zwischen der Haupttonsilbe und der Endung stehen haben und zweisilbig sind (*daupus*, *lipus*, *lustus**, *sidus*, *wulpus*, *handus*, *flōdus* etc.). Ein zweiter struktureller Unterschied ist der Umstand, dass sich bei diesem Wort in der Wurzelsilbe ein für die *u*-Stämme untypischer Diphthong *-iu-* ergab, s. CASARETTO 2006: 139f_[Fn.32]. Diese strukturellen Unterschiede scheinen mir der wahrscheinlichste Grund für den ausgebliebenen Anschluss an die *u*-Stämme zu sein. Die Semantik wird dagegen eher keine Rolle gespielt haben, da die Personen- bzw. Agensbezeichnungen unter den *u*-Stämmen im Bibelgotischen zwar nicht überwiegen, aber insgesamt doch gut vertreten sind, vgl. got. *sunus* ‘Sohn’, *airus** ‘Bote’, *magus* ‘Knabe’ und *bliftus* ‘Dieb’, ferner die zahlreichen fremdsprachlichen Wörter und Namen wie *aggilus* ‘Engel’, *Iudaius* ‘Jude’ usw.

Ein weiteres Wort, das in diesem Zusammenhang überprüft werden sollte, ist got. *blaiw** n. ‘Grab’. Es handelt sich im Gotischen um einen neutralen *wa*-Stamm (in *þata blaiw*, Mk. 16,5), doch im Westgermanischen ist das Wort auch als Maskulinum bezeugt, vgl. ahd. (*h*)*lēo* m. (Pl. *lewa*, *lea*), s. Ahd. Gr. §203f. Für ein höheres Alter des Neutrums spricht neben dem Zeugnis des Gotischen auch ein Beleg aus dem Frührunischen: Auf dem Stein von Bø (Norwegen), KRAUSE/JANKUHN 1966: Nr. 78, ANTONSEN 1975 Nr. 79, findet sich die Form **hlaiwa**, die höchstwahrscheinlich als Nominativ Singular eines neutralen *wa*-Stamms zu bestimmen ist.

Vgl. auch die runischen Zeugnisse für ein schwaches Verb **χlaiwija-*: Parti-

zip **h(l)aiwidar** ‘begraben’ auf dem Stein von Amla (KRAUSE/JANKUHN 1966: Nr. 84, ANTONSEN 1975 Nr. 43), sowie **hlaiwido** ‘ich begrub’ auf dem Stein von Kjøllevik (KRAUSE/JANKUHN 1966: Nr. 75, ANTONSEN 1975 Nr. 38).

Ein weiterer Hinweis darauf, dass es sich beim neutralen Genus gegenüber dem maskulinen um das ältere handelt, ist der althochdeutsche *ir*-Plural, vgl. die Glosse ahd. *in leirum* ‘in tumulis’ (St. Gl. I,380.30). Aus dieser Form, sowie aus got. *hlaiwasnos* f. ‘Gräber’ und ae. *hlāw* m. (neben *blāw*, selten und spät auch n.) mit *i*-Umlaut, hat man mitunter auf die Existenz eines urgerm. *s*-Stamms schliessen wollen, so z. B. Ae. Gr. §250_[AI], doch steht dieses Rekonstrukt, wie CASARETTO 2004: 161,376 ausführt, auf wackligen Beinen. Wie dem auch sei – die Möglichkeit eines maskulinen *wa*-Stamms kann auf jeden Fall ausgeschlossen werden.

Das Genus von got. *farwa* (Dat.) geht aus dem einzigen Beleg in der Präpositionalphrase *in anþaramma farwa* ‘in anderer Gestalt’ nicht eindeutig hervor. Da an dieser Stelle das Eintreten oder Ausbleiben eines Übertrittes zu den *u*-Stämmen Untersuchungsgegenstand ist, genügt es natürlich nicht, mit Got. Gr. §94_[AI] und CASARETTO 2004:160f. aufgrund der (*w*)*a*-Flexion auf neutrales Genus zu schliessen. Der Sprachvergleich hilft allerdings auch nicht weiter, da an Kognaten nur ahd. *far^awa* f. ‘Farbe, Aussehen, Gestalt’ (*ō/ōn*-Stamm), seltener *far^awī* f. (*īn*-Stamm), as. *farawi* f., afr. *ferwe* vorliegen; die nordgermanischen Wörter no. *farge*, schwed. *färg* usw. werden als Entlehnungen aus dem Mittelniederdeutschen erklärt, s. EWA *farawa* (III,62). Die Suche nach der korrekten etymologischen Herleitung dieser Familie scheint mehr oder weniger aussichtslos; die bei EWA: III,63–5 gesammelten Vorschläge sind allesamt wenig überzeugend. Das gilt m. E. auch für die bei EWA: III,64f. ins Spiel gebrachte Anknüpfung an ein Verb für ‘schlagen’, die sich mit der Schwierigkeit konfrontiert sieht, dass der semantische Übergang ‘das Behauene’ → ‘Form, Gestalt’ schlecht zu ‘Farbe’ als optischer Qualität passt. Da ausserdem, so weit ich sehe, keine der Etymologien die Unterschiede im Genus und in der Stammbildung zwischen dem gotischen und den westgermanischen Wörtern erklären kann, muss es dabei bleiben, dass die Materiallage zu dürftig ist, um got. *farwa* (Dat.) schlüssig beurteilen zu können.

Unter den übrigen althochdeutschen maskulinen *wa*-Stämmen, etwa ahd. *klēo* ‘Klee’, finde ich keine, die auch im Gotischen belegt sind. Einige davon sind sicherlich als Neuerungen anzusprechen, etwa ahd. *sēo* m. ‘See’, das mit

seinen Kognaten auf einen älteren *i*-Stamm urgerm. **saiwi-* zurückweist (s. MEID 1982: 91, Ahd. Gr. §216_[A5], BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*sjø*), oder ahd. *bū* 'Bau, Wohnung', das nach Ausweis der verwandten Sprachen ein Neutrum war, vgl. as. *bū* n., ae. *bū* n., awn. *bú* n.

Im Altenglischen gibt es gemäss Ae. Gr. §249 nur einen einzigen maskulinen *wa*-Stamm, ae. *bearu*, -o, 'Baumgruppe, Hain, Wald' (Gen. *bearwes*, Pl. *bearwas*), ein Wort, das besonders in der poetischen Sprache häufig ist. Als Kompositionsvorderglied ist es einmalig in *bearu-næss* 'bewaldete Klippe' (Beleg: *bearonæssas* Pl., Rid 57,3) bezeugt. Es kann mit awn. *bōrr* m. 'Baum, Mann', ahd. *barō** 'Heiligtum, Opferstätte' (Dat. Sg. <parauue>, Glossen) verknüpft und auf urgerm. **barwa-* m. zurückgeführt werden. Die Etymologie weist weiter zurück auf eine – allerdings nicht unumstrittene – Ursprungsbedeutung 'Nadelhölzer'; das Vergleichsmaterial kommt in erster Linie aus dem Slawischen, sodass man auch an eine Entlehnung aus dem Germanischen ins Slawische gedacht hat, s. EWA ↗*barō* (I,484). Als Ausgangsform für das Germanische wird dort **b^horwo-*/**b^harwo-* angesetzt, für das Slawische dagegen **b^hor%u-* oder **b^har%u-*. Sofern es sich nicht um Entlehnungen handelt, ist es also durchaus denkbar, dass im Germanischen ein ererbter *u*-Stamm zum *wa*-Stamm thematisiert worden ist.

Bemerkenswert sind ferner zwei altenglische Einträge in einem der Antwerpener/Londoner Glossare, die man grammatisch den *u*-Stämmen zurechnen könnte. Es handelt sich um Nom. Sg. *beora* zu lat. *lucus*, *nemus* (neben *bearu* an anderer Stelle zu den gleichen Lemmata) und Nom. Pl. (*weglæse*) *beara* zu lat. *aviaria*, *secreta nemora* im sogenannten *Bilingual Class Glossary*, ediert bei PORTER 2011 (Z. 2838, 1123, 1455). Die Endung des Nominativ Singular auf -a käme als späte Nebenform zu -u in Frage, und -a entspricht der regulären Endung des Nominativ Plural der *u*-Stämme, s. Ae. Gr. §270 §271_[A1]. Doch wird die Entstehung der Handschrift ins 11. Jh. datiert (PORTER 2011: ix), und die Glossen zeigen, obwohl sie allgemein als Altenglisch angesehen werden und auch etwa im eDOE ↗*bearu* verzeichnet sind, teilweise nach-altenglischen Sprachstand (KINDSCHI 1955: 1-2). Damit ist fragwürdig, ob man die Formen als altenglische *u*-stämmige Formen des Appellativums gelten lassen will – es könnte sich auch um jüngere Erscheinungen handeln. Nachweisbar ist aber immerhin, dass *bearu* in Ortsnamen im Südwesten des Landes nach den *u*-Stämmen flektierte, s. Ae. Gr. §249_[A1], und zwar schon in altenglischer Zeit. *U*-stämmige Formen hat es demzufolge mit Sicherheit

bereits im Altenglischen gegeben, wenn sie auch nur in Ortsnamen bezeugt sind. Es hat also ein Übergang vom *wa-* zum *u-*Stamm stattgefunden, und dies ist insofern besonders auffällig, als die *u-*Stämme in dieser Sprache stark im Rückzug begriffen waren und fast alle Mitglieder an die *a-*Stämme verloren, s. Ae. Gr. §271. Ausgangspunkt für den Flexionsklassenübertritt dürfte der Nominativ Singular gewesen sein, der bei den *wa-*Stämmen und den *u-*Stämmen in ae. *-u*, *-o* zusammengefallen war.

Ein weiterer relevanter Fall ist awn. *songr* m., Pl. *song(v)ar*, das auf **sang^{wa}*- zurückzuführen ist. Von dieser Ausgangslage **sang^{wa}*- lassen sich auch ahd. *sang* m./n., as. *sang* m., ae. *sang*, *song* m. herleiten. Got. *saggws** ‘Gesang’ (Dat. *saggwa*) zeigt *i*-stämmige Pluralformen (Dat. Pl. *saggwim*, Akk. Pl. *saggwins*), doch ist die *i*-Flexion wohl als Neuerung zu werten, s. BJORVAND 1995: 3f. Bemerkenswert ist, dass im Nominativ Singular offenbar nicht **saggus* entstanden ist, obwohl nach Got. Gr. §42 ein *-w-* nach Konsonant vokalisiert worden sein müsste, vgl. got. *skadus*. Es stellt sich die Frage, wie dies zu erklären ist.

Wenn <ggw>, wie in Got. Gr. §68 angenommen, für [ŋgw] steht, ist nicht einzusehen, wieso der Halbvokal *-w-* zwischen Konsonanten nicht vokalisiert wurde. Da urgerm. **-g^w-* zugrundeliegt, ist die Sache wohl am einfachsten zu erklären, wenn man got. <ggw> als [ŋg^w] liest. Zwar erscheint dann die Verschriftung der Labiovelare inkonsequent, da **-χ^w-* und **-k^w-* mit je einem Graphem, nämlich <hv> und <q> verschriftet worden wären, **-g^w-* dagegen digraphisch mit <ggw>. Doch legen gerade die Schreibungen <hv> und <q> nahe, dass die Labiovelare im Gotischen als Einzelphoneme zu betrachten sind (vgl. auch Got. Gr. §59, §63), was im Analogieschluss bedeutet, dass für urgerm. **-g^w-* im Gotischen ein Labiovelar [g^w] zu erwarten ist. Das Wort müsste dann [sang^{ws}] gesprochen worden sein, hätte also gar nie einen Halbvokal enthalten.

Nicht zu vergleichen ist got. *triggws* ‘treu’, wo *-w-* zwischen Konsonanten erhalten ist. Da es sich dabei um eine durch Verschärfung entstandene Form handelt, in der <ggw> aller Wahrscheinlichkeit nach für [g^w] stand, erwartet man statt *triggws* eigentlich zweisilbiges **triggus*. Das Ausbleiben der Vokalisierung hat nach Got. Gr. §42^[4, AI] beim Adjektiv morphologische Gründe.

Abgesehen von diesem Szenario ist aber natürlich auch nicht ganz auszuschliessen, dass der Nominativ Singular **saggus* gelautet hat und trotz der

Übereinstimmung mit den *u*-Stämmen einem Übertritt entgangen ist – wie erwähnt gibt es neben *skadus* keinen Fall, der die Systematik dieses Übertritts belegen könnte.

Noch gar nicht bedacht wurde m. W. bisher, dass auch die Semantik beim “Nicht-Übertritt” von *saggws** zu den *u*-Stämmen eine Rolle gespielt haben könnte. Wie ich bereits oben S. 37 ausgeführt habe, kann die Assoziation von semantischen Merkmalen mit einer bestimmten Flexionsklasse bei Flexionsklassenübertritten eine zentrale Rolle spielen. Hier ist nun auffällig, dass die maskulinen *u*-Stämme im Gotischen sehr häufig Konkreta sind. Wo es sich doch um Abstrakta handelt, insbesondere bei alten *tu*-Abstrakta vom Typ *si-dus* ‘Sitte’ usw., ist ausserdem meist kein direkter Bezug zu einem Verb da (dies gilt auch für einen grossen Teil der Derivate mit *-assus* und *-ōþus*, z. B. *ibnassus* ‘Gleichheit’ usw.). Das Wort *skadus* passt somit auch semantisch viel besser zum bestehenden Inventar der *u*-Stämme als das Verbalabstraktum *saggws**, und dies kann mit ein Grund gewesen sein, warum nur ersteres, nicht aber zweiteres den Transfer vollzogen hat.

Einen Parallellfall zum Übertritt von got. *skadus* zu den *u*-Stämmen stellt nach SCHAFFNER 2001: 190–4 und MOTTAUSCH 2011: 124 got. *faírhvus* m. ‘Welt’ dar, das nach ihrer Darstellung auf einen *wa*-Stamm urgerm. **ferχwa-* zurückzuführen ist (vgl. awn. *fjor* n. ‘Leben’, Dat. *fjorvi*). Die Frage, ob damit das Richtige getroffen ist, hängt eng mit der etymologischen Deutung des Substantivs zusammen, die in der Forschung umstritten ist. Nach CASARETTO 2004: 195 ist einem u. a. von MEID vertretenen Anschluss an lat. *quercus* f. ‘Eiche’ und Verwandtem den Vorzug zu geben, was bedeuten würde, dass das Wort vielmehr auf einen ererbten *u*-Stamm zurückgeht. Beim *wa*-Stamm könnte es sich dann um ein thematisches Adjektiv zum *u*-Stamm handeln, das später wieder substantiviert wurde. In Anbetracht der unsicheren Etymologie, die nicht zuletzt mit den beträchtlichen semantischen Unterschieden im Belegmaterial zusammenhängt, kann ein Übertritt von den *wa*- zu den *u*-Stämmen für got. *faírhvus* nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Thematisierung von *u*-Stämmen

Wie sich im Verlauf der obigen Ausführungen gezeigt hat, gibt es nicht nur Hinweise auf einen Übertritt vom *wa*- zum *u*-Stamm, wie bei got. *skadus*, sondern auch in umgekehrter Richtung, d. h. von einem älteren *u*-Stamm durch das Anfügen eines thematischen Elementes **-a-* zum *wa*-Stamm. Die-

ser Vorgang kann in die oben Kap. 3.4.1 beschriebene Tendenz zur Thematisierung eingereiht werden. Wie erwähnt, wird dies auch bei der Herleitung von got. *skadus* erwogen, wodurch das Wort also von einem grundsprachlichen *u*-Stamm über einen urgermanischen *wa*-Stamm zum gotischen *u*-Stamm geworden wäre – eine Entwicklung, die auf den ersten Blick seltsam anmuten mag, in Anbetracht der grossen Zeiträume und der Verteilung der einzelnen Entwicklungsschritte auf mehrere Sprechergenerationen aber nicht problematisch ist.

Als Parallellfall für einen thematisierten *u*-Stamm kann got. *aiws** m. ‘Zeit, Ewigkeit’ < **b₂ōi-u-* (CASARETTO 2004: 200) angeführt werden. Die Umbildung stand hier nach CASARETTO 2006: 140 im Zusammenhang mit einer “ungünstigen Silbenstruktur” – das Wort hätte bei lautgesetzlicher Entwicklung wohl germ. **au* ergeben.

Ae. *bearu*, -o ‘Hain’ wurde oben auf urgerm. **barwa-* m. zurückgeführt. Auch in diesem Fall ist die weitere etymologische Anknüpfung nicht definitiv zu sichern, doch das Slawische mit aksl. *borb* (wohl *u*-Stamm, s. VASMER 1953-8: I,106; Bedeutung im Russischen ‘Nadelwald, Fichtenwald’) deutet – sofern es sich dabei nicht um ein Lehnwort handelt – für das urgermanische Wort auf einen thematisierten *u*-Stamm.

Ein weiterer germanischer *wa*-Stamm mit “Beziehung zu einem *u*-Stamm” (KRAHE/MEID 1967-9: III,75) ist awn. *smjor*, *smør* n., ae. *smeoru* n. ‘Fett, Schmalz’, as. *smero* (n.?), ahd. *smero* n. aus urgerm. **smerwa-*, s. PFEIFER 1997 ↗*schmieren*. Das Gotische kennt dagegen nur ein anders gebildetes *smatǫpr** ‘Fett’ (belegt ist einzig der Dat. Sg. *smatǫpra*) < **smer-þra-*, s. CASARETTO 2004: 547. Nach PFEIFER ist die Herkunft des Wortes unbekannt, doch KRAHE/MEID und auch KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Schmer* verbinden es mit air. *smiur* m. ‘Mark’, das nach VENDRYES et al. 1959-: Bd. R-S, S. 142 auf **smeru-* zurückzuführen ist.

Auch unter den *wa*-stämmigen Neutra gibt es solche, die auf *u*-Stämme zurückgeführt werden. Hier sind got. *kniu** ‘Knie’ und (-)*triu* ‘Holz, Prügel’ zu nennen, die beide in den altgermanischen Sprachen stets neutrales Genus und, wo noch erkennbar, *wa*-Flexion aufweisen. Die einzelsprachlichen Entsprechungen sind:

Got. *kniu** n. ‘Knie’, Akk. Pl. *kniwa*, Dat. Pl. *kniwam*, Gen. Pl. *kniwē*

- Awn. *kné* n. 'Knie, Kniegelenk', Dat. *kné(i)*, Nom. Pl. *kné*, *knjó*
usw.
Ae. *cnēo(w)* n.
Afr. *knī*, *knē* n.
As. *knio* n.
Ahd. *kneo*, *chniu* n. (Nom. Akk. Sg. Pl.), Dat. Sg. *knewe*, Dat.
Pl. *knewun*
- Got. *triu** n. 'Holz, Prügel', Dat. Pl. *triwam*; auch im Kompo-
situm *weina-triu* 'Weinstock', Akk. Pl. *weina-triwa*
Awn. *tré* n., Pl. *tré*, *trjó*, Gen. *trjá*, Dat. *trjóm*, *trjám*
Ae. *trēow* n., Nom. Akk. Pl. *trēow(u)* 'Holz, Balken'
Afr. *trē* n. 'Baum'
As. *treu* n. '(Baum-)Stamm'

Beide Wörter gehen nach CASARETTO (2004: 201 und 192_[Fn.623], 2006: 140) auf ehemalige *u*-Stämme zurück und basieren jeweils auf dem schwachen Stamm mit schwundstufiger Wurzel, s. auch LÜHR 2000a: 269 (zu *knīu**). Der Übertritt ist gesamtgermanisch, d. h. noch vor die Ausgliederung der Einzelsprachen zu datieren. Bei diesen zwei Fällen kann man sich mit CASARETTO vorstellen, dass auch das Genus eine Rolle gespielt hat. Da die neutralen *u*-Stämme im Germanischen sehr selten und sicherlich unproduktiv waren, gehörten ihre Mitglieder zu den wahrscheinlichsten Kandidaten für eine Umbildung. Aufgrund von formalen Ähnlichkeiten hätte man eine Angleichung an die geschlechtigen *u*-Stämme erwarten können, oder allenfalls einen Anschluss an die oben genannten, ebenfalls aus *u*-Stämmen umgebildeten maskulinen *wa*-Stämme. Doch dürfte hier das Genus ausschlaggebend gewesen sein: Durch die Eingliederung bei den neutralen *wa*-Stämmen konnten diese Wörter einer weniger isolierten (wenn auch ihrerseits eher kleinen) Gruppe beitreten, ohne dass sie dafür ihr ererbtes Genus hätten aufgeben müssen. Es scheint sich also so zu verhalten, dass der Übertritt aus einer Bestrebung heraus entstand, die marginale neutrale *u*-Flexion abzulegen, und dass dabei das Genus die Richtung zu den neutralen *wa*-Stämmen gewiesen hat.

Weitet man den Sichtbereich auf die näher verwandten indogermanischen Sprachen aus, lassen sich weitere Beispiele für das sekundäre Anfügen des

Themavokals an einen *u*-Stamm finden, z. B. im Baltoslawischen. YAMAZAKI 2009: 456 beschreibt eine solche Thematisierung eines *u*-Derivats von der idg. Wurzel **kelH-* ‘auffragen’, s. LIV₂: 349. Ausgehend von diesem *u*-Stamm, den man gerne mit got. *ballus** ‘Fels’ vergleicht (mehr zu diesem Wort bei S. NERI 2003: 273–5 und unten in Kap. 4.7), sei im Baltoslawischen sowohl eine thematische Weiterbildung **kolH-uo-* wie auch ein Femininum **kolH-ueh₂* (> lit. *kalvą* f. ‘Hügel’) entstanden. YAMAZAKI vergleicht die Entwicklung mit derjenigen von **dóru-* ‘Baum’, wovon in den baltoslawischen Sprachen einerseits ein thematisches Substantiv **deru-o-* (> aksl. *drěvo* n. ‘Baum’), andererseits ein Femininum **der-ueh₂-* (> lit. *dervà* f. ‘Teer, Harz’, nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 *tre*¹ ein Kollektivum) fortleben.

Dieser Prozess der Thematisierung ist insofern wenig überraschend, als die Bildungen auf **-wa-*, *-wō-* (idg. **-uo-*, *-ueh₂-*) von KRAHE/MEID 1967–9: III,74 prinzipiell als “an *u*-Stämmen erwachsen” erklärt werden. Vor dem Hintergrund einer derartigen Genese stellen die genannten Fälle von Thematisierungen also keine Sonderentwicklungen dar, sondern sind gerade Anschauungsmaterial für denjenigen Prozess, der überhaupt erst zur Entstehung der Stammklasse geführt hat.

Fazit

Für den Übertritt von den maskulinen *wa*-Stämmen zu den *u*-Stämmen bei got. *skadus*, der durch den lautlichen Zusammenfall der Ausgänge urgerm. **-waz* und **-uz* in got. *-us* bedingt ist, liess sich kein sicherer Parallelfall finden. Die übrigen maskulinen *wa*-Stämme im Gotischen haben teilweise aus lautlichen Gründen kein *-u-* entwickelt (*snaiws*, *aiws**). Bei *saggws** ist <gw> vielleicht bloss Schreibung für *-g^w-*. Für das Ausbleiben des Übertrittes zu den *u*-Stämmen wurden bei *pius** strukturelle Gründe (offene Silbe), bei *saggws** auch semantische Gründe angeführt. Got. *blaiw** wurde trotz der maskulinen Belege im Westgermanischen als altes Neutrum bestimmt, das als solches nicht für einen Übertritt in Frage kam. Beim Hapax Legomenon got. *farwa* (Dat.) hat sich die Materialgrundlage als dürftig erwiesen, sodass weitere Spekulationen nicht lohnenswert schienen. Das Wort ae. *bearu*, *-o* ‘Hain, Wald’ hat im Gotischen keine Entsprechung, zeigt aber im Altenglischen in Ortsnamen einen Übergang zum *u*-Stamm. Am wahrscheinlichsten ist ein paralleler Übertritt zu den *u*-Stämmen noch bei got. *fairhvus* ‘Welt’, doch ist

die Etymologie dieses Wortes umstritten, sodass ein entsprechender Übertritt nicht als gesichert gelten kann.

Wiederholt hat sich gezeigt, dass der Nominativ Singular zweier Klassen aufgrund von lautlichen Entwicklungen zusammengefallen war und so als Scharnierform einen Übertritt ermöglichte. Am deutlichsten zeigte sich dies beim Ausgang *-u*, *-o* der altenglischen *wa*-Stämme, der als Scharnierform zu den starken Feminina wirken konnte (ae. *sceadu* f.), und gleichzeitig durch die Übereinstimmung mit dem Nominativ Plural einen Transfer zu den starken Neutra möglich machte (ae. *scead* n.). Ae. *bearu* ‘Baumgruppe’ ist nach dem Zeugnis von Ortsnamen in einem Teil des englischen Sprachgebiets aufgrund derselben Scharnierform *-u* im Nominativ Singular wie ein *u*-Stamm flektiert worden.

Ferner wurden germanische und indogermanische Beispiele für die Thematisierung alter *u*-Stämme besprochen, die vermutlich den Entstehungsprozess des *uo*-Suffixes und damit der *wa/wō*-Stämme überhaupt zeigen. Der Thematisierungsprozess hat in einer Reihe von Fällen zur Umbildung älterer *u*-Stämme geführt, ging aber nicht weit genug, um die Eigenständigkeit der *u*-Stammklasse insgesamt zu gefährden.

4.2 Got. *fōtus* ‘Fuss’ und *tunþus** ‘Zahn’

Der got. *u*-Stamm *fōtus* ‘Fuss’ geht mit Sicherheit auf ein indogermanisches Wurzelnomen **pód-*, **péd-* zurück (S. NERI 2003: 215, CASARETTO 2004: 42, 2006: 142, GRIEPENTROG 1995: 153–183, BAMMESBERGER 1990: 198). In den übrigen altgermanischen Sprachen flektiert das Wort teilweise noch konsonantisch, teilweise vokalisiert, davon im Altsächsischen und Althochdeutschen als *i*-Stamm:

- Got. *fōtus* m. ‘Fuss’, Pl. *fōtjus* (*u*-Stamm)
- Awn. *fótr* m., Gen. Sg. *fótar*, Pl. *fótr*
- Ae. *fōt* m., Pl. *fēt* (ws.), *fǣt* (angl.)
- Afr. *fōt* m., Pl. *fēt*
- Anfrk. *fuot* m., Pl. *fuoti* (QUAK 1975: 60)
- As. *fōt* m., Akk. Pl. *fōti*
- Ahd. *fuoz* m., Nom. Akk. Pl. *fuoz(z)i* (vereinzelt noch mit konsonantischen Pluralformen, s. Ahd. Gr. §238_[AI])

Was den Übergang zur *u*-Flexion betrifft, werden in der Forschungsliteratur zwei alternative Ansichten vertreten. Wie u. a. SCHAFFNER 2001: 494^[Fn.37] und CASARETTO ausführen (und bereits in der älteren Literatur so dargestellt wurde, s. z. B. KAHLE 1887: 6,9, WESSÉN 1927: 80), kann eine lautliche Berührung in den Akkusativformen geltend gemacht werden: Das *-u-* im Akk. Sg. **fōtu^m* ist aus **-m̥*, das *-u-* in Akk. Pl. **fōtuns* aus **-n̥s* lautgerecht zu erklären. Möglicherweise hat auch der Dativ Plural mitgewirkt, wenn es stimmt, wie KAHLE 1887: 8f. annimmt, dass das Wort im Dat. Pl. *-um-* < **-m̥-* analogisch nach den langsilbigen Konsonantstämmen erhielt. Diese zwei (bzw. drei) Formen können somit als Scharnierformen einen Übergang ermöglicht haben.

Denkbar ist ferner, dass durch Reanalyse von *fōtu*^o als *fō-tu-* ein Anklang an die *tu*-Stämme, Typ got. *bliftus* m. ‘Dieb’ entstand (Hinweis von R. SCHUHMANN, Privatkorrespondenz).

Die zweite Erklärung wurde m. W. erstmals von BLOOMFIELD 1891: 11-3 formuliert, und fusst auf einer semantischen Assoziation mit inhaltlich verwandten, ebenfalls Körperteile bezeichnenden *u*-Stämmen (ähnlich BAMBESBERGER 1990: 198^[Fn.318], GRIEPENTROG 1995: 155, CASARETTO 2006: 142-3). BLOOMFIELD schlug vor, die sekundäre *u*-Flexion durch eine Assoziation mit got. *kinnus** ‘Wange’, *tunþus** ‘Zahn’ und *handus* ‘Hand’ zu erklären. Die semantische Nähe habe sich so auch in einer formalen Nähe niedergeschlagen. Für diesen Gedanken ist heute der Terminus Wortfeldanalogie gebräuchlich.

BLOOMFIELDS Ausführungen zielen nach meiner Ansicht in die richtige Richtung, wenn ihm auch, was die Entstehung des Wortfeldes betrifft, nicht in allem zugestimmt werden kann. Zu widersprechen ist der Ansicht, dass *handus* ebenfalls ein ehemaliger Konsonantstamm gewesen sei, der sich früh den *u*-Stämmen angeschlossen habe. Die Etymologie ist schwierig, doch wird meist eine ererbte Bildung mit **-tu-* oder **-u-* angesetzt (CASARETTO 2004: 197), sodass die *u*-Flexion also alt sein dürfte. Mit Sicherheit alt ist die *u*-Flexion auch bei *kinnus** (ebd.), sodass es zur frühesten Schicht des Wortfeldes gerechnet werden kann. Diese zwei Wörter dürften also die Ausgangslage für die Entstehung des Wortfeldes gewesen sein. Mit BLOOMFIELD kann man sich vorstellen, dass *handus* das Wort *fōtus* angezogen hat, während *kinnus** das Vorbild für *tunþus** gewesen ist – “since *tooth* and *jaw*, *hand* and *foot* have special affinities and were doubtless often mentioned in pairs” (S. 13).

Dieser Gedankengang leuchtet ein, wenn auch bei 'Hand' und 'Fuss' etwas mehr als bei 'Zahn' und 'Kinn'. Den Einwand, die Genusverteilung widerspreche seiner Darstellung, da *kinnus** als Femininum mit *bandus* f. (und nicht mit *tunþus** m.), *fōtus* dagegen als Maskulinum mit *tunþus** m. (und nicht mit *bandus* f.) übereinstimme, entkräftet BLOOMFIELD damit, dass die *u*-Stämme beider Genera noch im Gotischen völlig identisch flektierten. GRIEPENTROG 1995: 155 fügt der Gruppe noch got. *lipus* m. 'Glieder' und *qīþus** m. 'Magen' hinzu, beide allerdings mit unsicherer etymologischer Anknüpfung, s. CASARETTO 2004: 525 und 527.

Das Wort *tunþus** muss ebenfalls sekundär in die *u*-Klasse gekommen sein, da es keinen ursprünglichen *u*-Stamm darstellt, sondern auf ein Partizip zu idg. **h₁ed-* 'essen', d. h. 'Esser', zurückzuführen ist. Das Wort wurde oft behandelt, vgl. aus jüngerer Zeit SCHAFFNER 2001: 625–31 und CASARETTO 2004: 444 (mit Literatur). Die Formen des Germanischen lassen sich aus einem amphikinetisch akzentuierten Partizip des Aorists erklären, das im Germanischen insgesamt drei Stammvarianten hervorbrachte: **tānp-* (starke Kasus mit Wurzel-, genauer gesagt ehemaliger Suffixbetonung), **tund-* (schwache Kasus mit Endbetonung) und **tand-* (in as. *tand* u. a., vermutlich Kontamination aus beidem, s. SCHAFFNER 2001: 629). Ob das Wort im Urgermanischen noch paradigmatischen Ablaut zeigte, ist umstritten (dafür: SCHAFFNER 2001: 625f.; ablehnend: GRIEPENTROG 1995: 483). Gleich wie bei got. *fōtus* haben die Akkusativformen urgerm. Sg. **tānpu^m* < **-m̥* und Pl. **tundūnz* < **-ns* auf lautgesetzlichem Weg *u*-haltige Formen hervorgebracht, s. SCHAFFNER 2001: 626.

LÜHR 2000a: 271 erklärt got. *tunþus* aus **h₁dñt-ns* statt **h₁dñt-ñs* durch analogischen Suffixakzent. Sollte das Wort im Urgermanischen noch einen mobilen Akzent aufgewiesen haben, kann *-þ-* statt *-d-* im Gotischen auch durch paradigmatischen Ausgleich aus den starken Kasus eingeschleppt sein.

Die Entstehung des Wortfeldes wird man sich also folgendermassen vorstellen haben: Den Ausgangspunkt bildeten die im Gotischen als *bandus* und *kinnus** fortgesetzten Wörter, die etymologisch wahrscheinlich auf ererbte *u*-Stämme zurückzuführen sind. Die Wörter *fōtus* und *tunþus** wurden später dieser Gruppe zugeschlagen, und zwar frühestens im Ostgermanischen, da im Nord- und Westgermanischen in beiden Fällen noch konsonantische Flexion nachzuweisen ist. Bei zwei weiteren Mitgliedern des Wortfeldes, *lipus* und

*qīþus**, kann man aufgrund des unklaren etymologischen Anschlusses nicht mit Sicherheit sagen, wann sie sich der Gruppe angeschlossen haben.

Gegen die erste, lautliche Erklärung für den Übertritt von *fōtus* wurde eingewendet, dass der Akkusativ nicht den Nominativ des sicherlich hochfrequenten Wortes für ‘Fuss’ zu beeinflussen vermocht hätte (VAN LOON 2005: 179). Unabhängig davon, ob man diesem Argument glauben schenken will oder nicht, kommt man nicht um die Tatsache herum, dass die *u*-Laute in den Akkusativformen im Prinzip bei jedem Wurzelnomen auftreten mussten, aber nicht in allen Fällen ein Transfer in die *u*-Deklination resultierte. Es ist deshalb naheliegend, mit GRIEPENTROG 1995: 155 anzunehmen, dass erst beide Faktoren zusammen – die partielle lautliche Angleichung und die Wortfeldanalogie – den Klassenübertritt ausgelöst haben.

Ausserhalb des Gotischen erscheint das Wort in diversen, mitunter nur partiell erfolgten Umbildungen, vor allem nach den *a*- und *i*-Stämmen, z. B. ae. Pl. *fōtas*, ahd. Pl. *fuo(z)i* (zu den übrigen Umbildungen vgl. KAHLE 1887: 9–11 und ausführlich GRIEPENTROG 1995: 479ff.).

Eine interessante Weiterentwicklung des Wortes findet sich im Isländischen, wo ab dem 16. Jh. eine feminine Kontinuante Nom. Pl. *fætarnar* auftritt (Belege bei eONP *ʀfótr* f.). Es handelt sich um einen typischen Fall von Reanalyse aufgrund einer Scharnierform: Wegen der Entwicklung awn. *-r#* > nisl. *-ur#* (im 14. Jh., s. HEUSLER 1932 §155[A]; vgl. awn. *dagr* > nisl. *dagur*) erhielt awn. Nom. Pl. *fótr* den Ausgang *-ur*, welcher mit dem Ausgang der fem. *ōn*-Stämme (*gata* ‘Strasse’ – Pl. *gotur*) übereinstimmte. Das Wort erschien so als Femininum und konnte mit dem femininen Artikel *-nar* kombiniert werden. Anders BEITO 1976: 16, der mit einer Beeinflussung durch nisl. *hendur* ‘Hände’ rechnet.

Kaum richtig ist die Ansicht von BAMMESBERGER 1990: 161f. (wiederholt bei MOTTAUSCH 2011: 26), wonach es sich bei got. *hūbrus* m. ‘Hunger’ um einen weiteren Übertritt von den Konsonant- zu den *u*-Stämmen im Gotischen handeln soll. Mit CASARETTO 2004: 414 ist eine Primärbildung auf *-*ru-*, d. h. ein ererbter *u*-Stamm vorzuziehen.

Fazit

Für die Übertritte von got. *fōtus* ‘Fuss’ und *tunþus** ‘Zahn’ zu den *u*-Stämmen werden in der Fachliteratur zwei Erklärungen geltend gemacht. Zum einen verweist man auf die lautgesetzliche Entwicklung von *u*-Lauten im Akkusativ

Singular und Plural, zum anderen argumentiert man mit der semantischen Nähe zu anderen *u*-stämmigen Nomina, die einem Wortfeld für Körperteilbezeichnungen angehörten. Es liegt daher der Schluss nahe, dass beide Faktoren für die Assoziation dieser ererbten Wörter für ‘Fuss’ und ‘Zahn’ mit den *u*-Stämmen im Gotischen zusammengewirkt und so den Weg für die flexivische Anpassung an die *u*-Stämme geebnet haben.

4.3 Awn. *hōnd* ‘Hand’, *kinn* ‘Wange’ usw.

Ein zweites Wortfeld für Körperteilbezeichnungen findet sich im Altnordischen. Hier ist die Entwicklung aber auffälligerweise gerade umgekehrt verlaufen: Das Wortfeld entstand auf der Basis einsilbiger Konsonantstämme und zog Mitglieder vokalischer Deklinationsklassen – darunter *u*-Stämme – an, die dann sekundär konsonantisch flektierten. Dies ist umso erstaunlicher, als die Gruppe der Wurzelnomina in den übrigen altgermanischen Sprachen als kleine Restgruppe im Rückzug begriffen war und ihre Mitglieder an andere Klassen verlor, s. oben S. 79ff.

So bildet awn. *hōnd* f. ‘Hand’ den konsonantischen Plural *bendr*, obwohl das Wort, wie schon erwähnt, nach aller Wahrscheinlichkeit ein ererbter *u*-Stamm ist. Die Belegliste:

- Got. *handus* f. ‘Hand’, Akk. Pl. *banduns* (*u*-Stamm)
- Awn. *hōnd* f., Dat. Sg. *bendi*, Pl. *bendr*
- Ae. *hand*, *hond* f. ‘Hand; Griff, Kontrolle; Seite usw.’, Gen. Dat. Sg. *-a*, Pl. *-a* (*u*-Stamm)
- Afr. *hand*, *hond* f., Dat. Sg. *-a*, Nom. Akk. Pl. *-a* (Aofr. Gr. §180)
- As. *hand* f., Dat. Sg. *hand*, (*h*)*endi*, Nom. Akk. Pl. *bendi* (*u/i*-Stamm)
- Ahd. *hant* f., Dat. Pl. *hantum*, *-un*, *bentin* (Ahd. Gr. §220d) (*u/i*-Stamm)

GRIEPENTROG 1995: 155 macht für den Übergang die Assoziation mit awn. *fōtr* (Pl. *fōtr*) verantwortlich. Im Dativ Singular *bendi* sieht NOREEN (Awn. Gr. §416_[A2]) eine Spur des *u*-Stamms; wie der Vergleich mit Dat. Sg. *mōrk* ‘Mark’ (vgl. auch got. Dat. Sg. *baúrg*) zeigt, müsste dieser Kasus nämlich nach dem

konsonantischen Muster endungslos geworden sein. Ein paralleler Fall ist *kinn* f. ‘Wange’, Nom. Pl. *kinnr*, das mit got. *kinnus** zu verbinden ist – wie oben erwähnt (S. 129) handelt es sich vermutlich ebenfalls um einen alten *u*-Stamm.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang das Wort für ‘Zahn’. Es ist im Altwestnordischen als Femininum *tonn*, Pl. *teðr*, *tenn*, *tennr* belegt, hat also das Genus gewechselt, im Gegensatz zum Gotischen *tunþus** jedoch die konsonantische Flexion im Plural bewahrt. Die Überlieferung zeigt ein Nebeneinander verschiedener Pluralformen, die in der Forschung unterschiedlich bewertet werden. Streitpunkt ist insbesondere die Entwicklung von durch Synkope entstandenen **-nnr* und **-nþr*. Es sind zwei gegensätzliche Positionen auszumachen:

(1) NOREEN (Awn. Gr. §261, §265, §277_[4b]), STURTEVANT 1924 und LÜHR 1979: 128f. erstellen folgende Chronologie:

1. *-nþr* > *-nþr*
2. *-nþ-* > *-nn⁻¹*
3. *-nnr* > *-nn*
4. *-nnr* > *-ðr*

(2) KAHLE 1895: 76 und HEUSLER 1932 §147_[2], §155 nehmen hingegen folgende Entwicklungsschritte an:

1. *-nþ-* > *-nn-*
2. *-nnr* > *-nn*
3. *-r* > *-r*
4. *-nnr* > *-ðr*

Bei einer Form wie urgerm. **manniz* Pl. ‘Männer’ ergibt sich in beiden Szenarien regulär Nom. Pl. *menn*; die von diesem Wort ebenfalls bezeugten Nebenformen *mennr* und *meðr* sind analogisch zu erklären (Neuantritt des Pluralmarkers *-r* auf der Stufe, als Regel Nr. 4 noch aktiv war).

¹ Genaugenommen ordnet STURTEVANT die Regeln Nr. 1 und 2 umgekehrt an, wie aus seiner Beschreibung (S. 82) hervorgeht. Dies macht es nötig, anzunehmen, dass **-nn-* < **-nn-* und **-nn-* < **-nþ-* phonetisch geschieden waren. STURTEVANT denkt an eine stimmlose Variante [n̥n] < **-nþ-*. Ob das zutrifft, spielt für die hier gemachten Überlegungen keine Rolle.

Bei Nom. Pl. **tánþiz* hingegen, genauso wie bei Nom. Sg. **gúnþiz* (f.) und dem Adj. **kúnþaz* usw., kommt man je nach Szenario zu unterschiedlichen Resultaten. In Szenario (1) sind die Formen mit altwestnordischer Spirans, d. h. *teðr*, *gunnr*, *kunnr* regulär, während die Nebenformen wie *tenn* und *tennr*, *gunnr*, *kunnr* junge Analogiebildungen sein müssen. Umgekehrt ist in Szenario (2) nur eine einzige Form lautgerecht, nämlich *tenn*; eine vergleichbare Form gibt es für **kúnþaz* und **gúnþiz* nicht (**kunnr*, **gunn*). Alle Formen ausser *tenn* müssen also analogisch erklärt werden.

Schwierigkeiten im Szenario (1) sind:

- a) Postulat einer Sonderbehandlung von *-R* nach *-np-* (d. h. *> -r*). Dies scheint nicht problematisch, da, wie STURTEVANT 1924: 82 hervorhebt, *-R-* nachweislich zuerst nach Dentalen in *-r-* übergang.
- b) die Pluralform *tenn* kann nicht ohne Weiteres analogisch erklärt werden. Die problematische Form *tenn* wird von STURTEVANT (S. 80f.) als analogisch nach *menn* (sowie nach einem angeblichen Nom. (Akk.) Pl. *kinn*²) erklärt. Eine solche Analogie halte ich für unwahrscheinlich, da die beiden Wörter weder im Genus übereinstimmen, noch semantisch nahe liegen, noch im Nominativ Singular deutlich anklingen (unterschiedlicher Wurzelsvokalismus: *mann* vs. *tonn*). Ebenso wenig kann ich eine Motivation für LÜHRs (1779: 129) Annahme eines zu *teþr* hinzugebildeten *tenn* durch Analyse von *-ðr* als *nn* + analogischem Pluralzeichen *-r* ausmachen. Man muss also auf die unbefriedigende Erklärung zurückgreifen, dass das Nebeneinander von *-nn*, *-nnr*, und *-ðr* bei einer Reihe von Wörtern ausreichend war, um diese Endungen beliebig austauschbar zu machen, sodass der Ausgang *-nn* auch in Positionen zu stehen kommen konnte, wo er lautgesetzlich nicht berechtigt war (STURTEVANT 1924: 81).

Im Szenario (2) ergeben sich folgende Schwierigkeiten:

- a) die spirantischen Formen wie *teðr*, *guðr* usw. stammen nach STURTEVANT 1924: 82 aus einer älteren Überlieferungsschicht und sind nach LÜHR

² Unter den *kinn*-Belegen bei eONP sehe ich keinen eindeutig pluralischen. Da ein solcher auch bei FRITZNER 1896 und Lex. Poet. nicht zu finden ist, handelt es sich wohl nicht um eine reale Form.

1979: 128 auch durch den Reim als alt erwiesen. Wenn man auch bedenken sollte, dass die früher überlieferte Form nicht zwingend die lautgesetzliche sein muss, ist das doch ein starkes Argument für die Ansicht, dass *teðr* usw. die regulären Formen sind.

- b) es fehlen bei einigen Wörtern die nach Szenario (2) lautgesetzlich erwarteten Formen (**kunn*, **gunn*), sodass in diesen Fällen alle belegten Formen analogisch erklärt werden müssen.

Eine mit der Entwicklung von **-nnr* und **-nþr* zusammenhängende Frage ist diejenige nach dem Genuswechsel. Wie bereits erwähnt, ist das Wort für 'Zahn' im Ost- und Westgermanischen, ferner auch im Altgutnischen (STURTEVANT 1932: 248, Aschwed. Gr. §433_[A1]) übereinstimmend ein Maskulinum und hat folglich im Altwestnordischen sekundär feminines Genus angenommen. Als Ausgangspunkt kommt nach LÜHR 1979: 128 nur der Akkusativ Singular, der m. E. als **tánþu^m* zu rekonstruieren ist, in Frage. Nun hat jedoch BJORVAND 1972: 212 gezeigt, dass sich im Altnordischen die Präsenz bzw. Absenz des *-r* im Nominativ Singular als wichtiges Genusmerkmal herausbildete. Davon zeugt, dass bei den fem. *ti*-Stämmen die Feminina das *-r* meistens verlieren (awn. *tið* 'Zeit' usw.), während diejenigen, die das *-r* behalten, oft maskulines Genus annehmen (BJORVAND 1972: 211f.; vgl. dazu auch SEEBOLD 1980: 453 und Kap. 4.16 dieser Arbeit). In gleicher Weise begründet er den Genuswechsel von *tōnn* dadurch, dass im Nom. Sg. **-nþr* regulär zu *-nn* wurde und so das für die Maskulina charakteristische *-r* nicht aufwies – eine Begründung, die nur im Szenario (2) zutreffen kann.

BOUTKAN 1995b: 241 wendet ein, dass auch einige Maskulina wie *mun(r)* 'Geist, Wille', *vin(r)* 'Freund' u. a. im Altwestnordischen bisweilen das *-r* verlieren. Dies würde natürlich das Argument, dass *-r* als Genusmarker funktionalisiert wurde, entkräften. Die Sache ist aber wohl mit NOREEN 1890: 308 dadurch zu erklären, dass es sich bei diesen Wörtern um ehemalige *s*-Stämme, d. h. um alte Neutra handelt.

Nach meiner Meinung ist die von BJORVAND vorgelegte Erklärung des femininen Genus deutlich überzeugender als diejenige LÜHRs, da der *u*-Umlaut im Akkusativ Singular kein eindeutig feminines Charakteristikum darstellte (vgl. Akk. Sg. m. *vōnd*). Dennoch ist m. E. das Szenario (1), für welches, wie gesagt, in erster Linie die genannte chronologische Staffelung der spirantischen

/ nicht-spirantischen Formen ein gewichtiges Argument darstellt, aufrecht zu erhalten. BJORVANDS Herleitung von *-nn* < **-nþr* impliziert nämlich, dass der Stamm im Nominativ Singular durch Einfügung von *-þ-* restituiert worden ist. Der lautgesetzliche Nominativ Singular im Urgermanischen musste **tanz* (< **h₁donþs*) lauten, s. SCHAFFNER 2001: 625. Wenn man also davon ausgeht, dass im Nordgermanischen die nicht-restituierte Form **tanz* in Gebrauch war, die lautgerechte Assimilation zu **tann* erfahren musste, lässt sich der Genuswechsel auch ohne die Annahme einer Entwicklung von **-nþr* > *-nn* erklären. Dass im Germanischen beide Nominativformen nebeneinander in Gebrauch waren, zeigt ahd. *zan* < **tanz* neben ahd. *zand/zant* < **tanþz*.

Nun noch zum Nom. Sg. *tōnn* (neben *-tannr* in *Hildetannr*). Die Form ist mit LÜHR 1979: 128f. auf den Akkusativ Singular, d. h. urgerm. **tánþu^m* zurückzuführen. Dieser Akkusativ muss synkretistisch auch für den Nominativ eingetreten sein, bzw. den ererbten Nom. **tann* im Vokalismus beeinflusst haben, und zwar gemäss dem Muster anderer femininer Konsonantstämme, vgl. Nom. Sg. *mōrk* 'Mark' - Akk. Sg. *mōrk*. Die Form *-tannr* in Personennamen halte ich mit GRIEPENTROG 1995: 480 für die Kontinuante einer kompositionsbedingten Thematisierung **-tanþ-a-*.

Ich fasse zusammen: Das Wort für 'Zahn' behält im nordischen Sprachzweig im Plural seine ursprüngliche konsonantische Flexion. Nom. Sg. *tōnn* setzt lautlich den Akkusativ Singular fort oder hat seinen Vokal von diesem erhalten (erwartet: Nom. Sg. **tann*). Der Genuswechsel kam aufgrund der typisch femininen Absenz von *-r* im Nominativ Singular zustande. Von den Varianten im Nominativ Plural ist wohl *teðr* die älteste; *tennr* und *tenn* dürften analogisch geneuert sein.

Dem Pluralmarker *-r* für Feminina war auch im übrigen Altnordischen eine gewisse Produktivität beschieden (vgl. BJORVAND 1972). Zu den Feminina mit sekundärer *r*-Flexion zählen viele, die nicht in das Wortfeld 'Körperteile' gehören, und folglich auf anderem Weg in diese Flexionsklasse hineingekommen sein müssen. BJORVAND (S. 207) argumentiert damit, dass *-r* (sowie *-ir*) gegenüber dem in Bezug auf das Genus mehrdeutigen *-ar* seine Ausbreitung "einer Tendenz zur formalen Verdeutlichung des fem[ininen] Genus gegenüber dem mask[ulinen]" verdanke.

Nun wird man sich vor dem Hintergrund der hier angestellten Überlegungen zum Wortfeld 'Körperteile' fragen, ob nicht dieses bei der Ausbreitung der konsonantischen Pluralendung *-r* eine massgebliche Rolle gespielt haben

kann. Es scheint durchaus möglich, dass *-r* als produktiver Pluralmarker zuerst bei den Körperteilbezeichnungen aufgekommen ist und erst später auf andere Lexeme übergegriffen hat. Es kann sich daher lohnen, einige Überlegungen zur Entstehung des Wortfeldes anzustellen.

Als Keim des Wortfeldes wird man an die Lexeme *fótr* und *tonn* denken. Bei beiden ist die konsonantische Flexion ererbt (urgerm. **fōt-*, **tanþ-*). Diesen haben sich – wie gesagt, gerade umgekehrt als im Gotischen – die Lexeme *hond* und *kinn* (**χandu-*, **kinnu-*) angeschlossen. Im Anschluss an BLOOMFIELDS Überlegungen zur Semantik (1891: 11-3) kann man annehmen, dass sich *hond* nach *fótr* und *kinn* nach *tonn* gerichtet hat, wenn auch der Wurzelvokalismus bei diesen Paaren nicht übereinstimmte.

Das Wort *kinn* zeigt im Altwestnordischen keine Spuren der *u*-Flexion mehr, ist also vollständig übergetreten. Bei *hond* hingegen findet sich noch Dat. Sg. *hendi*, eine Form, die üblicherweise als Überrest der *u*-Flexion interpretiert wird (Awn. Gr. §416_[A2]). Erst später tritt die bei einem einsilbigen Konsonantstamm erwartete Flexionsform Dat. Sg. *hond* auf. Dass es sich bei *hendi* tatsächlich um eine alte Form handelt, wird dadurch wahrscheinlich gemacht, dass es bei den Feminina kein naheliegendes Vorbild für eine analogische Einführung von *-i* im Dativ Singular gab. Wollte man *hendi* dennoch analogisch erklären, käme wohl nur eine Umbildung nach *fóti* in Frage – eine Erklärung, die zwar semantisch plausibel ist, jedoch wegen Unterschieden sowohl beim Genus wie auch beim Wurzelvokalismus nicht überzeugen kann. Es sieht also so aus, wie wenn der Transfer ins konsonantische Flexionsmuster bei *kinn* früher stattgefunden hätte als bei *hond*, wo der Übergang erst nach Einsetzen der handschriftlichen Überlieferung zur Vollendung kam.

Diese drei Wörter, *fótr*, *tonn* und *kinn*, kommen somit als Grundinventar des Wortfeldes ‘Körperteile’ in Frage, dem sich in der Folge neben *hond* auch noch eine Reihe weiterer Wörter anschloss. Eines davon ist awn. *kverk* f. ‘Kehle, Gurgel’, Pl. *kverkr*, verwandt mit ahd. *querca* (Glossenbelege: *querca*, *querchela*³ f.) und mnd. *querke*, *quarke*, für dessen etymologische Anknüpfung verschiedene Optionen geprüft wurden, ohne das eine als überzeugend herausgehoben werden könnte (DE VRIES 1977 *✓kverk*). Wohl hauptsächlich aufgrund des westgermanischen Materials wird üblicherweise urgerm. **k^werkō-* f. angesetzt (BJORVAND 1972: 210, OREL 2003 s. v.). Ein Ansatz eines ehemaligen

³ Nach GRAFF 1842: IV,680 nicht als Kompositum mit *chela* f. ‘Kehle’ zu betrachten.

Konsonantstamms ist weniger attraktiv, da wir in diesem Fall im Althochdeutschen als Kontinuanten eher *i*- und nicht *ō*-stämmige Formen erwarten würden. Es liegt deshalb näher, in der Flexion des Altwestnordischen eine sekundäre Umbildung nach den Konsonantstämmen zu vermuten, und zwar eben im Anschluss an die anderen Körperteilbezeichnungen. Wenn diese Interpretation zutrifft, liegt hier also ein Übertritt eines fem. *ō*-Stamms zu den Konsonantstämmen vor.

Ein zweiter Fall, bei dem wahrscheinlich ein vergleichbarer Übertritt stattgefunden hat, ist awn. *tȝ* 'Zehe', Pl. *tér*. Nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*tā* liefert ein Rekonstrukt **táiχō-* die beste Ausgangslage, um das nord- und westgermanische Material herzuleiten (in der Wulfilabibel kommt das Wort nicht vor). Problemlos ist diese Rekonstruktion allerdings nicht, wie BJORVAND/LINDEMAN ausführen, da es jüngere *w*-Formen wie mnd. *tēwe* u. a. gibt, die auf grammatischen Wechsel hindeuten könnten. Eine Entstehung der *w*-Formen durch das Vernerische Gesetz wird allerdings von BJORVAND/LINDEMAN wegen lautlichen Problemen bezweifelt; stattdessen rechnen sie mit jüngeren analogischen Neubildungen.

Auch beim Wort *kló* f. 'Klaue', Nom. Pl. *klór*, kann man eine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe erwägen. Es handelt sich zwar nicht um ein menschliches, sondern um ein tierisches Körperteil, passt aber an dieser Stelle dennoch gut ins Bild. Das Wort ist nach Ausweis der westgermanischen Sprachen mit einiger Sicherheit als *ō*-Stamm zu rekonstruieren, s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*klo*. Der Wurzelvokalismus lässt sich zwar nicht auf einen Nenner bringen (es gibt Evidenz für **-a-*, **-ē-* und **-ō-*), sodass unabhängige Wortbildungen nicht auszuschliessen sind. Die wahrscheinlichste Variante ist aber doch die, dass ein urgermanischer femininer *ō*-Stamm im Altnordischen unter den Einfluss des Wortfeldes 'Körperteile' geraten ist und so auch die damit verbundene konsonantische Flexion angenommen hat.

Neben den genannten Feminina gibt es zudem Maskulina, die hier dazurechnen sind. An Körperteilbezeichnungen mit (partieller) konsonantischer Flexion und maskulinem Genus ist in erster Linie *fingr* m. (zum Teil auch n.) 'Finger', Nom. Pl. *fingr* zu nennen. Es bildet den Genitiv Singular auf *-rar* oder *-rs*, den Dativ Singular auf *-ri*. Das Wort wird wegen got. *figgrs** und dem westgermanischen Vergleichsmaterial als *a*-Stamm **fingra-* m. angesetzt (BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*finger*; KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Finger*). Auch hier dürfte die geneuerte Flexion am leichtesten durch die Semantik zu

motivieren sein.

Mit einem ähnlichen Fall hat man es bei *nagl* m., Nom. Pl. *negl*, zu tun. Nach KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Nagel* ist von den zwei Bedeutungen ‘Finger-, Zehennagel’ und ‘Nagel, Dübel’, die das Wort im Germanischen hat, erstere die ursprüngliche. Dass aber beide Bedeutungen alt sind, zeigt das gotische Verbum *ga-nagljan** ‘festnageln an’. Im Altnordischen trennte man die zwei Bedeutungen auch formal: Das Wort *nagl* bedeutete dort nur ‘Finger-, Zehennagel’, während für die Bedeutung ‘Nagel, Dübel’ das eigenständige Lexem *nagli* m. (*n*-Stamm) in Gebrauch war. Da im Westgermanischen *a*- und *i*-stämmige Flexion vorliegt, hat man Rekonstrukte wie urgerm. **nagala*- oder **nagla*- angesetzt. Mit Blick auf die indogermanischen Verwandten muss das Wort im Germanischen eine Erweiterung mit einem *l*-haltigen Suffix sein, da die verwandten Formen auf **nog^h*- bzw. **ng^h*- zurückweisen (lit. *nāgas* m. ‘Fingernagel, Klaue’ usw., s. BJORVAND/LINDEMAN 2007). Unter den *l*-haltigen Suffixbildungen findet man im Germanischen vorwiegend Nomina agentis, Diminutiva und Bezeichnungen für Geräte/Instrumente; etwas seltener Zugehörigkeitsbildungen (KRAHE/MEID 1967-9: III,84-90). Davon kommt am ehesten ein Diminutiv oder eine Zugehörigkeitsbildung in Frage, vgl. z. B. ahd. *seckil* ‘Säckel, (Geld-)Beutel’ ⇐ ahd. *sack* ‘Sack’, ae. *cyrnel* ‘Samen, Kern’ ⇐ *corn*, ahd. *eihbila* ‘Eichel’ ⇐ *eih* u. a. Zum Problem, dass die vergleichbaren Lexeme allesamt einen Bindevokal aufweisen, ist zu sagen, dass es durchaus auch Bildungen mit *l*-Suffix ohne Bindevokal gibt, wie z. B. awn. *seil* f. ahd. *seil* n. ‘Seil’ (KRAHE/MEID 1967-9: III,84; nach KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Seil* aus urgerm. **saila*- n. herzuweisen). Aus Sicht der Wortbildung ist jedenfalls ein Ansatz **nagla*- oder **nagala*- am plausibelsten. Wiederum denke ich deshalb, dass sich das Wort – trotz der Einwände bei BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*negl*, wo zugunsten einer Rekonstruktion **nagl*-, d. h. eines einsilbigen Konsonantstamms entschieden wird – zwanglos in die Reihe der im Altnordischen sekundär konsonantisch flektierenden Körperteilbezeichnungen einreihen lässt.

Nicht zu dieser Gruppe gehörig sind dagegen awn. *kviðr* m. und *liðr* m., die Entsprechungen zu got. *qipus** und *lipus*. Sowohl *kviðr* wie auch *liðr* bilden den Plural auf *-ir*, was die reguläre Endung alter *u*-Stämme im Altwestnordischen darstellt. Eine Umbildung nach den Konsonantstämmen wie im Fall von *hƿnd*, *kinn* usw. ist hier also ausgeblieben.

Fazit

Im Altwestnordischen lässt sich beobachten, wie sich ausgehend von nur zwei Lexemen, **fōt-* und **tanþ-*, ein Wortfeld ‘Körperteile’ mit konsonantischer Pluralflexion herausbildete. Diesem schlossen sich in der Folge eine Anzahl weiterer Körperteilbezeichnungen an, die verschiedenen Stammbildungsklassen entstammten (*u-*, *a-* und *ō-*Stämme). Die Entwicklung war teilweise von Genusänderungen begleitet. Die Ausbreitung der konsonantischen Pluralbildung bei den Körperteilbezeichnungen kann einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet haben, dass *-r* als Pluralmarker produktiv wurde und neben *-ir* als typisch feminine Endung auf weitere Lexeme, insbesondere *ō-*Stämme, übergriff.

4.4 Ae. *nosu*, *nasu* ‘Nase’ usw.

Beim Wort ae. *nosu* f. ‘Nase’, das im Altenglischen und teilweise im Altfriesischen als *u*-Stamm, im Nord- und übrigen Westgermanischen dagegen als *ō*-Stamm (später auch *i*-Stamm) erscheint, handelt es sich nach verbreiteter Ansicht um die Kontinuante eines indogermanischen Wurzelnomens. Das relevante Material ist:

- | | |
|------|---|
| Ae. | <i>nosu</i> f. ‘Nase’, seltener <i>nasu</i> , Gen. Dat. Sg. <i>-a</i> , Akk. Sg. <i>-u</i> ,
Nom. Akk. Pl. <i>-a</i> , <i>-æ</i> , <i>-e</i> usw. (<i>u</i> -Stamm) |
| Afr. | <i>nose</i> , <i>nosi</i> , <i>nōs</i> f. (teilweise <i>u</i> -stämmig) |

-
- | | |
|------|--|
| Awn. | <i>nōs</i> f., Nom. Akk. Pl. <i>nasar</i> (<i>ō</i> -Stamm), Pl. später auch auf <i>-ir</i> |
| Aon. | aschwed. adän. <i>nos</i> f., Pl. aschwed. <i>-ar</i> , <i>-ir</i> , adän. <i>-ir</i>
(Übergang vom <i>ō</i> - zum <i>i</i> -Stamm) |
| Ahd. | <i>nasa</i> f., Gen. Sg. <i>-o</i> , Dat. Sg. <i>-un</i> (<i>ō/ōn</i> -Stamm) |

GRIEPENTROG 1995: 323–51 hat die germanischen Belege zusammengetragen und die gesamte Wortfamilie ausführlich kommentiert. Was die Entstehung der im Germanischen vorliegenden Stammbildungen betrifft, greift GRIEPENTROG auf eine Erklärung zurück, die in wesentlichen Punkten bereits vor mehr als hundert Jahren von KLUGE (1882: 506ff.) so formuliert worden ist. KLUGES

Idee war es, dass hinter dem Wort eine archaische, noch aus dem Indogermanischen ererbte Dualform auf $*-\bar{o}_1$ stecken könnte, in meiner Notation $*-\bar{o}_1$ (s. zu dieser Rekonstruktion unten ab S. 228). Eine solche Dualform auf $*-\bar{o}_1$ konnte nach dem Untergang des Duals als eigenständiger Numeruskategorie des Nomens leicht als Nominativ Singular der \bar{o} -Stämme, wo ebenfalls die Endung $*-\bar{o}_1$ galt, reanalysiert werden (\rightarrow awn. *nōs*, aschwed. *nos*, ahd. *nasa*). Andererseits musste urgerm. $*-\bar{o}_1$ im Nord- und Westgermanischen $*-u$ ergeben, wodurch im Westgermanischen eine Scharnierform mit den *u*-Stämmen entstand (\rightarrow ae. *nosu*, *nasu*).

Das Nebeneinander der Wurzelformen urgerm. $*nas-$ und $*nus-$ ist nicht geklärt. Nach GRIEPENTROG 1995: 323 gab es bei den Wurzelnomina im Urgermanischen keinen paradigmatischen Akzentwechsel, sodass man nicht mit regulären, aus nur einem Paradigma stammenden Wurzelvarianten rechnen kann. Zu Erklärung des Vokalismus wird zum Teil eine Schwundstufe $*nus-$ (aus älterem $*uns-$ < $*ŋs-$, vgl. zu derartigen Nullstufen SCHAFFNER 2001: 568) angenommen, doch hätte $*ŋs-$ wohl zu urgerm. $*nuz-$ und weiter zu nordwestgerm. $*nur-$ führen müssen, s. MOTTAUSCH 2011: 75. Als Alternative erwägt GRIEPENTROG 1995: 333–6 eine analogische Beeinflussung durch Nominalbildungen zu einer angeblichen germanischen Wurzel $*neus-$ ‘schnüffeln’.

Diese Erklärung hat bei einigen Forschern Zustimmung gefunden (HIRT 1931–4: II,12, CAMPBELL 1959 §612; LÜHR 2000a: 238f.), oder wird zumindest als Möglichkeit genannt (BJORVAND/LINDEMAN 2007 *ⁿnese*).

Der kritische Punkt innerhalb dieses Szenarios ist allerdings, ob $*-\bar{o}_1$ in $*nas\bar{o}_1$ als Fortsetzung einer indogermanischen Dualendung plausibel ist. Dies hat KLUGE, wie GRIEPENTROG 1995: 329 bemerkt, “stillschweigend [...] vorausgesetzt”, und auch in der späteren Forschungsliteratur wird darüber oft hinweggegangen. Es muss also in einem ersten Schritt die grundsprachliche Basis von urgerm. $*nas\bar{o}_1$ und die Plausibilität eines Dualausgangs $*-\bar{o}_1$ < $*-oh_1$ an dieser Basis geprüft werden.

In der Forschungsliteratur wird das Wort häufig auf ein indogermanisches Wurzelnomen zurückgeführt, etwa von GRIEPENTROG 1995: 350 ($*Hn\tilde{a}̃s-$) und LÜHR 2000a: 238f. ($*n\tilde{a}̃s$). Ferner gibt es den Versuch von FRITZ 1996: 3, an $*h_2enb_1-$ ‘atmen’ anzuschließen; er setzt einen *s*-Stamm zu dieser Wurzel an (wird bezweifelt von STÜBER 2002: 196f.). Was die genaue Rekonstruktion sowie das Ablautverhalten des Wortes in der Grundsprache betrifft, gehen die

Meinungen auseinander; FRITZ 1996: 2 hat zahlreiche Vorschläge zusammengestellt.

Ob dem urgerm. **nasō₁* ein Wurzelnomen oder ein *s*-Stamm zugrundeliegt, kann hier nicht entschieden werden, ist im vorliegenden Zusammenhang aber auch gar nicht ausschlaggebend. Wichtig ist hier die Feststellung, dass eine Dualendung **-oh₁* weder im einen noch im anderen Fall sprachhistorisch berechtigt scheint. Gemäss MEIER-BRÜGGER 2010: F304, F310 war die eigentliche Dualendung **-h₁*, und folglich sollte **-oh₁* nur den thematischen Bildungen zukommen, genauer gesagt sogar nur den thematischen Maskulina, während bei den Neutra der Ausgang **-o-ih₁* galt (vgl. SIHLER 1995 §261,1, TICHY 2000: 65, FRITZ 2011: 200, BEEKES/DE VAAN 2011: 216f.).

Dieselbe Endung **-oh₁* liegt ferner auch bei den Pronomen (vgl. lat. *ambō* ‘beide’) und beim Numerales *duō* ‘zwei’ < **duoh₁* vor, s. SIHLER 1995 §261,1 und FRITZ 2011: 192f. Zu finden ist sie auch in att. τώ m. < **toh₁* m. neben τώ f. n. < **toih₁* f. n., s. RIX 1992: 182. Bei Konsonantstämmen hingegen erwartet man eine Dualendung **(i)h₁*, vgl. aksl. russ. *oči*, lit. *akì*, gr. ὄσσε ‘Augen’ (STRUNK 1992: 188, TICHY 2000: 69, BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗øye).

Nach FRITZ 2011: 208f. sind die Zahlwörter ‘zwei’ und ‘beide’ in ursprünglich unflektierter Form als idg. **duyo* und **b^{ho}* anzusetzen, haben jedoch dann im syntaktischen Kontext die Dualendungen **-h₁* (Genus commune) bzw. **-ih₁* (neutrum) erhalten.

MÖLLER 1880: 486 meint, gr. τώ mit got. *þō* n. Pl. gleichsetzen zu können. Es würde sich dann bei got. *þō* um den einzigen direkten Beleg der Dualendung urgerm. **-ō* handeln. Ob MÖLLER damit richtig liegt, ist allerdings fraglich, da auch die im Neutrum vorauszusetzende Endung **-eh₂* urgerm. **-ō* und (im Einsilbler) got. *-ō* ergeben hätte.

Daraus sollte man nun aber m. E. nicht den Schluss ziehen, dass eine Dualendung **-oh₁* bei Konsonantstämmen ausgeschlossen war. Wichtigstes Argument zugunsten von KLUGES Erklärung von **nasō₁* als ererbtem Dual ist, dass eine Dualendung **-ō* beim Wurzelnomen für ‘Nase’ im Altindischen direkt nachgewiesen ist. In dieser Sprache begegnet das Wurzelnomen *nās-*, *nas-*, welches im Singular ‘Nasenflügel’ bedeutet, im Dual *nāsā* aber ‘Nase’.

Belegt im Nominativ Dual in Rigveda 2.39.6c; zu weiteren Belegen des Wortes s. GRIEPENTROG 1995: 34. Mit ‘Nase’ wird übersetzt bei WITZEL/GOTÖ 2007:

418; vgl. dazu die Anmerkung auf S. 821: “Wörtlich: zwei Nasen; hier sind also wohl die beiden Nasenlöcher gemeint”.

Die altindischen Belege können mit dem im Germanischen indirekt bezeugten **nas-* und der Stammvariante **nasō-* unmittelbar zur Deckung gebracht werden. Der altindische Langvokal in der Wurzelsilbe widerspricht dem nicht, weil im Urgermanischen die Generalisierung der schwachen Stammalternante den Erwartungen entspricht, s. GRIEPENTROG 1995: 340. Konsonantisch flektierte Formen sind im Germanischen nicht belegt, aber die Weiterbildungen (besonders als *u*-Stamm im Altenglischen) setzen ein urgerm. **nas-* indirekt voraus, s. GRIEPENTROG 1995: 323.

Wenn auch die Bedeutungen ‘Nasenflügel, -löcher’ und ‘Nase’ in den altgermanischen Sprachen nicht mehr diesen zwei Stammvarianten zuordenbar sind, erkennt man sie etwa im Altnordischen im Gegensatz Singular - Plural noch deutlich, vgl. Sg. awn. *nōs*, aschwed. *nos* ‘Nasenloch’, Pl. ‘Nasenlöcher, Nüstern, Nase’. Dass das germanische Material, bzw. ein Teil davon, eine ehemalige Kollektivbildung auf **-eh₂* fortsetzt, wie S. NERI 2003: 146_[Fn.422] für ae. *nosu* ‘Nase’ annimmt, halte ich aus semantischen Gründen für wenig wahrscheinlich. Die Bedeutung ‘zwei Nasenlöcher, zwei Nasenflügel; Nase’ passt schlecht zur Vorstellung einer Gesamtheit als nicht-quantifizierbarer Menge, wie sie etwa die typischen Kollektiva *Laub*, *Gebölz*, *Gelächter* usw. hervorrufen. Die Verwendung eines Duals (allenfalls als *Paral* zu bezeichnen, falls das Paar als Einheit im Vordergrund stand), liegt da deutlich näher.

Auch FRITZ 1996 leitet das Wort ‘Nase’ aus einem Kollektivum her, s. zur Kritik daran STÜBER 2002: 197. Einige weitere Überlegungen zur Frage, ob Körperteilbezeichnungen auf Kollektivbildungen rückführbar sind, folgen unten auf S. 159.

Zwar könnte es sich bei der altindischen Dualform grundsätzlich auch um eine jüngere, vom Germanischen unabhängige Neuerung handeln. Die Übereinstimmung ist aber frappant, zudem gibt es reichlich Hinweise aus verschiedenen Sprachzweigen darauf, dass die Endung idg. **-oh₁* (> urgerm. **-ō₁*) nicht bloss bei thematischen Maskulina zur Anwendung kam. Eine analogische Übertragung dieser Endung auf athematische Stämme ist im Altindischen gut bezeugt, allerdings nur bei Maskulina und Feminina, s. WACKERNAGEL/DEBRUNNER 1896-1964: III,48, GRIEPENTROG 1995: 329, SIHLER 1995 §278. Gleiches gilt für das Avestische, s. HOFFMANN/FORSSMAN 2004: 115. Nach

FRITZ 2011: 100 hatten die Maskulina und Feminina der Konsonantstämme bereits im Urindoiranischen die Endung der Thematika übernommen. Von der gleichen Tendenz zeugt, dass im Altgriechischen auch Neutra mit der Endung der thematischen Maskulina kombiniert werden konnten, wie aus geneuertem gr. ζυγῶ n. 'zwei Joche, Jochpaar' neben gr. θεῶ m. 'zwei Götter, Götterpaar' hervorgeht (STRUNK 1992: 189, der allerdings eine Parallele zum Germanischen bezweifelt; ferner SIHLER 1995 §261,1a, FRITZ 2011: 39–41). Eine Ausbreitung der thematischen Endung auf Konsonantstämme sei ausserdem, so SIHLER weiter, bei den Neutra im Slawischen bezeugt.

Im Lateinischen habe bei den Zahlwörtern *duō* und *ambō* das Neutrum, so FRITZ 2011: 192, nachgrundsprachlich die Endung der thematischen Maskulina übernommen. Eine Endung *-ō findet sich ferner bei Feminina im Mykenischen und Altattischen, s. LÜHR 2000b: 269f. Die Quelle dieser sekundären Dualendung ist gemäss LÜHR nicht bei den thematischen Neutra, sondern im Pronominalbereich zu suchen, wobei die Vermittlung über das Zahlwort 'zwei' stattgefunden haben kann.

GRIEPENTROG 1995: 329 meint weiter, die Endungsvielfalt beim Dual könne bei der einsetzenden Reduktion der Numeruskategorie Dual auf eine einzige, nämlich die zahlenmässig besonders prominente Endung der thematischen Neutra eingeschränkt worden sein. Dies halte ich für wenig wahrscheinlich, weil die implizierte Gleichzeitigkeit von a) Produktivität der thematischen, maskulinen Dualendung, und b) Reduktion des Numerus Dual insgesamt, kein stimmiges Bild ergibt.

Auch im anatolischen Sprachzweig, der keine grammatische Kategorie Dual kennt, sind Spuren von Dualbildungen gefunden worden, denen man in der Forschungsliteratur bisweilen Hinweise auf eine "generalisierte thematische Dualendung *-ō" entnommen hat, s. MALZAHN 2000: 295_[Fn.14] (zu heth. *šākuwa* 'Augen' und Verwandtem; der Status als Wurzelnomen wird allerdings nur erschlossen, s. RIEKEN 1999: 60) und ferner FRITZ 2011: 188 (mit Vorbehalt).

Ich fasse zusammen, dass sich die Endung *-oh₁ (> urgerm. -ō₁) offenbar leicht auf Stämme übertragen liess, denen sie ursprünglich nicht zukam – oder evtl. sogar von Anfang an einen weiteren Anwendungsbereich hatte, als es die Handbücher vermuten lassen. Sollte es ausserdem zutreffen, wie FRITZ 2000: 134 und passim meint, dass der Dual zunächst kein Numerus, sondern

eine Wortbildungskategorie gewesen sei, könnte man darin einen Grund sehen, wieso die Zuordnung von Stamm und Endung bei diesen Dualformen nicht besonders fest war. Dass FRITZ damit richtig liegen könnte, ergibt sich m. E. besonders aus der bei ihm S. 134 wiedergegebenen, ursprünglich von J. SCHMIDT gemachten Beobachtung, dass in der Indogermania an die Dualmorpheme bisweilen Kasusendungen angehängt werden – was bei einem Wortbildungssuffix erwartbar, bei einem Numerusflexiv dagegen ungewöhnlich wäre. Man sollte das Argument allerdings nicht überbewerten, da sich in den indogermanischen Sprachen problemlos Beispiele für ungewöhnliche Suffixkombinationen finden lassen, vgl. etwa die doppelten Plurale vom Typ westfr. Pl. *wolkens* zu *wolk* 'Wolke', wo eine Pluralendung an eine andere Pluralendung angehängt wurde; weitere Beispiele bei BJORVAND 1994: 191. Auch bei Wortbildungsaffixen gibt es gelegentlich pleonastische Kombinationen, vgl. etwa die mundartlichen Agensbildungen *Pfuscherer*, *Trinkerer*, *Glaserer* usw., s. HENZEN 1965: 160f.

Die genaue Entsprechung im Altindischen sowie die erwähnte allgemeine Tendenz macht es also wahrscheinlich, dass auch in der Vorgeschichte des Germanischen der Anwendungsbereich von $*-oh_1$ als Dualendung auf Konsonantstämme ausgeweitet wurde, und dass solche Formen mit einem Ausgang $*-oh_1 > *-ō_1$ ins Germanische Eingang gefunden haben. Als Quelle kommt neben den thematischen Maskulina auch der Pronominalbereich in Frage, vgl. oben genanntes lat. *ambō* usw. und LÜHRS Ausführungen zur mykenischen und altattischen Femininendung $-ō$.

Eine Form $*nasō_1$ Nom. Du. f. müsste formal genau dem Nominativ Singular eines $ō$ -Stamms entsprochen haben. Die Umdeutung zum Singular und die Flexion als $ō$ -Stamm mit einer entsprechenden sekundären Pluralbildung, zu sehen bei den Formen awn. *nps*, aschwed. *nos*, ahd. *nasa*⁴, lag auf der Hand. Dagegen ist die Einreihung bei den *u*-Stämmen im Anglofriesischen etwas weniger naheliegend – an und für sich hätte man auch hier einen $ō$ -Stamm erwarten können, insbesondere da die Gruppe der femininen *u*-Stämme in diesen Sprachen sehr mitgliederarm war. Die Erklärung für den Transfer zu den *u*-Stämmen ist am ehesten mit GRIEPENTROG 1995: 332 darin zu sehen, dass eine Dualform auf $*-ō_1$ bereits im Urgermanischen

⁴ Kritisch hierzu GRIEPENTROG 1995: 339, der ahd. *nasa* als eine Thematisierung des Wurzelnomens ansieht.

als Überbleibsel einer untergegangenen Numeruskategorie formal isoliert war und wohl paradigmatisch nicht mit obliquen Dualkasus, sondern mit obliquen Pluralkasus kombiniert wurde. Vermutlich haben die Endungen des Dativ Plural urgerm. **-umⁱ_{uz}* und des Akkusativ Plural **-unz* (vgl. got. *brōþrum*, *brōþrunz*; ae. *brōðrum*, *brōðor(u)*) eine zusätzliche Verbindung zu den *u*-Stämmen geschaffen. Da dieses Wort überwiegend im Plural Verwendung fand (GRIEPENTROG vermutet sogar ein urwestgermanisches Pluraletantum), dürften wohl die Übereinstimmungen dieser Dual-/Pluralkasus mit den Pluralkasus der *u*-Stämme für den Übertritt im Anglofriesischen ausschlaggebend gewesen sein.

Ob der Akkusativ Plural eine Rolle gespielt hat, ist allerdings insofern fraglich, als eine Dualform auf **-ō*, von Alters her auch als Akkusativ Verwendung fand. Es ist nämlich eine charakteristische Besonderheit des indogermanischen Duals, dass zwischen Nominativ und Akkusativ formal nicht unterschieden wird, s. FRITZ 2011: 200, 218 u. a.

In der Folge sollen nun noch zwei potentielle Parallelfälle untersucht werden, um zu prüfen, ob das gerade für das Lexem 'Nase' erwogene Übertrittsszenario durch Parallelen weiter gestützt werden kann. Ein zweites Wort, bei dem die Forschung einen Ursprung als Dual erwogen hat, ist ae. *duru* f. 'Tür'. CAMPBELL 1959 §612 erkennt in ihm ebenfalls einen Fortsetzer eines ehemaligen Duals auf **-ō*. Die Wortfamilie um das im Altnordischen noch konsonantisch flektierende Wurzelnomen urgerm. **dur-* ist von GRIEPENTROG 1995: 117-52 eingehend behandelt worden. Im West- und Ostgermanischen liegt das Wort in verschiedenen Umbildungen vor: Im Altenglischen, Altsächsischen und Altfriesischen als *u*-Stamm, im Gotischen als *ōn*-Stamm. Die Belege:

Got.	<i>daúrōns</i> f. 'Tür, Tor' (Nom. Akk. Pl.), Dat. <i>daúrōm</i>
Awn.	<i>dyrr</i> f. Pl. (seltener n.)
Aschwed.	<i>dyr(r)</i> n./f. Pl. (s. Aschwed. Gr. §433 _[A2])
Adän.	<i>dyr</i> , <i>dør</i> f. Pl. (mit Umdeutung zum Singular, s. Adän. Gr. III, §469 _[6])
Ae.	<i>duru</i> f. 'Tür', Gen. Dat. Sg. <i>-a</i> , Nom. Akk. Pl. <i>-a</i> , <i>-u</i> usw. (<i>u</i> -Stamm)
Afr.	<i>dure</i> , <i>dore</i> , <i>dor</i> f. (Pluraletantum, aber auch zum Singular umgedeutet, s. GRIEPENTROG 1995: 129f.)
Anfrk.	<i>duri</i> (Akk. Pl.), s. QUAK 1975: 43

- As. *duru*, *duri* f. Pl, auch in *duru-warderi* m. ‘Türhüter’
 Ahd. *turi* f., Akk. Pl. *turi* (seltener und später auch mit *ō*-stämmigen Formen, s. Ahd. Gr. §220_[AI])

Die auch in anderen indogermanischen Sprachen häufig bezeugte Plural- bzw. Dualflexion (s. GRIEPENTROG 1995: 137, auch Fn. 52) ist sachgeschichtlich nicht restlos geklärt, dürfte sich aber auf zweiflüglige Türen beziehen (vgl. lat. *forēs* ‘Doppeltür, Flügeltür’). Das Pluraletantum konnte als solches erhalten bleiben (awn. *dyrr*) oder in einem zusätzlichen Schritt zu einem Singular ‘Türe’ (ahd. *turi* f. ‘Türe’) weiterentwickelt werden, s. KLUGE 1882: 512.

Es gibt im Germanischen zwei Lexeme für ‘Tür’, urgerm. **dur-* und Varianten (got. *daúr* n.; *daúrōns* f. Pl.) und urgerm. **χurđi-* (got. *baúrds* f.), von denen ersteres vermutlich ursprünglich die Türöffnung bzw. den Türdurchgang, zweiteres dagegen die bewegliche, den Durchgang verschliessende Tür meinte (vgl. as. *burth* ‘Flechtwerk’). Beide Wörter sind in diesen Bedeutungen noch im heutigen Isländischen in Gebrauch (nisl. *dyr* f. Pl. und *hurð* f.), wie ich mir von Muttersprachlern habe bestätigen lassen. Etwas anders GRIEPENTROG 1995: 117, der von zwei verschiedenen Türtypen ausgeht, wovon **χurđi-* die primitivere Variante sei.

Wie CAMPBELL a. a. O. und GRIEPENTROG 1995: 126 anmerken, passt zum Ansatz eines Duals aber nicht der Wurzelvokalismus von ae. *duru*, da eine Dualendung **-ō_i* mit *a*-Umlaut **durō* hätte ergeben müssen (vgl. *nosu* < **nusō_i*). Ausnahmen dieser Regel gibt es normalerweise nur in Nachbarschaft eines Labiallautes, vgl. *spura* neben *spora* ‘Sporn’, *bucca* ‘Bock’ usw., s. Ae. Gr. §58. Daneben nennt GRIEPENTROG auch noch einen weiteren Einwand, der gegen eine Herleitung aus einem Dual angeführt werden kann: Er meint, die Umininterpretation zum *u*-Stamm, die er im Fall von *nosu* befürwortet, hänge damit zusammen, dass *nosu* eine Mischflexion von Plurale-/Dualetantum aufgewiesen habe, s. oben S. 146. Bei *duru* scheide diese Erklärungsmöglichkeit aus, weil man kein urwestgermanisches Dualetantum ansetzen könne.

Nach meiner Meinung kann man das germanische Material aber gerade dann am leichtesten erklären, wenn man annimmt, dass im Urgermanischen ein Plural **duriz* mit einem Dual **durō_i* ko-existiert hat. Der Plural **duriz* ist dann in ahd. *turi* direkt fortgesetzt (vgl. die kurzsilbigen *i*-Stämme wie ahd. *quiti* m. ‘Ausspruch’ oder *kuri* f. ‘Wahl’ ohne Synkope), während der Dual **durō_i* im Gotischen durch (offenbar funktionsloses) *-n-* erweitert

als Pl. *daúrōns* erscheint und im Altenglischen und Altsächsischen aufgrund der lautlichen Entwicklung $*-\bar{o}_1 > *-u$ bei den *u*-Stämmen eingereiht wurde. Damit ergibt sich auch eine Lösung für das Fehlen des *a*-Umlauts: Der ehemalige Dual **doru* kann den Wurzelsvokalismus vom Nominativ Plural **duri* (oder einem anderen Pluralkasus) übernommen haben, und zwar auf Stufe des Westgermanischen, d. h. nach erfolgtem *a*-Umlaut.

Ein Nebeneinander von Dual auf $*-\bar{o}_1$ und Plural auf $*-iz$ auf Stufe des Urgermanischen wird auch bei anderen Lexemen angesetzt, z. B. von GRIEPENTROG 1995: 351 beim Wort für 'Nase' (d. h. Du. **nasō₁* neben Pl. **nasiz*).

Diese aus dem germanischen Material stützbar Dualform **durō₁* ist auch vom Indogermanischen her betrachtet plausibel. Es gibt wiederum im Vedischen eine direkte Entsprechung, nämlich einen Nom. Du. *dvārā(u)*, der neben Pluralformen bezeugt ist (Singularformen fehlen im Rigveda), s. GRIEPENTROG 1995: 137. Das Nebeneinander von Plural- und mit idg. $*-ob_1$ gebildeten Dualformen kann mit der Situation im Germanischen unmittelbar zur Deckung gebracht werden. Die Gestalt von ved. *dvār-* f. gegenüber germ. **dur-* erklärt sich nach GRIEPENTROG 1995: 147 aus einem Paradigma Nom. Sg. **d^huór*, Gen. Sg. **d^hur-ós* usw.

Die fehlende Aspiration im Anlaut von ved. *dvār-* (aus idg. $*d^h-$) wird traditionellerweise mit einer Analogie nach dem Numerales *dvā* 'zwei' erklärt, s. GRIEPENTROG 1995: 137. Zu *-u*, das in gewissen Dualformen erscheint und vermutlich als eine angehängte Partikel zu werten ist, s. FRITZ 2011: 256ff.

Drittens wurde ein ähnliches Szenario für das Lexem für 'Braue', ae. Nom. Pl. *bru(w)a* usw. vorgeschlagen, auf das ich an anderer Stelle genauer eingehe (Kap. 4.6). Nach meiner dort genauer begründeten Meinung ist eine Herleitung aus einem Dual auf $*-\bar{o}_1$ zu einem ursprünglichen Konsonantstamm, d. h. ganz analog zu **nasō-*, auch bei *bru(w)a* zu befürworten.

Wenn also, wie es die Etymologien der Wörter für 'Nase', 'Braue' und 'Tür' nahelegen, Formen mit Dualendung $*-\bar{o}_1$ Eingang ins Urgermanische gefunden haben, stellt sich als nächstes die Frage, welches Schicksal diese Formen in der weiteren Entwicklung im Urgermanischen ereilt haben kann. Sicherlich mussten sie nach dem Untergang des Duals als eigenständigem grammatischen Numerus des Substantivs auf die eine oder andere Weise ins bestehende Flexionssystem eingepasst werden. Hier boten sich aufgrund der lautlichen Verhältnisse wohl vier Möglichkeiten an:

- (1) Reanalyse als Nominativ Singular der femininen \bar{o} -Stämme
- (2) Reanalyse als Nominativ Plural der neutralen a -Stämme
- (3) Erweiterung durch $-n$ - und Einreihung bei den n -Stämmen
- (4) nur Westgermanisch: $*-\bar{o}_1 > *-\bar{u}$, und Einreihung bei den u -Stämmen

Für alle vier Entwicklungen lassen sich, wie ich meine, im Germanischen Beispiele anführen.

Für (1) verweise ich auf die oben knapp zusammengefasste Entstehungsgeschichte des Stamms urgerm. $*nas\bar{o}$ -. Dieses Wort tritt im Nordgermanischen und in Teilen des Westgermanischen als femininer \bar{o} -Stamm, im Althochdeutschen auch als femininer $\bar{o}n$ -Stamm auf. Aus lautlicher Sicht ist ein Übertritt zu den femininen \bar{o} -Stämmen plausibel, da bei letzteren im Nominativ Singular lautgerecht $*-\bar{o}_1 < *-\bar{e}b_2$ entstand. Der Nominativ Singular kann also als Scharnierform gedient haben, wobei das Genus erhalten blieb. Ein Parallellfall ist wohl das Wort für ‘Braue’, s. Kap. 4.6; für die Entwicklung im Altenglischen siehe unter (4).

Was (2) anbelangt, ist zunächst zu prüfen, ob es, wie KLUGE und H. WAGNER meinen, zutrifft, dass ae. *brēost* n. ‘Brust’ (auch f. und m.) und verwandte, auf $*breusta$ - n. zurückweisende Formen auf einen uminterpretierten Dual spätidg. $*b^hr̥ēystō$ zum Konsonantstamm ‘Brust’, urgerm. $*brust$ - f. (s. GRIEPENTROG 1995: 463–71, CASARETTO 2004: 430–1) zurückgehen. Eine Zusammenfassung des Vorschlags findet man bei EWA $\nearrow brust$ (II,399f.). Der Dual wäre nach KLUGES Interpretation als Nominativ Plural der neutralen a -Stämme reanalysiert worden. Der bei EWA formulierte Einwand, eine Dualendung urgerm. $*-\bar{o}_1$ komme einem fem. Konsonantstamm historisch betrachtet nicht zu, darf in Anbetracht des oben zu $*nas\bar{o}$ - Ausgeführten als entkräftet gelten.

Es gibt jedoch noch eine alternative Erklärung: GRIEPENTROG 1995: 469f. hat urgerm. $*breusta$ - n. als Vr̥ddhi-Ableitung zu urgerm. $*brust$ - f. aufgefasst, sodass kein Umweg über eine Dualform benötigt wird, um das Nebeneinander beider Formen zu erklären. Diese Interpretation, der auch CASARETTO an der genannten Stelle folgt, hat tatsächlich einiges für sich, weil nach der älteren Idee von KLUGE/H. WAGNER der abweichende Wurzelsvokalismus ($-u$: $-eu$) unerklärt bleibt. Da es auch einen semantischen Unterschied zu geben scheint (GRIEPENTROG erschliesst die Bedeutung des Wurzelnomens als ‘Brust’, die des starken Neutrums – zumindest im Altenglischen – aber als ‘Herz, Gemüt’,

erst sekundär auch ‘Brust’, S. 466), ist diese Lösung zu bevorzugen und der ältere Ansatz eines reanalysierten Duals als hinfällig zu betrachten.

Von einem Dual ist auch bei KLUGE/SEEBOLD 2011 \nearrow *Brust* die Rede, doch ist aufgrund der dort gegebenen (fragwürdigen, s. GRIEPENTROG 1995: 469_[Fn.17])

Rekonstruktion **brusti-* f. wohl an eine andere Dualendung als **-ō₁* gedacht.

Das Lexem **breusta-* n. ist aber nicht das einzige Neutrum, für dessen Herleitung man eine ursprüngliche Dualbildung auf **-ō₁* erwogen hat. BJORVAND 1994: 25 argumentiert, dass das im Altwestnordischen synchron als neutraler Nominativ Akkusativ Plural auftretende *sōx* ‘Schere’⁵ auf eine Dualform spätidg. **soksō* (zu *sax* n. ‘Kurzschwert, grosses Messer’) zurückgehen kann. Die Beschaffenheit des Gegenstandes aus zwei miteinander verbundenen Klingen legt eine solche Interpretation nahe, besonders da archäologisch nachweisbare Scheren bis ca. 500 n. Chr. nicht heutigen Gelenkscheren glichen, sondern aus zwei durch einen Bügel verbundenen Schermessern bestanden (RGA, \nearrow *Schere*, Bd. 27, S. 3-5). Der Plural *sōx* bedeutet ausserdem nach BAETKE 2008 \nearrow *sax* im nautischen Kontext ‘die beiden am Vordersteven zusammenlaufenden Bordseiten und der von ihnen eingeschlossene Schiffsraum’, was ebenfalls zur Annahme eines Duals passen könnte, wenn mir auch der semantische Zusammenhang mit der Grundbedeutung ‘abtrennen’, siehe dazu gleich, nicht recht klar ist. Etymologisch hat man es wohl mit einem thematisierten *s*-Stamm zur Wurzel **sekH-* ‘schneiden, unterscheiden’ zu tun, s. LIV₂: 524, der ursprünglich ein Verbalabstraktum mit der Bedeutung ‘das Schneiden’ gewesen ist und sich dann zum Nomen instrumenti ‘Schneide, Klinge, Messer’ weiterentwickelt hat. Ein Dual auf **-ō₁* mit der Bedeutung ‘zwei Klingen, Schere’ musste dann zu urgerm. **saxsō₁* führen, woraus sich in gerader Linie awn. *sōx* (Nom. Pl. n.) ergab.

Es ist hier anzumerken, dass eine Dualendung **-ō₁* am vorauszusetzenden **saxsa-* n. ebenfalls nicht regulär wäre, weil die Endung, wie gesagt, eigentlich nur den thematischen Maskulina zukommen sollte. Das Wort kann also als weitere Stütze dafür dienen, dass die Endung idg. **-oh₁* als Dualendung im (Vor-)Germanischen generalisiert wurde. Gleichzeitig ist einzuräumen, dass eine Dualform nicht zweifelsfrei rekonstruiert werden kann, weil im Prinzip

⁵ Die Bedeutung ‘Schere’ ist an der Belegstelle im Kontext eindeutig: *sīðan tók byskup sōx ok skar af hári konungsins* ‘dann nahm der Bischof die Schere und schnitt dem König die Haare ab’, ÓH 600_[15].

auch eine spätere, reguläre Pluralbildung zu **saxsa*- n. vorliegen kann. BJORVAND weist auf die typologisch vergleichbaren Pluralbenennungen engl. *scissors* und lit. *žirklys* (Nom. Pl. fem.) ‘Schere’ hin, und es kann nicht ausgeschlossen werden, dass es sich bei awn. *spx* ebenfalls um einen gewöhnlichen Plural handelt, auch wenn sich der Dual von der Sache her anbieten würde.

Die Wendungen engl. *a pair of scissors* und franz. *paire de ciseaux* zeugen von einer Bestrebung, der Paarhaftigkeit dieses Objekts auch in Abwesenheit eines grammatischen Duals Ausdruck zu verleihen.

Für Punkt (3) in der obigen Aufzählung (S. 148) verweise ich auf das folgende Kapitel, 4.5. Für (4) schliesslich sind ae. *nosu*, *nasu* ‘Nase’ und *duru* ‘Tür’ zu nennen, die beide im Altenglischen (und teilweise im Altfriesischen) mit eindeutigen Kasusformen nach der *u*-Deklination belegt sind. Bei **nasō*₁ f. ‘Nase’ hat im Westgermanischen teilweise eine Entwicklung nach (1), teilweise nach (4) stattgefunden.

Fazit

Ae. *nosu*, *nasu* f. ‘Nase’ verdankt seine *u*-Flexion wahrscheinlich einer Umdeutung einer archaischen Dualform auf **-ō*₁ < **-oh*₁, zu der es im Altindischen eine genaue Entsprechung gibt. Diese Dualendung **-ō*₁ konnte offenbar auch an Wurzelnomina antreten. Für die analogische Ausbreitung der Endung **-oh*₁, die eigentlich nur bei thematischen Maskulina zu erwarten wäre, gibt es Beispiele aus verschiedenen anderen indogermanischen Sprachen. Beim *ō*-Stamm awn. *nps*, ahd. *nasa* dürfte es sich um die Umdeutung dieser alten Dualform aufgrund der lautlichen Übereinstimmung mit dem Nominativ Singular der *ō*-Stämme handeln.

Die Suche nach Parallelfällen hat einige weitere Nomina zu Tage gefördert, die umgedeutete Duale sein können: Ae. *duru* ‘Tür’, awn. *spx* ‘Schere’ und evtl. auch ae. *bru(w)a* ‘Augenbrauen’. Es wurden vier Möglichkeiten für die Einreihung ererbter Duale auf **-ō*₁ ins altgermanische Deklinationssystem genannt, zu denen neben den erwähnten zwei noch die Reanalyse als Nominativ Plural der neutralen *a*-Stämme und eventuell die *n*-Erweiterung (dazu mehr im folgenden Kapitel) gehören.

4.5 Got. *augō* ‘Auge’, *ausō* ‘Ohr’, *haiṛtō* ‘Herz’

Neben den in Kap. 4.2 und 4.3 behandelten Wortfeldern gibt es im Wortschatz der germanischen Sprachen auch noch einen dritten Bereich, der Bezeichnungen für Körperteile umfasst und mit einer spezifischen Flexion verknüpft ist. Es handelt sich dabei um die neutralen *n*-Stämme vom Typ got. *augō* ‘Auge’, *ausō* ‘Ohr’, *haiṛtō* ‘Herz’ (Got. Gr. §109f.). Drei der ca. zwölf in der Wulfila-Bibel nach diesem Muster flektierenden Substantive gehören ins semantische Feld der Körperteilbezeichnungen, und diese drei sind auch in weiteren altgermanischen Sprachen als schwache Neutra bezeugt. Sie können – wohl zusammen mit dem Wort für ‘Wange’ – als Kernbestand des Wortfeldes gelten. Diese Wörter sind in den altgermanischen Sprachen folgendermaßen belegt:

Got. *augō* n. ‘Auge’
 Awn. *auga* n.
 Ae. *ēage* n.
 Afr. *āge*, *āch* n.
 As. *ōga* n.
 Ahd. *ouga* n., Pl. *ougun*, auch *ouga*

Got. *ausō* n. ‘Ohr’
 Awn. *eyra* n.
 Ae. *ēare* n.
 Afr. *āre*, *ār* n.
 As. *ōra* n.
 Ahd. *ōra* n., Pl. *-un*

Got. *haiṛtō* n. ‘Herz’, vgl. *-haiṛts* in *arma-haiṛts** ‘barmherzig’
 Awn. *hjata* n.
 Ae. *heorte* f.
 Afr. *hirte*, *herte* f.
 As. *herta* n.
 Ahd. *herza* n., Pl. *herzun*, auch *herza*

Got. *wagga-* in *waggareis** m. ‘Kopfkissen’
 Awn. *vangi* m.

Ae.	<i>wonge</i> , <i>wange</i> n. ‘Wange, Kinnlade’, Pl. <i>-an</i> , auch <i>-as</i>
As.	<i>wanga</i> (n. ?)
Ahd.	<i>wanga</i> n., Pl. <i>-un</i>

Als aufschlussreich erweist sich nun, wie sich diese Gruppe in den altgermanischen Einzelsprachen weiterentwickelt hat. Für das Westgermanische ist generell zu sagen, dass die Gruppe ein Nischendasein führt und fast ganz auf die vier genannten Wörter aus dem Wortfeld ‘Körperteile’ begrenzt ist. Im Althochdeutschen erscheinen *herza*, *ouga*, *ōra* und *wanga* (Ahd. Gr. §224). Genau diese vier bilden auch noch im Mittelhochdeutschen eine eigene Gruppe (Mhd. Gr. M11), und die ersten drei haben neutrales Genus und schwache Flexion sogar bis ins Neuhochdeutsche bewahrt. Den althochdeutschen Wörtern entsprechen im Altsächsischen *berta*, *ōga*, *ōra*. Dieser Gruppe ist – wie GALLÉE (As. Gr. §334) vermutet – wohl auch as. *wanga* zuzurechnen.

Im Altenglischen und Altfrisischen flektieren nur noch ae. *ēage*, afr. *āge*, *āch* ‘Auge’ und ae. *ēare*, afr. *āre*, *ār* ‘Ohr’ eindeutig nach diesem Muster (Ae. Gr. §279, Afr. Gr. §62). Das Wort ae. *heorte*, afr. *hirte*, *berte* ‘Herz’ ist dagegen in diesen beiden Sprachen ein Femininum geworden (Ae. Gr. §279, Afr. Gr. §61), wohl wegen der Scharnierform urgerm. **-ōn* im Nominativ Singular, s. MOTTAUSCH 2011: 71. Ae. *wonge* vermischte sich mit einem ähnlichen Wort und zeigt vielfältige Formen, darunter auch solche nach starken Paradigmen (Ae. Gr. §279_[AI], CAMPBELL 1959 §618). Im Altfrisischen ist das ‘Wange’-Wort nicht bezeugt.

Im Vergleich mit dem Westgermanischen ist die Klasse im Nordgermanischen ganz anders zusammengesetzt: Hier ist die Gruppe um awn. *hjarta* n., *auga* n., *eyra* n. zahlreicher bestückt; in der Fachliteratur ist von einem Ausbau die Rede, s. Awn. Gr. §405, KLUGE 1926 §78a, KROONEN 2011: 38–40. Zu den zusätzlichen Mitgliedern zählen neben einigen semantisch nicht hierhergehörigen Wörtern (*biūga* ‘Wurst’, *heima* ‘Heimat’, *hnoða* ‘Knäuel’, *hvēla* ‘Rad’, *leika* ‘Spielzeug’ u. a.) auch eine ganze Reihe von Körperteilbezeichnungen, darunter *eista* n. ‘Hode’, *ǫk(k)la* n. ‘Fussknöchel’ und *lungu* n. Pl. ‘Lunge’.

Es stellen sich damit im Rahmen dieser Studie zwei zentrale Fragen: (1) Wie kommt es zur chronologisch früh anzusetzenden *n*-Erweiterung bei der Kerngruppe ‘Herz’, ‘Auge’ und ‘Ohr’, deren Mitglieder gesamtgermanisch als schwache Neutra auftreten? (2) Wie sind die nur im nordgermanischen Raum

mit dieser Flexion belegten Körperteilbezeichnungen *eista*, *ok(k)la*, *lungu* (Pl.) etc. zu bewerten? Sind sie Zeugnis einer ehemals grösseren Mitgliederstärke dieser Gruppe, die in diesem Fall im Ost- und Westgermanischen zusammengeschrumpft wäre, oder haben sie sich dieser erst im Nordgermanischen sekundär angeschlossen? Falls zweiteres zutrifft: Was kann diese Übertritte verursacht haben?

Um sich Antworten auf diese Fragen anzunähern, werden im Folgenden zunächst die gemeingermanischen, dann die nur nordgermanischen Wörter etymologisch ausgeleuchtet, wobei der Fokus auf der Stammbildung liegt. Bei 'Herz', 'Ohr' und 'Auge' handelt es sich um Erbwörter, die nicht auf idg. *n*-Stämme zurückgehen:

Urgerm. Idg.

**augōⁿ* zur Wz. **h₃ek^w*-, s. CASARETTO 2004: 227f., BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*øye*, MOTTAUSCH 2011: 70f.; Entstehung des Diphthongs unklar

**au^zōⁿ* **b₂óu^z-(s)-*, s. CASARETTO 2004: 228 und Fn. 763, SCHAFFNER 2001: 250f., 575, 579-84, MOTTAUSCH 2011: 69f.

**χertōⁿ* **k^herd-/k^hrd-*, s. CASARETTO 2004: 229, MOTTAUSCH 2011:

71

Als viertes Mitglied kann man dieser Gruppe noch urgerm. **wangōⁿ* n. 'Wange' beifügen, das im Gotischen zwar nur in *waggareis** m. 'Kopfkissen' verbaut vorliegt, jedoch dank den westgermanischen Belegen mit einiger Sicherheit als neutraler *n*-Stamm rekonstruiert werden kann, s. SCHUBERT 1968: 15. Das feminine Genus von nhd. *Wange* ist jung; es ist vielleicht durch die häufige Verwendung im Plural bedingt, s. Mhd. Gr. §M17_[A2]. Im Altnordischen hingegen erscheint ein Maskulinum, *vangi* m. Das maskuline Genus von awn. *vangi* ist besonders auffällig, weil diese Sprache das Inventar der neutralen *n*-Stämme ansonsten ausgebaut hat, siehe unten. Dem Wort fehlt eine etymologische Anknüpfungsmöglichkeit (CASARETTO 2004: 426; KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Wange*), weshalb sich nichts über seine Bildweise aussagen lässt.

Die Um- oder Weiterbildung dieser Wörter zu *n*-Stämmen ist nicht ohne Weiteres als Derivationsprozess verständlich. Ein semantischer Unterschied zu den ererbten Wurzelnomina ist nicht erkennbar. Das *n*-Suffix hat sonst, wo es als Wortbildungssuffix wirkt, in der Regel individualisierende Funktion

(Agensbildungen, Personennamen) oder es bildet Singulativa zu Kollektivbildungen (vgl. got. *kaúrnō* n. ‘(einzelnes) Korn’ \Leftarrow *kaúrn* n. ‘Getreide, Weizen’), doch passt hier beides nicht richtig.

MOTTAUSCH 2011: 72 meint, die *n*-Weiterbildung sei “individualisierend, indem sie diesen wichtigen Körperteilen eine gewisse Bedeutung zumisst”. Wieso die *n*-Deklination für “wichtige Körperteile” besser geeignet gewesen sein soll als andere Stammklassen, verrät MOTTAUSCH jedoch nicht. Zu seinem zweiten Argument, dem Anschluss an eine gängigere Klasse, s. unten.

Eine Erklärung dieser *n*-Stämme als Derivate wäre allenfalls denkbar, wenn man davon ausgeht, dass mithilfe des *n*-Suffixes Singulativa nicht nur zu Kollektivbildungen, sondern auch zu Dualen gebildet wurden. Nach PRONK ist die singulativbildende Funktion des *n*-Suffixes am besten im Keltischen bezeugt; auch in weiteren indogermanischen Sprachen gebe es ein Muster von *n*-Stämmen, die neben kollektiven oder dualischen Nomina stünden (Tijmen PRONK, Vortrag “Indo-European singulatives”, 17. September 2012, Kopenhagen / private Korrespondenz). Duale sind gerade bei Körperteilbezeichnungen häufig, s. unten. Bei den *n*-Stämmen könnte es sich dann um eine Art von singulativer Rückbildung mittels *n*-Suffix handeln, wobei mit dem Singulativum das einzelne Körperteil von zwei sonst zu einem Paar zusammengefassten Körperteilen bezeichnet wäre. Dem Umstand, dass der *n*-Stamm in einigen indogermanischen Sprachen nur in den obliquen Kasus auftritt (s. unten), erklärt PRONK als eine Beeinflussung durch die *r/n*-Heteroklitika. Eine Schwierigkeit dieser Hypothese ist, dass etwa im Germanischen von den Dualformen, auf denen die *n*-Stämme beruhen sollen, nichts mehr zu sehen ist.

Wäre die Ursache der Umbildung zu *n*-Stämmen einzig darin zu suchen, dass die isolierte Flexion als neutraler einsilbiger Konsonantstamm als störend empfunden wurde, hätte man mit CASARETTO am ehesten einen Übergang zu den sehr häufigen thematischen Neutra erwartet, also got. $\acute{a}ug$, $\acute{a}us$, $\acute{h}aírt$, “was phonologisch unproblematisch wäre und außerdem Parallelen in der Behandlung anderer Konsonantstämme [...] hätte.” (2006: 138). Für CASARETTO bleibt der Übergang zu den *n*-Stämmen deshalb “unklar” – sie erwähnt als Möglichkeiten einen Einfluss der schwachen Adjektivflexion oder aber eine Herauslösung aus Komposita mit *n*-stämmigem Hinterglied.

Nun hat man wiederholt darauf hingewiesen, dass das gehäufte Auftreten

neutraler *n*-stämmiger Körperteilbezeichnungen im Germanischen innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie nicht isoliert ist: Schon KLUGE 1926 §78a verglich diese mit einer Gruppe von altindischen Substantiven, die semantisch in die selbe Domäne gehören; eine aktualisierte Übersicht – auch mit griechischem Material – bietet NUSSBAUM 1986: 53.

NUSSBAUM hebt hervor, dass diese Wörter auffälligerweise das *n*-Suffix jeweils nur im obliquen Stamm aufweisen, vgl. ai. *ákṣi-* n. ‘Auge’, obliquen Stamm *akṣán-* (s. EWAia: I,42f.) usw., weshalb manche Forscher annehmen, es habe sich bei diesem *n*-Suffix ursprünglich um ein Kasusformans, etwa ein lokativisches, gehandelt (LÜHR 2000a: 291: **b₂aus-én* ‘im, am Ohr’; etwas Ähnliches erwägt SCHAFFNER 2001: 581). FRITZ 2011: 73 spricht im Zusammenhang mit ai. *ákṣi-* und ähnlichen “Anomala” von *i-/n*-Neutra, da sie Formen von *i*-Stämmen mit obliquen *n*-Stamm-Formen verbinden (kritisch zu dieser Sicht BEEKES 1987: 49–51).

Unabhängig davon, was die historische Erklärung solcher *n*-stämmigen Formen ist, kann man jedenfalls feststellen, dass es Spuren eines *n*-Suffixes bei Körperteilbezeichnungen auch in den verwandten indogermanischen Sprachen gibt, sodass es denkbar erscheint, dass die Zugehörigkeit zur *n*-Deklination im Germanischen auf ererbter Grundlage entstanden ist. Die Entwicklungen im Germanischen können damit aber m. E. noch nicht als völlig geklärt gelten. So stösst man nämlich auf Schwierigkeiten, wenn man versucht, den Kern dieser Gruppe ausfindig zu machen, da m. W. keine der germanischen Körperteilbezeichnungen auf einen indogermanischen *n*-Stamm zurückgeht. Es fehlt somit ein Vorbild, nach dem sich die anderen Mitglieder des entstehenden Wortfeldes im (Vor-)Urgermanischen hätten richten können. Einzig beim Wort für ‘Auge’ findet sich eine *n*-stämmige Entsprechung in den Formen ved. Gen. Abl. Sg. *akṣ-ṇ-áh*, Nom. Akk. Pl. *akṣ-āṇ-i* etc., die jedoch lautlich nicht der germanischen Form entsprechen.

Natürlich kann es in Anbetracht der weiten Zeitspannen sein, dass sich der Bestand der Gruppe so stark verändert hat, dass keine der vorauszusetzenden ursprünglichen neutralen *n*-stämmigen Körperteilbezeichnungen, die einmal den Grundstock des Wortfeldes ausgemacht hatten, mehr nachweisbar ist. Bedenkt man jedoch, dass so viele dieser germanischen Wörter nachweislich nicht auf *n*-Stämme zurückgehen, und dass die Körperteile zum Grundwortschatz gehören, der recht beständig ist, sollte man m. E. prüfen, ob nicht

auch noch eine andere Erklärung für eine Umbildung zu *n*-Stämmen in Frage kommt.

Eine solche kann m. E. von der Beobachtung ausgehen, dass ein auffällig grosser Teil dieser Wörter Körperteile bzw. Organe bezeichnet, die in Paaren vorkommen. Dies trifft zu für ‘Auge’, ‘Ohr’, ‘Wange’, ‘Lunge (Lungenflügel)’, ‘Hode’, ‘Niere’; eine Ausnahme ist ‘Herz’. Aufgrund der natürlichen Paarigkeit dieser Begriffe, die durch den in vielerlei Hinsicht symmetrischen tierischen bzw. menschlichen Körperaufbau bedingt ist, kann man davon ausgehen, dass sie häufig im Dual zur Anwendung kamen. In der Tat sind die Körperteilbezeichnungen in Sprachen, die einen Dual besitzen, häufig der Hauptanwendungsbereich und vermuteter Ausgangspunkt dieser grammatischen Kategorie. FRITZ 2011: 252 spricht von einer “engen lexikalischen Verbundenheit des Duals mit Körperteilen”.

Weitere wichtige Anwendungsbereiche des Duals sind die Zweiheit von Sprecher und Hörer sowie paarige Instrumente (z. B. ‘Schere’) und Personenpaare (z. B. Götterpaare), s. FRITZ 2011: 17, 74, 217. Nach FRITZ kommt beim (substantivischen) Dual im Indogermanischen dem Tierkörper (Zerlegen von Opfertieren) eine besondere Bedeutung zu (S. 255f.).

Davon zeugt auch, dass gerade von den Körperteilbezeichnungen in den indogermanischen Einzelsprachen öfters Duale bezeugt sind, u. a. auch in Sprachen, die den Dual als grammatische Kategorie aufgegeben haben. So gehen z. B. aksl. russ. *oči*, lit. *akì*, gr. ὄσσε ‘Augen’ auf einen Dual mit Endung **-ih₁* zurück (s. oben S. 142). Man darf daher annehmen, dass diese Körperteilbezeichnungen auch in der Vorgeschichte des Urgermanischen, noch bevor der Dual als grammatische Kategorie des Substantivs aufgegeben wurde, häufig in diesem Numerus in Gebrauch waren. Nach dem oben in Kap. 4.5 zu ‘Nase’, ‘Tür’ Ausgeführten liegt es nahe, auch bei diesen Wörtern, die mehrheitlich auf indogermanische Wurzelnomina zurückweisen, die Möglichkeit von ererbten Dualformen auf urgerm. **-ō₁* zu erwägen (vgl. auch unten Kap. 4.6 zu ‘Braue’). Die Erweiterung zu *n*-Stämmen kann nach dem in Kap. 3.4.2 beschriebenen Muster geschehen sein. Sie wäre dann ganz parallel zur *n*-Erweiterung der *eh₂*-Stämme verlaufen:

Idg.	(Früh-)Urgerm.	erweiterter Stamm
* <i>g^wen-eh₂</i> f. 'Frau' gr. γυνή	* <i>k^wenō₁</i>	* <i>k^wenōn-</i> f. got. <i>qinō</i> f. 'Frau'
? * <i>h₂ou-s-ob₁</i> n. 'zwei Ohren'	? * <i>au^zō₁</i>	* <i>au^zōn-</i> n. got. <i>ausō</i> n. 'Ohr'

Ob man dieses Szenario als plausibel erachtet, hängt wesentlich davon ab, wie man den Ausgang des Nominativ Singular der neutralen *n*-Stämme im Urgermanischen rekonstruiert. Leider kann die Geschichte der *n*-stämmigen Nominativ-Singular-Formen nur ungenau nachgezeichnet werden, sodass die Rekonstruktionen trotz regem Interesse der Forschung weiterhin zweifelhaft sind. Gemäss indogermanistischen Handbüchern erwartet man für den Nominativ/Akkusativ Singular der neutralen *n*-Stämme eigentlich ein schwundstufiges Suffix mit Nullendung *-*ŋ*-Ø, was im Urgermanischen *-*u*ⁿ hätte ergeben müssen (MEIER-BRÜGGER 2010: F313, SZEMERÉNYI 1996: 170). Diese ist allerdings aufgrund der *m(e)n*-Stämme rekonstruiert worden und hat, worauf NUSSBAUM 1986: 51ff. hinweist, nicht für alle neutralen *n*-Stämme Geltung gehabt.

Betrachtet man das Material der altgermanischen Einzelsprachen, fällt auf, dass die Endung der Neutra überall mit den Feminina übereinstimmt: Got. *haiṛtō* n. - *tuggō* f., awn. *hjata* n. - *tunga* f., ae. *ēage* n. - *tunge* f., as. *her-ta* n. - *tunga* f., ahd. *herza* n. - *zunga* f., afr. *āg(e)* n. - *tunge* f. Dies legt den Schluss nahe, dass die Endungen beider Geschlechter bereits im Urgermanischen identisch gewesen sind. Wenn es nun zutrifft, wie allgemein angenommen wird, dass die germanischen femininen *n*-Stämme durch *n*-Erweiterung älterer *ō*-Stämme entstanden sind, kann die Endung der Feminina nur *-*ō*ⁿ gelautet haben; dieselbe Endung ist folglich auch für die Neutra anzusetzen (Weiteres zu den Endungen der *n*-Stämme unten S. 234). Somit stünde also einer Erklärung von *-*ō*ⁿ bei den Neutra als Dualendung *-*ob₁* plus *n*-Erweiterung lautlich nichts im Weg.

BOUTKAN 1995b: 285 denkt für die Erklärung von Nom. Sg. n. *-*ō*ⁿ dagegen an einen Einfluss des Plurals auf *-*ōnō*. Am ehesten verständlich wäre diese Übertragung, wenn es sich um eine Analogie nach den thematischen Neutra handeln würde. Da dort aber im Urgermanischen ein Singular **wurđam* einem Plural **wurđō₁* gegenüberstand, gab diese Gruppe wohl vor der Synkopezeit

kein gutes Vorbild für eine Analogie ab. Wäre die Analogie erst einzelsprachlich eingetreten, würde man dagegen einen gotischen Nominativ Akkusativ Singular auf *-ōn* erwarten. Wieso der Vokal des Plurals sonst in den Singular eingedrungen sein soll, ist m. E. schwer zu erklären.

Dazu ist ferner anzumerken, dass die dehnstufige Suffixform **-ōn-* im Plural ihrerseits erklärungsbedürftig ist. Manche Forscher sind der Ansicht, dass hier Reflexe alter Kollektivbildungen vorliegen, die typischerweise einen Langvokal aufweisen, und an die später die neutrale Pluralendung **-ō₁* angehängt worden sei (JASANOFF 1980: 376). Gemäss LÜHR 2000a: 178, 291 sind auch die langen *ō*-Laute in urgerm. **augōⁿ* ‘Auge’ und **au^½ōⁿ* ‘Ohr’ aus einem Kollektivum bezogen (ähnlich SCHAFFNER 2001: 576_[Fn.283]). Diese Ansicht halte ich aufgrund der Semantik für wenig glaubwürdig. Wie schon oben zum Wort ‘Nase’ ausgeführt, kann man sich schwer vorstellen, dass Kollektivbildungen zu Wörtern wie ‘Auge’ oder ‘Ohr’ gebräuchlich waren – und wenn doch, hätten sie wohl eher ‘Sehvermögen, Angesicht’ bzw. ‘Gehör’ bedeutet als ‘Augen’ und ‘Ohren’, vgl. das von MALZAHN 2000: 295 als Kollektivum angesprochene gr. ὤπια ‘Antlitz’. Unter “«Genäse»”, so LÜHR 2000b: 266, kann ich mir wenig vorstellen. Von den germanischen neutralen *n*-Stämmen halte ich deshalb einen Ursprung als Kollektivum lediglich bei got. *watō* ‘Wasser’ für plausibel (der Wurzelvokalismus entstammt bei diesem Wort jedoch dem Singularparadigma, s. SCHINDLER 1975a: 5). Got. *namō* ‘Name’ ist nach CASARETTO 2004: 273 als Nomen actionis zu **b₂neh₃-* ‘tadeln’, s. LIV₂: 282, zu bestimmen (anders S. NERI 2005: 231, der auch hier mit einem Kollektivum operiert; vgl. auch MOTTAUSCH 2011: 62f.).

Angenommen, es habe wirklich urgermanische (ehemalige) Duale **augō₁* ‘zwei Augen’, **au^½ō₁* ‘zwei Ohren’ mit der Flexionsendung der thematischen Maskulina gegeben (vgl. dazu etwa den Ansatz eines thematischen Duals idg. **gneuō* ‘zwei Knie’ bei MOTTAUSCH 2011: 154), kann man sich vorstellen, dass diese teilweise auch durch *-n-* erweitert und bei den neutralen *n*-Stämmen vom Typ ‘Name’ eingereiht wurden. Sie hätten somit die im Kap. 4.4 unter Punkt (3) angedeutete Entwicklung durchlaufen. Als Grund, wieso nicht – parallel zum Wort für ‘Nase’ – ein Übertritt zu den femininen *ō*-Stämmen eintrat, kommt am ehesten das neutrale Genus dieser Wörter in Betracht, das vermutlich ausgereicht hat, um diesen Weg zu versperren. Das neutrale Genus mag den Ausschlag gegeben haben, **augō₁*, **au^½ō₁* usw. vielmehr bei **namōⁿ* n. einzureihen und fortan als *n*-Stämme zu flektieren.

Diese Deutung kann noch dadurch gestützt werden, dass die hier versuchsweise als ehemalige Duale erklärten Formen in den altgermanischen Sprachen im Kongruenzverhalten öfters zwischen Singular und Plural schwanken. So ist etwa awn. *lungu* durchwegs ein Pluraletantum, und zwar, wie CEDERSCHIÖLD 1913: 76 feststellt, auch in Zusammenhängen, wo es sich in semantischer Hinsicht um einen Singular handelt. Auch andere hier auf Duale zurückgeführte Wörter wie ae. *bru(w)a*, ae. *nosa* (Sg. *nosu*), got. *daúrōns* sind überwiegend oder sogar ausschliesslich im Plural belegt.

Got. *daúrōns* tritt stets als formaler Plural auf, und zwar unabhängig davon, ob ein semantischer Plural wie in Neh. 7,3 *ni uslukaindau daurōns Iairusalēms, und þatei...* ‘die Tore Jerusalems sollen nicht geöffnet werden, bevor...’ gemeint ist oder ein semantischer Singular wie in Mt. 27,60 *...jah faurwalujands staina mikilamma daurōns þis blaiwis galaiþ* ‘...und er wälzte einen grossen Stein vor den Eingang des Grabes und ging davon’.

Weiter lassen sich im Althochdeutschen Hinweise darauf finden, dass die neutralen *n*-Stämme bisweilen als grammatische Singulare, bisweilen als grammatische Plurale in Erscheinung traten. Im Althochdeutschen kongruieren *ouga* und *herza* gelegentlich pluralisch: In der Benediktinerregel (9. Jh.) findet man *auga truhtines scauuont* ‘oculi domini speculantur’ und *herza iuueriu* ‘corda vestra’, bei Otfrid 2,IX,12 (9. Jh.) *hérza iz sint gidígano* (weitere Belege bei Ahd. Wb. *herza* (IV,1026); s. auch J. SCHMIDT 1889: 106). Diese Formen werden von Ahd. Gr. §224_[A1] als Nebenformen nach den starken Neutra erklärt, wo es keine formale Differenzierung zwischen (Nominativ/Akkusativ) Singular und Plural gibt, – was nicht gerade nahe liegt, da die schwachen Neutra ansonsten m. W. keiner Beeinflussung durch die starken ausgesetzt sind. Es ist also vielleicht nicht zwingend, aber auf jeden Fall denkbar, dass die genannten althochdeutschen Konstruktionen als Hinweise darauf zu werten sind, dass diese Nominalformen aufgrund ihrer Herkunft aus Dualen grammatisch nicht eindeutig dem Singular oder dem Plural zugeordnet werden konnten. Dies wäre insofern wenig überraschend, als der Dual, wie FRITZ 2011: 12 schreibt, “eine gewisse inhaltliche Nähe zum Plural” zeigt und “mit ihm ersatzweise ‘kongruieren’ kann” (man vergleiche etwa die von FRITZ 2011: 52 angeführte Ilias-Stelle, wo ein substantivischer Dual mit einer pluralischen Verbalform konstruiert ist).

Einen gesonderten Kommentar erfordert der Umstand, dass gerade das

Wort für ‘Herz’ im Althochdeutschen pluralisch zu kongruieren scheint, da es ja nicht wie die Augen und Ohren doppelt vorkommt und folglich als Dual weniger gut verständlich ist. Man kann sich allerdings ohne Weiteres vorstellen, dass sich dieses Wort aufgrund seiner semantischen Zugehörigkeit zum Wortfeld der Körperteile früh dieser Gruppe angeschlossen und in der Folge auch deren flexivische Besonderheiten angenommen hat. Ausserdem hebt FRITZ 2011: 73 hervor, dass dieses Organ “ebenfalls symmetrisch” sei und es sich sogar “um das einzige solitäre Organ mit spiegelbildlichem Aufbau” handle. In der Tat zeigt ai. *h̥f̥d-* n. ‘Herz’ (s. EWAia: II,818) als Fortsetzer des alten Wurzelnomens im Nom. Akk. Sg. *h̥ardi* ebenfalls die für paarige Körperteile im Sanskrit typische *i*-Stammbildung. Somit scheint es nicht ausgeschlossen, dass auch urgerm. **χertō* ‘Herz’ eine alte Dualbildung darstellt.

Man vergleiche hierzu auch die Nominalklasse für “Paariges” in den Bantusprachen, deren “bei weitem grösste[r] Anteil” aus Körperteilbezeichnungen besteht, und die neben eindeutig paarigen Körperteilen wie Ohren, Füße und Schultern auch “symmetrische” wie Bauch, Rücken, Nacken, Zunge und Bart enthält, s. FRITZ 2011: 242f.

Im Westgermanischen haben sich einige alte Neutra den maskulinen *n*-Stämmen angeschlossen, vgl. ahd. *sāmo* m. ‘Same’, ahd. *namo* m., ae. *nama* m., afr. *nama*, *noma* m. ‘Name’, ahd. *anko* m. ‘Butter’ (das ursprüngliche Genus zeigen: lat. *sēmen* n., got. *namō* n., lat. *unguen* n. ‘Salbe, Fett’), s. SCHAFFNER 2001: 576^[Fn.283], CASARETTO 2004: 210^[Fn.699]. Diese Übertritte sind aus lautlichen Gründen nicht unmittelbar einsichtig, da es keine direkte Scharnierform zwischen beiden Paradigmen gegeben hat (ein Anklang im Nominativ Singular war wohl vorhanden; die lautlichen Details sind aber verwickelt, s. dazu genauer unten S. 234f.). Die Übertritte zu den Maskulina sind vielmehr semantisch motiviert: Es ist nämlich auffällig, dass bloss die Körperteilbezeichnungen in der Klasse verblieben sind, während die abgestossenen Lexeme anderen semantischen Bereichen angehören.

Nun noch zum Nordgermanischen, wo die neutralen *n*-Stämme, wie schon erwähnt, besonders zahlreich waren. Es folgt eine kurze Besprechung der relevanten altwestnordischen Lexeme aus dem semantischen Bereich der Körperteilbezeichnungen.

eista n. 'Hode'

Awn. *eista* n.⁶ 'Hode', nisl. *eista* n., nno. *eiste* n./f. kann mit aksl. *isto* 'Hode', Nom. Pl. *istesa* 'Nieren' verglichen und auf die idg. Wurzel **h₂eǵd-* 'schwellen', s. LIV₂: 258f., zurückgeführt werden, s. PETERSSON 1921: 83, DE VRIES 1977 s. v., MAGNÚSSON 1989 s. v., EWA *ǵeitar* (II,1025-7) und *ǵeiz* (II,1028f.). Als Ausgangslage ist somit **h₂eǵd-sto-* o. ä. anzusetzen. Nicht gesichert sind allerdings sowohl der Wurzelablaut – statt der *e*-Stufe ist gemäss EWA in awn. *eista* die Wurzelform **h₂oid-* enthalten, so wie in gr. οἰδέω 'schwellen', gr. οἶδος 'Geschwulst' usw., doch hätte auch idg. **h₂eǵd-* germ. **ait-* ergeben – als auch der Stammauslaut. Nach EWA hat man es mit einem Suffix **-stā-* zu tun. Ein solches *st*-haltiges Suffix findet sich in einer Reihe weiterer germanischer Lexeme, die grösstenteils ererbte Bildungen sind (ahd. *rost* 'Rost', ahd. *mast* 'Mästung', got. *maíhstus** 'Mist' usw., s. KRAHE/MEID 1967-9: III,163-70) und deren Genese, so KRAHE/MEID 1967-9: III,163, in der Erweiterung von **-ti-*, **-tu-*, **-ta/ō-*-Suffixen durch vorangehendes *-s-* zu suchen ist. Folglich erwartet man (zumindest ursprünglich) gleiche Funktion und auch gleiche Flexionsweise wie bei den einfachen *t*-Suffixen. Unter den indogermanischen Bildungen mit **-st-* gibt es eine grössere Anzahl von Körperteilbezeichnungen (zusammengestellt bei FAY 1920: 141-4), und darunter sind auch mehrere germanische Wörter. An Bezeichnungen für Körperteile, die eine Sequenz *-st-* aufweisen, sind zu nennen: Nhd. *Leiste* < **leistō-* f., *Wanst* < ahd. *wanast*, *wenist* m. st. (Glossen), *Brust* < **brusti-* f., *Faust* < wgerm. **fūsti-* f., nhd. *Rist* 'Fussrücken', engl. *wrist* < nwgerm. **wri(χ)sti-* f. (?), awn. *hlust*⁷ f. 'Ohr (besonders von Tieren), Gehör'. Doch nicht in allen Fällen kann historisch gesehen von einem Suffix *-stV-* gesprochen werden, weil einige auch einfache *tV*-Bildungen zu auf *-s-* ausgehenden Basen sein können, was somit der Ausgangslage für die Entstehung des komplexen Suffixes entspricht. Im vorliegenden Zusammenhang genügt es jedenfalls, festzuhalten, dass die mit *-st-* gebildeten Wörter in der Regel als fem. *ō-* oder *i*-Stämme, nicht aber schwach flektieren. Aus diesem Grund halte ich die *n*-stämmige Flexion im Altwestnordischen für sekundär.

Mit *eista* verwandt ist ahd. *eiz* m. 'Geschwür, (Geschwulst)' < **aita-* mit einigen dazugehörigen Ableitungen (ahd. *eiz(z)ala* f. 'Gallapfel', mhd. *eizel* n.

⁶ Für ein Femininum, wie in EWA *ǵeiz* (II,1029) angegeben, finde ich keinen Beleg.

⁷ Zum fehlenden Umlaut vgl. Awn. Gr. §392.

‘kleines Geschwür, kleine Eiterbeule’ usw.) und ferner ahd. *eitar* n. ‘Eiter’ und Verwandtes, doch weisen diese Wörter nicht die Erweiterung mit *-st-* auf. Für die Stammbildung von awn. *eista* sind sie deshalb nicht aussagekräftig. Es ist also einigermassen klar, dass das Wort sekundär bei den neutralen *n*-Stämmen eingereiht worden ist, doch fehlt ein Anhaltspunkt, um den Zeitpunkt des Übertrittes zu bestimmen.

ǝk(k)la n. ‘Fussknöchel’

Die Bezeichnung für ‘Fussknöchel’ lautet im Altwestnordischen *ǝk(k)la* n., kommt daneben aber auch in der Form *ǝkli* m. vor. Die schwache Flexion im Altwestnordischen stellt sich im Sprachvergleich als isoliert heraus und steht einer *a*-stämmigen im Altostnordischen (aschwed. *ankul* m.) und Althochdeutschen (*enkil* m. *a*-Stamm) sowie einer *ō*-stämmigen in ahd. *ank(a)la* f. gegenüber (Belege gesammelt bei BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*ankel*). Das englische *ankle* ist nach verbreiteter Meinung eine Entlehnung aus dem Nordgermanischen.

In Teilen des Westgermanischen tritt daneben eine verlängerte Variante in der Art von ae. *anclēow* n. ‘Fussknöchel’ (me. *ancl(e)ow*, *anclē*), ahd. *anklāo* n. auf, die als volksetymologische Vermischung mit dem Wort für ‘Klaue’ angesehen wird (EWA ↗*ankala*, I,260f.) und deshalb hier ausser Betracht bleibt. Bemerkenswert ist, dass dieses Wort trotz der Angleichung an ahd. *klāwa* f., ae. *clawu* (*ā*?) f. Pl. usw. neutrales Genus aufweist, was ein älterer Zug sein könnte.

Die etymologische Herleitung des Wortes fällt nicht ganz leicht. Es muss sich um eine *l*-Ableitung zu einer Basis **ank-* o. ä. handeln, welche man auch in awn. *ekkja** f. ‘Ferse (poet.)’ (Hapax legomenon, Eg. Lv. 48) sowie in ahd. *anka* f. *ōn*-Stamm ‘Hinterhaupt, Nacken, Glied’ (EWA ↗*anka*¹, I,258f.) zu erkennen glaubt. Nach EWA: I,260 ist von einer Verbalwurzel **h₂eng-* ‘biegen’ auszugehen, zu der *l*-Ableitungen auch aus dem Italischen, Altindischen und Slawischen bekannt sind (die Bedeutungen reichen von ‘Finger, Zehe’ bis ‘Winkel, Ecke’). Damit nicht in Übereinstimmung zu bringen ist allerdings der bei LIV₂: 268 angenommene Wurzelansatz **h₂enk-* ‘biegen’, welcher u. a. auf hethitischen und vedischen Formen basiert. Die Rückführung auf eine indogermanische Wurzel wird dadurch verkompliziert, dass im Gotischen eine Form <*balsaggan*> (Akkusativ) mit der Bedeutung ‘Hals, Nacken’ überliefert ist, welche man zu *balsaggan* zu verbessern pflegt und als Kompositum *hals-*

*agga** m. *n*-Stamm ‘Hals, Nacken’ interpretiert (CASARETTO 2004: 216; anders LEHMANN bei CASARETTO). Sollte die Bedeutung aus ‘Halsbiegung’ entwickelt sein, würde dies zu **h₂enk-* (mit unbetonter Wurzelsilbe) passen, nicht aber zu **h₂eng-*. Aus diesem Grund wird eine Verbindung des gotischen Kompositums mit den anderen Wörtern für ‘Nacken’ und ‘Knöchel’ bisweilen abgelehnt (EWA: I,259).

Eine Vereinigung der germanischen Wörter in einem einzigen Ansatz ist nach MOTTAUSCH 2011: 49 dann möglich, wenn man von einem vorurgermanischen hysterokinetischen *n*-Stamm **ankēn* - **ankn-* (urgerm. **angēn* - **ankk-*) ausgeht. Diese Lösung hat einiges für sich, da die bezeugten Formen dann allesamt an **h₂enk-* ‘biegen’ angeschlossen werden können. Das Maskulinum (das im Gotischen als Hinterglied bezeugte *-agga* m.) und das Femininum (awn. *ekkja** f., ahd. *anka* f.) sind in diesem Szenario also Verselbstständigungen der beiden Stammalternanten. Daneben existiert die kaum einheitlich rekonstruierbare *l*-Bildung (Erweiterung mit **-il-*, **-al-* oder **-ul-*; Stammauslaut: **-ōn-* m. oder n., **-ō-* f. oder **-a-* m.). Die semantische Entwicklung ist dann als ‘Biegung’ → ‘Biegungsstelle’ → ‘Nacken, Genick’ bzw. ‘Biegung’ → ‘Biegungsstelle’ → ‘Gelenk, Fussgelenk, Knöchel’ zu beschreiben.

Der Wechsel zwischen **-il-*, **-al-* und **-ul-* wird bisweilen als Suffixablaut beschrieben (< idg. **-el-*, **-ol-*, **-l-*), s. EWA: I,260. Als Hinweis auf einen ehemals mobilen Akzent wird man dies aber nicht werten dürfen, da bei germanischen *a-* und *ō-*-Stämmen keine (ererbte) Akzentmobilität vorausgesetzt werden kann. Es ist vielmehr zu beachten, dass derartige Suffixalternanten sehr oft durch falsche Ablösung (Reanalyse) zustande kommen, vgl. die Suffixvarianten **-axa-* (**-aga-*), **-iga-*, **-uga-*, die ihren Ursprung in neu segmentierten Bildungen mit auf verschiedenen Vokal folgendem **-xa-*, **-ga-* haben, vgl. KRAHE/MEID 1967-9: III,188. Es ist also gut möglich, dass es sich hier um ähnliche Varianten mit vorne angewachsenem Vokal zum Suffix **-la-*, **-lō-* (a. a. O., III,84) handelt. Eine weitere Möglichkeit ist es, einen Teil der Vokalalternationen durch Epenthese im Westgermanischen zu erklären, vgl. as. *fugal*, ahd. *fogal*, ae. *fugol* ‘Vogel’ < **fugla-* (dazu a. a. O., III,85). Eine Entscheidung zugunsten der einen oder anderen Erklärung ist m. E. im vorliegenden Fall nicht möglich.

Auch in anderen Fällen ist bei solchen Suffixvokalwechseln keine Lösung zu erzielen. SYRETT 2002: 727 belässt es etwa für die Alternationen zwischen **-ag-*, **-ig-*, **-ug-* bei der Feststellung, diese seien auf eine “Spannung” (engl. “ten-

sion”) zwischen morphologischen und phonologischen Faktoren zurückzuführen. S. zu diesem Problemkreis ferner SCHAFFNER 2001: 269^[Fn.17], wo unter anderem auch von “Suffixwechsel (Suffixtausch)” und “Suffixersatz” die Rede ist.

Was man mit Bestimmtheit sagen kann, ist, dass Bildungen mit *l*-Suffix fast durchgängig als mask. *a*-Stämme oder fem. *ō*-Stämme flektieren; eine vereinzelte Ausnahme ist das starke Neutrum awn. *seil*, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,84. Von den oben genannten Ansätzen für das Knöchel-Wort sind deshalb der feminine *ō*-Stamm bzw. der maskuline *a*-Stamm am ehesten als alt anzusehen. Schon CEDERSCHIÖLD 1913: 73, dessen Darstellung zwar in einigen Punkten veraltet ist, hat gesehen, dass das neutrale Genus und die schwache Flexion von awn. *ḡk(k)la* n. am leichtesten mit einem semantischen Anschluss an das Wortfeld für Körperteile zu begründen sind.

lungu n. Pl. ‘Lunge’

Ein weiterer Fall ist das pluralisch gebrauchte awn. *lungu* n. ‘Lunge’. Das Wort ist noch im Neuisländischen und Färoischen ein Neutrum (*lunga* n.), im Altostnordischen (aschwed. *lunga* f.) und im Althochdeutschen (*lunga* f.) dagegen ein Femininum. Im Westgermanischen gibt es zudem eine mit **-injō-* gebildete Variante (ae. *lungen(n)*, ahd. *lungina*, *lungunna* u. a.). Der germanischen Bildung liegt ein schwundstufiges idg. **lŋḡb-* ‘leicht’ oder ähnlich zugrunde (BJORVAND/LINDEMAN 2007 *↗lunge*, NIL *↗*b₁leng^{wh-}*). BJORVAND/LINDEMAN erwägen eine germanische Grundform **lungan-* n. Da jedoch ausserhalb des Altwestnordischen das Femininum vorherrscht, kann dieser Ansatz nicht als gesichert gelten. Es scheint ebenso gut möglich, dass sich awn. *lungu* n. Pl. sekundär den neutralen *n*-Stämmen angeschlossen hat.

Auch in den norwegischen Dialekten ist das Wort ein Femininum. Das feminine Genus von no. *lunge* f. erklärt CEDERSCHIÖLD 1913: 76 sekundär, nämlich als Folge einer Renalyse des Neutrum Plural *lungu* als obliquer Kasus eines Femininums.

nýra n. ‘Niere’

Ebenfalls um eine neutrale *n*-stämmige Körperteilbezeichnung handelt es sich bei awn. *nýra* n. ‘Niere’, einem Erbwort, das etymologisch mit gr. νεφροί m. (Plural), νεφρώ (Dual) verbunden und auf eine mögliche Grundlage idg.

**neg^{wh}-ró-* zurückgeführt wird (BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*nyre*). Im Althochdeutschen heisst das Wort *nioro*, *nier* m. (mhd. *nier(e)* m.), und aus den jüngeren Sprachen gehören me. mnd. *nēre* n., mnl. *niere* hierher. Im Westgermanischen ist das Wort also, bis auf die starken Nebenformen im Alt- und Mittelhochdeutschen, ein schwaches Maskulinum. Auch das Altschwedische hat ein Maskulinum (aschwed. *niüre*, *nýre*). Beim Wurzelvokal -ý- in awn. *nýra* handelt es sich um das Produkt des *i*-Umlauts von urnord. *-*iu-* (< *-*eg^w-*). Der Umlaut muss sich von den Kasus mit vollstufigem Suffix, d. h. Genitiv/Dativ Singular, aus verbreitet haben; vgl. ahd. Gen. Dat. *hanin*, *henin*. Auch hier scheint die Einreihung bei den neutralen *n*-Stämmen sekundär, womöglich erst auf Stufe des Altwestnordischen erfolgt zu sein.

flagbrjósk(a) n. 'Brustknorpel'

Das oft hierher gestellte awn. *flagbrjósk(a)* n. 'Brustknorpel' muss differenziert beurteilt werden. Die spärlichen Belege des Wortes umfassen gemäss eONP (↗*flagbrjósk*, ↗*flagbrjóska*) zwei vokalisch flektierte Formen, Dat. Sg. *flagbrioskinn* und Akk. Sg. *flagbriosk*, einen flexivisch nicht eindeutig zu beurteilenden Gen. Sg. oder Pl. *flagbrioska*⁸, sowie die einmalige Form Akk. Sg. *flagbrioskat* (SnE 131³²)⁹. Nur die letzte Form zeigt eindeutig neutrales Genus und schwache Flexion. Nach der Mehrheit der Belege zu urteilen, ist das Wort also neutraler *a*-Stamm und stimmt in Bezug auf Stammbildung und Flexion mit dem Simplex *brjósk* n. 'Knorpel' überein. Der Ansatz als *a*-Stamm wird auch dadurch gestützt, dass DE VRIES 1977 ↗*brjósk* für das Wort einen etymologischen Anschluss an das st. Verb **breuta-* 'brechen' erwägt, nämlich über ein substantiviertes Adjektiv **breut-ska-* 'das Zerbrechliche' (mit Suffix *-*ska-* wie in ahd. *rasc* 'rasch', awn. *rōskr* 'kühn, tapfer', awn. *beiskr* 'scharf, beissend' ← **beita-* 'beissen' usw., s. KRAHE/MEID 1967-9: III,194). Die abweichende Form in der Snorra-Edda, wo das Wort der schwachen Deklination folgt, ist somit als Neuerung zu werten. Es kommen zwei Erklärungen in Frage: Auf der einen Seite kann geltend gemacht werden, dass viele Substantive bei der Verwendung als Kompositionshinterglied schwache Formen zeigen, obwohl

⁸ [...] og [knyff] kom milli nafla hans og flagbrioska [...] 'und das Messer traf ihn zwischen Nabel und Brustknorpel', ÞBpC^{3x} 355¹⁸.

⁹ Dazu gehört ferner eventuell der zu **flagbrjóskit* zu emendierende Beleg *flagbrjóstit* in Æv⁸⁷ 260⁶.

sie sonst nicht schwach flektieren (KRAHE/MEID 1967-9: III,21f.). Zum anderen liegt es aus semantischen Gründen nahe, an einen Anschluss an das hier behandelte Wortfeld für Körperteile zu denken.

viðbein(a) n. 'Schlüsselbein'

Awn. *viðbein(a)* n. 'Schlüsselbein' hat die folgenden westgermanischen Entsprechungen: Ae. *widobān*, afr. *widubēn*, mnd. *wedebēn*. Ähnlich wie bei *flagbrjósk(a)* geht das Hinterglied auf einen neutralen *a*-Stamm zurück, und die schwachen Formen können analog dazu erklärt werden.

Fazit zu den schwachen Neutra im Altwestnordischen

Es sind also vier Substantive, bei denen mit einiger Sicherheit von einer sekundären Einreihung bei den neutralen *n*-Stämmen auszugehen ist. Diese sind in der Übersicht:

Bedeutung	Awn.	Wgerm.	Ugerm.	Idg.
'Niere'	<i>nýra</i> n.	* <i>neurō</i> ₂ m. (?)	* <i>neg^{wh}ra</i> - ?	* <i>neg^{wh}-ró-</i>
'Hode'	<i>eista</i> n.	-	* <i>aista-</i>	* <i>h₂eīd-sto-</i>
'Knöchel'	<i>okkla</i> n.	* <i>ankVla/ō-</i>	* <i>ankVla/ō-</i>	Wz. * <i>b₂enk-</i>
'Lunge'	<i>lungu</i> Pl. n.	* <i>lungōⁿ</i> f. (* <i>lunginjō-</i> f.)	* <i>lung^o</i> ?	zu * <i>lŋg^h-</i>

Bei keinem dieser vier Substantive sprechen die Indizien zugunsten eines ererbten neutralen *n*-Stamms. Aufgrund der verbauten Wortbildungssuffixe ist mehrheitlich davon auszugehen, dass ursprünglich *a*- oder *ō*-Flexion vorlag. Für die Erklärung, wie es zum Flexionsklassenübertritt kam, treten zwei Faktoren in den Vordergrund. Zum einen ist nach dem in Kap. 4.4 Gesagten denkbar, dass man es hier mit weiteren Spuren alter Dualformen auf ugerm. *-*ō*₁ zu tun hat. Bei awn. *nýra*, das aus idg. **neg^{wh}-ró-* (wohl m.) herzuleiten ist, kann die Endung ugerm. *-*ō*₁ als Dualendung ererbt sein (vgl. gr. νεφρώ Du.); in den übrigen Fällen wäre die Endung analogisch. Die Dualformen wären in diesem Szenario wiederum durch *n*-Erweiterung zu neutralen *n*-Stämmen geworden. Dazu könnte passen, dass awn. *lungu*, ähnlich wie einige der oben auf Dualformen zurückgeführten Substantive, als Pluraletantum auftritt. Zum anderen spricht einiges dafür, dass die Vergrößerung der

Gruppe durch Wortfeldanalogie zustande gekommen ist.

Zwei weitere Körperteilbezeichnungen kommen im Nordgermanischen mit sekundär geneuertem neutralen Genus vor. Dies sind awn. *fingr* m./n. und no. *kinn* n. 'Wange' (ehemals f.). Der Genuswechsel zum Neutrum ist in diesen Fällen aber wohl nicht durch Wortfeldanalogie, sondern durch lautliche bedingte Reanalysen zu erklären, s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 *ʃfingr*, *ʃkinn*. Einige weitere sekundäre Neutra sind bei BEITO 1976: 15 zusammengestellt.

Zum Schluss möchte ich noch auf einen semantischen Unterschied zwischen diesem und dem oben in Kap. 4.3 behandelten Wortfeld zu sprechen kommen. Beide umfassen im weiteren Sinn den thematischen Bereich der Körperteile, doch gibt es durchaus Unterschiede. Während die im Altwestnordischen konsonantisch flektierenden Wörter eher Extremitäten bezeichnen, die nicht immer, aber häufig peripher am Körper liegen (vgl. 'Nagel', 'Zehe', 'Finger', 'Zahn' usw.), besteht die Gruppe der neutralen *n*-Stämme zu einem grossen Teil aus Organen (innere Organe, Sinnesorgane). Es ist gut denkbar, dass bei den Übertritten zu den *n*-Stämmen die spezifische Semantik des *n*-Suffixes eine Rolle gespielt hat. Wie schon erwähnt, hat dieses Suffix eine agentive Komponente und wird besonders häufig für Personenbezeichnungen und andere belebte (oder belebt gedachte) Entitäten verwendet. Es ist wohl kein Zufall, dass diese Stammklasse bevorzugt zur Bezeichnung von Organen verwendet wurde, deren hauptsächliche Charakteristik das Ausführen einer Körperaktivität ist (Auge: sehen, Ohr: hören, Herz: schlagen, Lunge: atmen).

Fazit

Zum Kernbestand der *n*-stämmigen Körperteilbezeichnungen gehören die gemeingermanisch bezeugten und wohl alle auf (teilweise erweiterte) Wurzelnomina zurückgehenden Lexeme für 'Auge', 'Ohr' und 'Herz'. Auch das Wort für 'Wange' ist gemeingermanisch und gehörte vermutlich ebenfalls dieser Gruppe an. Wie diese Wörter zu ihrer besonderen Flexionsweise als neutrale *n*-Stämme kamen, ist nicht unmittelbar erkennbar, da sie nicht auf grundsprachliche *n*-Stämme rückführbar sind. Verschiedene Möglichkeiten kommen für die Umbildung zum *n*-Stamm in Betracht: Erstens gibt es Hinweise auf eine *n*-Erweiterung bei Körperteilbezeichnungen auch in anderen indogermanischen Sprachen, die von den obliquen Kasus ausgegangen zu sein

scheint. Der Typus kann also auf grundsprachlicher Basis entstanden sein.

Zweitens konnte es bei einigen dieser Körperteilbezeichnungen wahrscheinlich gemacht werden, dass sie auf alten Dualbildungen beruhen. Nicht ausgeschlossen ist, dass es sich um Singulativbildungen zu solchen Dualformen handelt, d. h. eine Art singulative Rückbildung mittels *n*-Suffix. Eine noch direktere Erklärung ergibt sich jedoch, wenn man mit Kontinuanten von Dualen mit der generalisierten Dualendung der thematischen Maskulina, urgerm. **-ō₁*, rechnet. In einem Fall, nämlich bei awn. *nýra*, das aus idg. **neg^{wh}-ró-* (wohl m.) herzuleiten ist, kann die Endung urgerm. **-ō₁* als Dualendung ererbt sein; in den übrigen Fällen wäre die Endung analogisch.

Drittens ist deutlich zu erkennen, dass es im Nordgermanischen zu Wortfeldanalogien gekommen ist, unter deren Wirkung Substantive, die Körperteile bezeichneten, sekundär zur Gruppe der neutralen *n*-Stämme hinzugetreten sind. An vermutlich sekundären Mitgliedern der Gruppe sind *eista* ‘Hode’, *ǫkkla* ‘Knöchel’, *nýra* ‘Niere’ und evtl. auch *lungu* ‘Lunge’ (pl.) zu nennen, die alle an aussergermanisches Material angeknüpft werden können, aber mit erneuerter Stammbildung auftreten. Die Komposita *flagbrjóska* ‘Brustknorpel’ und *viðbeina* ‘Schlüsselbein’ verdanken ihre schwache Flexion vielleicht bloss dem Kompositionsprozess. Als marginale Nebenformen zu einem *a*-Stamm sind sie ausserdem in diesem Zusammenhang nicht weiter relevant. Die Entsprechungen dieser altwestnordischen Lexeme flektieren ansonsten häufig als (schwache) Feminina, besonders im Westgermanischen.

4.6 Got. *brahv(s)** ‘Blick’, ae. *bru(w)a* ‘Augenbrauen’

In den altgermanischen Sprachen tritt eine grössere Anzahl von Wörtern im Bedeutungsfeld ‘Braue, Augenlid, Blinzeln’ auf, die sich formal ähneln, im Einzelnen aber, was ihre Verwandtschaftsverhältnisse betrifft, ein verworrenes Bild ergeben. Das allen Formen gemeinsame Merkmal ist der Anlaut *br-*. Das Material kann mit EWA *▸brāwa* (II,304) in zwei Gruppen aufgeteilt werden: Eine mit *ū*-Vokalismus und eine mit *ǣ*-Vokalismus.

Mit *ū*-Vokalismus kommen vor:

- Ae. Nom. Akk. Pl. *brua*, *bruwa* ‘Augenbrauen’, seltener ‘Augenlid’, evtl. auch ‘Wimper’, Dat. Pl. *bruwum*, *bruum*, *brugum*, Pluraletantum, hauptsächlich in Glossen und Glossaren; daneben vereinzelte schwach flektierte Formen: *bruwan*, *bruan* und Gen. Pl. *bruna*, vgl. GRIEPENTROG 1995: 329_[Fn.16] und eDOE *brū*
- Awn. *brún* f. ‘Augenbraue’, Pl. *brýnn*, *brunir*

Mit *ǣ*-Vokalismus sind zu nennen:

- Got. *brah(s)** m. oder n. ‘Blick, Blinzeln’, im Syntagma *in brahva augins* = gr. ἐν ῥιπῇ ὀφθαλμοῦ ‘in einem Augenblick’, 1. Kor. 15,52
- Awn. *brá* f. ‘Wimper, Augenlid’, Gen. *brár*, Pl. *brár*. Bedeutung nach Auskunft des eONP s. v. nur ‘Wimper’ oder ‘Augenlid’, nicht aber, wie u. a. bei BAETKE 2008 s. v. angegeben, auch ‘Augenbraue’. Im Lex. Poet. ist kein solches Wort verbucht, doch s. zumindest *Eiríks bráa* (Gen. Pl.) in Arb. 5, was LÜHR 2000a: 256 mit ‘Eiríks Wimpern’ übersetzt.
- Ae. *bræw*, *brēaw* m., Dat. *-e*, Pl. *-as*, ‘Augenlid’
angl. *breg* (auch *breagh*, *breahg* nach Ae. Gr. §214_[A6]), Gen. Pl. *breaga*, Dat. Pl. *bregum*
- Afr. Hinterglied *-brē* n. in afr. *āchbrē* ‘Augenbraue, Augenlid’ (osterlauwerssch). Das Wort ist “schwer von *āchbrēd* n. ‘Orbitalfläche’ (und Varianten) zu trennen”, s. D. HOFMANN/POPKEMA 2008 s. v.
- As. *brāwa* f. ‘Augenlid’ (Belege: Dat. Pl. *brauuon*, *brahon*)
- Ahd. *brāwa* f. ‘Augenlid; Augenbraue; Vorsprung, Abhang, Kante’, *ōn*-Stamm, später auch *brā* n. (bair.)

Mit EWA: II,304 und GRIEPENTROG 1995: 329_[Fn.16] sind die Bildungen mit *ū*-Vokalismus von denjenigen mit *ǣ*-Vokalismus etymologisch zu trennen. Erstere werden auf eine Grundlage idg. **b^hruH-* f. ‘Braue’ zurückgeführt, welche man auch in einer Vielzahl verwandter indogermanischer Sprachen nachweisen kann (NIL: 41ff., besonders Anm. 5). Nach NIL ist für das Urindogermanische die Bedeutung ‘Braue’ anzusetzen. Zu fragen ist hier einerseits danach,

wie es zur \bar{o} -Flexion im Altenglischen gekommen ist, s. Ae. Gr. §255^[A4], und andererseits, was es mit den *n*-haltigen Formen awn. Nom. Pl. *brunir* usw. auf sich hat.

Nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 \nearrow *bryn* ist eine Form idg. $*b^hrub_2$ - anzusetzen. Ein Ansatz $*b_3b^hruH$ - mit Laryngal 3 im Anlaut wird u. a. von GRIEPENTROG 1995: 330^[Fn.16] vertreten, und zwar aufgrund eines Vergleichs mit gr. $\bar{o}\phi\phi\bar{u}\varsigma$ f. Pl. ‘Augenbrauen’. Eine Übersicht zur Diskussion (mit weiteren Meinungen) bietet NIL: 42^[A1].

Die zweite Gruppe, jene mit Wurzelvokal $-\check{a}-$, ist nur im Germanischen bezeugt und wird in der Regel als in sich etymologisch zusammengehörig beurteilt. Hier ist danach zu fragen, ob es sich um separate Ableitungen handelt oder ob sie auf eine einheitliche Grundlage zurückgeführt werden können und die einzelsprachlichen Unterschiede durch sekundäre Ausdifferenzierungen, etwa aufgrund von Flexionsklassenübertritten, zu werten sind.

Verschiedentlich wird in der älteren und teilweise auch noch in der neueren Literatur der Versuch unternommen, die Bildungen mit \bar{u} - und die mit \check{a} -Vokalismus aus derselben Quelle herzuleiten. So werden z. B. bei BOUTKAN/SIEBINGA 2005: 59 awn. *brá* und *brún* aus $*b^hrēuH$ - bzw. $*b^hruH$ - abgeleitet, welche – sofern ich die stark komprimierten Angaben der Autoren richtig deute – etymologisch zusammengehören sollen. Dies ist m. E. mit EWA \nearrow *brāwa* (II,304) abzulehnen, und zwar besonders aus zwei Gründen. Zum einen sind die lautlichen Verhältnisse unklar (Wurzelablaut: Dehn- vs. Schwundstufe; ahd. *brāwa* usw. mit grammatischem Wechsel urgerm. $*-g^w/\chi^w-$), zum anderen spricht die Semantik dagegen: Die \bar{u} -Bildungen bedeuten durchwegs, insbesondere auch im Material aus den anderen indogermanischen Sprachzweigen, ‘Braue’, während bei den \check{a} -Bildungen die Bedeutung ‘Augenlid’ im Vordergrund steht. Dafür spricht besonders die Tatsache, dass das Syntagma *in brahva augins* ‘in einem Augenblick’ in der ältesten germanischen Korpusssprache, dem Gotischen, nur aufgrund einer Grundbedeutung von *brahv(s)** als ‘Blick, Aufleuchten (des Auges)’ verständlich ist, nicht aber ausgehend von einer Bedeutung ‘Augenbraue’. Diejenigen Fälle, in denen eine Bedeutung ‘Braue’ auch bei Formen mit \check{a} -Vokalismus vorkommt, z. B. bei ahd. *brāwa*, sind besser mit EWA \nearrow *brāwa* (II,304) durch eine sekundäre Vermischung der formal und inhaltlich ähnlichen Wörter zu erklären.

Zunächst zu ae. *bru(w)a* Pl. aus der Gruppe mit \bar{u} -Vokalismus: Die Länge

des *u*-Lautes wird von den Lexikographen allgemein so angesetzt, ist aber aufgrund der Belege nicht eindeutig erschliessbar, und auch der Status des zwischen Wurzel und Endung auftretenden *w*-Lautes ist unklar. Es ist einerseits möglich, dass urgerm. **-ūw-* vorliegt, wobei der Halbvokal im Altenglischen nur teilweise verschriftet worden wäre, oder – und dies halte ich in Anbetracht von awn. *brún* für wahrscheinlicher – es kann ein erst im Altenglischen aufgekommener Hiatusfüller vorliegen, vgl. z. B. ae. *sāwan* < urgerm. **sē₁-a-* ‘säen’. Das im Altenglischen nur pluralisch auftretende Wort wird von GRIEPENTROG 1995: 329f.^[Fn.16] zu germ. **brū-* ‘Augenbraue’ gestellt und damit von den Wörtern für ‘Augenlid, Wimper’ abgesondert. GRIEPENTROG erwägt für das Pluraletantum eine Herleitung aus einem Dual **b^hruH-ō* (GRIEPENTROG: **b^hruu-ō*), und dies scheint mir in der Tat eine glaubwürdige Erklärung zu sein. Sicherlich kann ein (ehemaliger) Dual urgerm. **brū-ō₁* nicht direkt hinter ae. *bru(w)a* stehen, weil urgerm. **-ō₁* regulär zu wgerm. **-u* und weiter zu ae. *-u, -o* wird (vgl. *giefu*, *-o* ‘Gabe’ < **-ō₁*) und nach langer Silbe sogar abfällt. Ae. *bru(w)a* kann aber eine sekundäre Pluralbildung zu einem solchen ererbten Dual darstellen, und zwar auf einem von zwei (gleich plausiblen) Wegen:

(1) Urgerm. **brū-ō₁* kann leicht als Nominativ Singular eines fem. *ō*-Stamms reanalysiert worden sein. Später hat man zu diesem Wort einen neuen Plural nach dem Flexionsmuster der *ō*-Stämme hinzugebildet, vgl. Nom. Sg. *giefu*, *-o* – Pl. *giefa*, *-e*, und um diesen Plural könnte es sich bei *bru(w)a* handeln.

(2) Eine Alternative dazu ist es, anzunehmen, dass sich **brū-ō₁* bis ins Altenglische erhalten hat und dort **bru(w)u* oder – falls der Wurzelvokal lang war, was wahrscheinlicher ist – **brūw* ergeben hat. Somit konnte es nach dem Muster der *u*-Stämme einen sekundären Plural auf *-a* erhalten, und zwar im Fall von kurzsilbigem **bru(w)u* ganz parallel zum besprochenen ae. *duru*, Pl. *dura* bzw., im Fall von langsilbigem **brūw*, nach dem Muster von ae. *hond* – Pl. *honda*.

Die Bildung eines sekundären Plurals für ein paariges Körperteil liegt nach dem Verlust des Duals als flexivischer Kategorie und der Reanalyse des ehemaligen Duals als Singular auf der Hand. Durch die Herleitung aus einem Dual kann einerseits den lautlichen Verhältnissen Rechnung getragen werden, andererseits passt dazu der Umstand, dass die Verwendung eines Duals beim Wort für ‘Augenbraue’ von der Sache her naheliegt. Somit vermag dieses Wort

als weitere Stütze dafür dienen, dass Wurzelnomina in einer vorgermanischen Phase mit einer Dualendung auf **-ō* (urgerm. **-ō₁*) kombinierbar waren.

Auch BAMMESBERGER 1985 vertritt die Ansicht, dass einige der altenglischen *u*-Stämme alte Dualformen fortsetzen (Idee geht zurück auf DAHL 1938: 182). Im Gegensatz zu der hier skizzierten Entwicklung geht BAMMESBERGER jedoch davon aus, dass die alte Dualendung durch die altenglische Pluralendung *-a* fortgesetzt wird. In der Tat ist diese Endung bei den *u*-Stämmen im Sprachvergleich auffällig, sie wird aber heute meistens aus urgerm. **-awiz* < **-ou-es* (amphikinetisches Paradigma) erklärt, s. SCHAFFNER 2001: 495_[Fn.40]. Diese Erklärung ist m. E. zu bevorzugen, weil 1) die amphikinetische Flexion bei *u*-Stämmen durch Nebenformen im Gotischen für das Germanische bezeugt ist (SCHAFFNER 2001: 493), 2) aus lautlichen Gründen eine Herleitung von ae. *-a* aus urgerm. **-ō₁* nicht in Frage kommt, weshalb BAMMESBERGER mit der durch eine Partikel *-u* verlängerten Endung **-ōu* operieren muss, deren Existenz im Germanischen nicht gesichert ist, und 3) nicht einsichtig ist, wieso sich die thematische Dualendung gerade bei den *u*-Stämmen durchgesetzt haben soll, denen sie ursprünglich gar nicht zukam.

Im Altwestnordischen entspricht das Wort *brún* f., das durch den Nasal-laut formal auffällig von ae. *bru(w)a* abweicht. Das stammschliessende *-n* ist ein Merkmal, das nur im nordgermanischen Sprachzweig vorliegt, und dort nicht überall: Das Färöische hat *n*-losen Nom. Pl. *brýr*, s. GRIEPENTROG 1995: 330_[Fn.]. Denkbar ist, dass es sich dabei um einen Archaismus handelt, denn unter den bei POKORNY 1959: 172f. hierhergestellten verwandten indogermanischen Wörtern finden sich einige, die eine Erweiterung mit *n*-Suffix zeigen (dialektal baltisch, tocharisch). Aufgrund des innerhalb des Germanischen isolierten Auftretens im Altisländischen ist aber vielleicht eine jüngere Neuerung wahrscheinlicher. Nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 *brýn* und GRIEPENTROG ist bei awn. *brún* usw. von einer Erweiterung zum fem. *ōn*-Stamm auszugehen, wobei nur der Gen. Pl. *brúna* als Ausgangspunkt für die Ausbreitung des *-n*- in Frage kommt (vgl. den schwachen Genitiv Plural ae. *bruna*). Dies ist aber m. E. unwahrscheinlich, weil das Wort ansonsten, so weit ich sehe, nicht schwach flektiert (von den belegten Pluralformen *brýnn* und *brunir* entspricht ersteres der konsonantischen, zweiteres der *i*-Deklination). Für wahrscheinlicher halte ich, dass das gängige Suffix **-nō-* (KRAHE/MEID 1967-9: III, 103-10), welches sowohl als Primär- wie auch als Sekundärsuffix

auftritt, an ererbtes **brū-* angetreten ist. Vergleichbare Bildungen (Konkrete) wären z. B. got. *smarna** f. 'Kot', got. *wulla** f. 'Wolle' (mit *-ll-* < **-ln-*), die nach KRAHE/MEID 1967-9 beide deverbale sind, oder besonders die Körperteilbezeichnungen got. *fátrzna* f., as. *fersna* f., ahd. *fers(a)na* f. 'Ferse', ae. *ōxn* f. 'Achselhöhle', awn. *gaupn* f. 'hohle Hand', Pl. *gaupnir* (zu ae. *gēopan* 'verschlingen') u. a., s. KRAHE/MEID 1967-9: III, 106.

Noch eine weitere Erklärung scheint mir prüfenswert. Da es sich bei dieser Stammvariante um eine rein nordgermanische Erscheinung handelt, könnte man versucht sein, einen Zusammenhang mit dem *n*-haltigen enklitischen Artikel zu sehen. Bekanntlich treten an vokalisches auslautende Wörter verkürzte Artikel ohne anlautenden Vokal an, vgl. awn. *māðr-inn* 'der Mann, Mensch' vs. *hani-nn* 'der Hahn', *mprk-in* 'die Mark' vs. *saga-n* 'die Erzählung'. Die bestimmte Form des Nominativ Singular von erwartetem **brú* müsste folglich **brún* gelautet haben. In einer solchen Form könnte nun wegen der Kürze des Wortes das *-n* als dem Stamm zugehörig empfunden und in der Folge generalisiert worden sein. Ein Zeugnis dafür, dass genau dieser Vorgang bei vokalisches auslautenden Einsilblern stattfinden konnte, findet sich aus späterer Zeit bei fär. *lón* f. 'flache Wiese am Wasser', vgl. awn. *ló* 'Lichtung, offene Wiese', s. BJORVAND 1994: 137 ("fastvokst artikkel"), oder bei schwed. *träd* n. (neben *trä*) 'Baum' (aschwed. *træ*), s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 7tre¹.

Nun zur ungleich komplexeren Gruppe mit *ǣ*-Vokalismus. Um dem angeführten Material Rechnung zu tragen, kommt man für diese Wortgruppe nicht mit weniger als drei voreinzelsprachlichen Ansätzen aus, deren sprachhistorischer Zusammenhang erst noch geklärt werden muss. Die Stammsätze lauten:

1. Got. *brahv(s)** 'Blinzeln' < **braχ^{wa}-*
2. Ahd. as. *brāwa* < urgerm. **brē₁g^{wō}-* und as. *brāha**, awn. *brá* f. 'Wimper, Augenlid' < urgerm. **brē₁χ^{wō}-*
3. Ae. *brēw*, *brēaw*, angl. *brēg* m. 'Augenlid, Braue' < **brē₁g^{wi}-* m. (?)

Zu (1): Got. *brahv(s)** ist die einzige Form mit urgermanischem *a*-Vokalismus; alle anderen Formen setzen urgerm. **-ē₁-* fort. Auch semantisch hebt sich die gotische Form vom übrigen Material ab, da sie gr. ῥιπή, ein Verbalabstraktum zu ῥίπτω 'schleudern', übersetzt. Seine Bedeutung ist am ehesten als '(Augen)schlag' oder '(Augen)blick' zu bestimmen. Das Rekonstrukt **braχ^{wa}-* ist

m. E. mit dem altgermanischen Personennamen **Brahvila* (ein von Odoaker getöteter Führer) zu vergleichen, s. SCHÖNFELD 1911 \nearrow **Brahvila*. Die Namensbelege *Brachila*, *Bracila* (beide 7. Jh.) und *Bravila* (6. Jh.) machen wahrscheinlich, dass eine Form **Brahvila* zugrundeliegt.

Für das Benennungsmotiv ‘Wurf eines Auges’ für ‘Augenblick’ vergleiche man auch lat. *in ictu oculi*, was vom Notker-Glossator (Npg 2,13) mit ahd. *in sla-go dero brāuuu* glossiert wird. Das Bild unterscheidet sich also im Griechischen/Lateinischen von dem, das in der althochdeutschen Übersetzung verwendet wird, da dort wörtlich vom ‘Wimpernschlag’ die Rede ist, vgl. auch ahd. *slegebrāwa* f. ‘Augenlid’.

Zu (2): Aus diesem Material sind zwei Stammformen urgerm. **brē₁g^{wō}-* und **brē₁χ^{wō}-* zu erschliessen, die zueinander im Verhältnis des grammatischen Wechsels stehen. Zu Wortbildung und Etymologie siehe im Folgenden.

Zu (3): Ae. (ws.) *-āw-* ist die lautgesetzliche Weiterentwicklung von wgerm. **-āwi-* < urgerm. **-ē₁wi-*, da **-ā-* > *-ā-* vor *-w-* sonst unterbleibt, s. Ae. Gr. §87 mit Anm. und §98. Die *w-* und *g-*-Laute (letztere in angl. *brēg* usw.) sind positionsabhängige Reflexe von urgerm. **-g^{w-}-*, s. Ae. Gr. §234 und Anm. 2, §233_[A2]. Unklar ist allerdings, wieso hier ein *-g-* auftritt, da die Bedingung für einen *g*-Reflex, nämlich ein folgendes *-u-*, nicht gegeben scheint. Möglicherweise liegen nicht lautgesetzliche, sondern analogische Formen vor, sofern es stimmt, wie JOHNSEN 2009: 198 meint, dass **-g^{wi}-* regulär *-w-*, **-g^{wj}-* dagegen *-g-* ergab; die *g*-Form könnte so im Genitiv Plural regulär entstanden sein.

Ob das Altfriesische ebenfalls einen *i*-Stamm fortsetzt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, weil urgerm. **-ē₁-* in dieser Sprache – im Gegensatz zum Altenglischen – mit und ohne *i*-Umlaut *-ē-* ergeben hat, vgl. ahd. *klāwa* vs. afr. *klē*¹⁰. Das neutrale Genus zeugt jedenfalls nicht von einer direkten Entsprechung. Der maskuline *i*-Stamm ist damit auf das Englische (evtl. Anglofriesische) beschränkt und wohl ein jüngerer Zug. Abgesehen von diesem Punkt kann das Wort an das Material unter (2) angeschlossen werden.

Der gesamte Komplex wird traditionell auf eine indogermanische Basis mit der Bedeutung ‘glänzen’ zurückgeführt, die nach EWA \nearrow *brāwa* (II,303) **b^herek-*, **b^hrēk-* gelautet hat. Got. *brah(s)** *augins* ‘Augenblick’ wäre dann als

¹⁰ Das Vergleichsbeispiel afr. *klē* ist allerdings nur aussagekräftig, sofern beide Formen denselben Wurzelsvokalismus fortsetzen, was in Anbetracht der variantenreichen Beleglage zu diesem Wort keineswegs sicher ist, s. oben S. 138 zu awn. *kló* ‘Klaue’.

‘Aufleuchten, Aufblitzen des Auges’ aufzufassen und damit typologisch direkt mit engl. *blink of an eye* ‘Augenblick, wörtlich: Aufleuchten eines Auges’ vergleichbar; vgl. auch die Übersetzung bei VELTEN 1930: 342 als “in the twinkling of an eye, instantly”. Dasselbe Benennungsmotiv liegt auch bei nhd. *Augenblick* vor, da nhd. *Blick* mit nhd. *bleich*, ae. *blāc* ‘glänzend, hell, blass’ usw. verwandt ist und auf eine ältere Bedeutung ‘Strahl, schnelles Glanzlicht, Blitz’ zurückweist, s. PFEIFER 1997 ↗*Blick*. Diese von der Semantik her plausible Erklärung ist aber in lautlicher Hinsicht problematisch. Zum einen ist die Verbalwurzel nach LIV₂: 92 in der Form **b^hreh₁ǵ-* ‘glänzen’ mit stimmhaftem Palatal zu rekonstruieren, und nicht in der vom EWA geforderten Gestalt mit stimmlosem Palatal. Zum anderen ergeben sich bei der Herleitung aus **b^hreh₁ǵ-* Probleme beim Vokalismus.

Zunächst zum Konsonantismus. Aufgrund der genannten Unstimmigkeit werden bei EWA ↗*beraht* (I,546) nebeneinander eine *ǵ-* und eine gleichbedeutende *k̂-*Erweiterung zu einer noch tiefer zugrundeliegenden Wurzel (**b^her-*?) angesetzt. Das Nebeneinander von zwei geschiedenen, aber so ähnlichen Erweiterungen ist jedoch unbefriedigend. HEIDERMANN 1993: 123f. behilft sich mit der Annahme, dass es sich um geographisch verteilte Varianten handle, wobei die Variante mit stimmhaftem Palatal im Osten, die mit stimmlosem Palatal im Westen Geltung gehabt habe. Dass das Problem damit noch nicht gelöst ist, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass die *ǵ-*haltige Wurzel **b^hreh₁ǵ-* ‘glänzen’ im Germanischen ebenfalls fortgesetzt ist, nämlich in urgerm. **berkō-* f. ‘Birke’ (mit Schwebeablaut; zum Laryngalschwund in unbetonter Stellung s. S. MÜLLER 2007: 74), s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*bjørk* (der Baum verdankt seinen Namen vermutlich der Helligkeit seiner Rinde).

Wie der Zusammenhang zwischen den Varianten mit stimmhaftem und stimmlosem Palatal aufzufassen sein könnte, erhellt m. E. aus der Herleitung des im Germanischen weit verbreiteten Adjektivs **berχta-* ‘hell, glänzend’, welches aufgrund von got. *bairhts**, ahd. *beraht*, *peraht*, ae. *beorht*, *breht*, awn. *bjartr* erschlossen wird, s. HEIDERMANN 1993: 123f. Die Formen dieses besonders auch in Personennamen häufigen Adjektivs neigen zur Metathese von Wurzelvokal und *-r-*, wie ae. *breht* (engl. *bright*) und die althochdeutschen Personennamen *Liudbraht*, *Liutpreht* usw. (neben *Liutperht*, *Liudpert*) zeigen, s. FÖRSTEMANN 1900–16: I,861f. Die ältere Reihenfolge ist vermutlich **-er-*, da dies einerseits durch die gotische Form mit ihrem hohen Alter na-

hegelegt wird, andererseits die Metathese besser erklärt.

Zur Metathese kam es vielleicht, weil das Vorziehen des *r*-Lautes den Sprechern erlaubte, die unbequeme Dreifachkonsonanz in **berχt-* zu vermeiden. Somit ist die phonotaktisch “glattere” Form **breχt-* leichter aus **berχt-* herleitbar als umgekehrt. Nhd. *bersten* als Fortsetzer von ahd. *brestan*, s. SEEBOLD 1970: 139, bezeugt allerdings, dass die umgekehrte Entwicklungsrichtung nicht auszuschliessen ist.

HEIDERMANNS geht davon aus, dass es sich bei **berχta-* ‘hell, glänzend’ nicht um eine Ableitung mit *to*-Suffix handelt, weil diese in der Regel mit nullstufiger Wurzel kombiniert werde. Stattdessen liege eine einfache *t*-Erweiterung vor. Dass dies kein zwingendes Argument gegen eine *to*-Ableitung ist, zeigt m. E. urgerm. **reχta-* ‘gerade, recht’ zum starken Verb **reka-* ‘(auf)richten, rechnen (Heu usw.)’, ebenfalls ein Verbaladjektiv mit vollstufiger Wurzel, s. HEIDERMANNS 1993: 441f. und KRAHE/MEID 1967-9: I,109. Ein weiteres Beispiel ist ahd. *kind* n. < idg. **ĝenh₁to-* ‘das Geborene’, lat. *genitus* ‘gezeugt; Sohn’. Der Vergleich mit dem strukturell ähnlichen **reχta-* zeigt auch noch etwas anderes, nämlich dass germ. **-χ-* auf idg. **-ĝ-* zurückgehen kann, wenn es vor **-t-* steht. Die verbale Grundlage des Wortes ist idg. **h₃reĝ-* ‘richten’ (lat. *regō* ‘lenken’ usw., s. LIV₂: 304f.), und nach KRAHE/MEID ist die Entwicklung **-ĝt-* > **-ġt-* und dann durch die 1. Lautverschiebung weiter zu urgerm. **-χt-* lautgesetzlich. Somit kann urgerm. **-χt-* auch beim Adjektiv **berχta-* ‘hell, glänzend’ regulär aus idg. **-ĝt-* entwickelt sein, wodurch also, was den Konsonantismus betrifft, doch ein Anschluss an idg. **b^hreh₁ĝ-* ‘glänzen’ möglich scheint.

Die Reihenfolge von Resonant und Vokal im Wurzelinnern stellt kein signifikantes Hindernis für diese Erklärung dar, da ein Umspringen dieser Laute auch bei anderen Wurzeln beobachtet werden kann (Schwebeablaut). Somit ist klar, dass mit Kontinuanten sowohl von **b^hreh₁ĝ-* als auch von **b^hreh₁ġ-to-* zu rechnen ist. Man hat dann wohl FEIST 1939: 103, der eine Idee von PERS-SON aufgreift, zuzustimmen, der vermutet, dass sich **b^hreh₁ĝ-* (FEIST: *b^herēĝ-*) im Anschluss an die Wortfamilie um got. *baírhts** zu **b^hreh₁ġ-* (FEIST: *b^herēġ-*) entwickelt habe, d. h. es wurde aus Ableitungen wie **b^hreh₁ġ-to-*, wo regulär stimmloser Palatal stand, eine Wurzelvariante **b^hreh₁ġ-* abstrahiert. Wie HEIDERMANNS betont, kann es sich dabei um eine regionale Entwicklung gehandelt haben, da im östlichen Indogermanischen keine Hinweise auf diese

Variante mit $-\hat{k}$ - vorliegen.

Aus der zuletzt genannten Variante $*b^hreh_1\hat{k}$ - lassen sich nun die Labiovelar-laute der oben unter (1), (2) und (3) aufgelisteten Wörter erklären, wenn man mit LÜHR 2000a: 257f. eine Derivation mit $-wa/-wō$ -Suffix annimmt, d. h. urgerm. $*-\chi^w < *-\hat{k}^w < *-\hat{k}-u^\circ$. Was den Konsonantismus betrifft, macht eine Verbindung mit $*b^hreh_1\hat{g}$ - 'glänzen' also einige Zusatzannahmen nötig, liegt aber insgesamt im Bereich des Möglichen.

Gewichtiger sind allerdings die Probleme im Vokalismus. Bei einer Ausgangslage $*b^hreh_1\hat{k}$ - passt nämlich der a -Vokalismus der gotischen Form nicht ins Bild. Der Unterschied im Wurzelsvokalismus zwischen dem gotischen und den nord- und westgermanischen Wörtern, $*-\hat{a}$ - vs. $*-\bar{e}_1$ -, ist nicht durch regulären Ablaut erklärbar. Während zweiteres als Vollstufe von $*b^hreh_1\hat{k}$ - plausibel ist, kann ersteres lautgesetzlich nicht die Schwundstufe fortsetzen, da die Form als $*b^h\hat{r}h_1\hat{k}-u^\circ$ - hätte vokalisiert werden müssen, woraus urgerm. $^i\text{bur}\chi^wa$ - hervorgegangen wäre. Ein \hat{a} -Vokalismus hätte sich nur zwischen nicht-resonantischen Konsonanten ergeben ($*CH\hat{C} > *CaC$) – eine Kon-sellation, die bei dieser Wurzel ausgeschlossen war.

Allerdings lässt sich nach SCHAFFNER 2001: 201 (u. a.) bei manchen Wörtern eine "analogische Syllabifizierung" beobachten. Beim Wort für 'Glas, Bernstein' rechnet der Autor mit einer Stammvariante $*g^hl\bar{a}_1-s\hat{a}$ - ($> *glaz\hat{a}$ -) statt erwartetem $*g^hlh_1-s\hat{a}$ - ($> ^i\text{gulz}\hat{a}$ -). Entgegen der Erwartung sei in diesem Fall also der Laryngal statt dem Resonanten silbisch geworden. Hält man diese Art der alternativen Syllabifizierung für möglich, liesse sich auf gleiche Weise auch $*br\acute{\alpha}\chi^wa$ - aus $*b^hr\bar{a}_1\hat{k}-u^\circ$ - statt $*b^h\hat{r}h_1\hat{k}-u^\circ$ - erklären. Allerdings bleibt die Motivation einer solchen "analogischen Syllabifizierung" im Dunkeln.

Für einen Wechsel zwischen $*-\hat{a}$ - und $*-\bar{e}_1$ -Vokalismus bei etymologisch zusammengehörigen Lexemen könnte man das in der Fachliteratur öfters neben-einandergehaltene Paar ahd. *mago* m. 'Mohn', as. *magon*- $< *m\bar{a}g\bar{o}_2$ vs. mhd. *māhen*-, mnd. *mān*, *maen* m. 'Mohn' $< *m\bar{e}_1\chi\bar{o}_2$ anführen. Jedoch zeigt SCHAFFNER in seiner ausführlichen Besprechung des Materials (2001: 557-63; vgl. auch MOTTAUSCH 2011: 66f.), dass die Rekonstruktion der Variante mit $*-\bar{e}_1$ -Laut auf allzu dünner Grundlage erfolgt ist, weil für den Langvokal auch sekundäre Erklärungen beizubringen sind. Zudem mahnt die Verteilung der Vernervarianten beim Vergleich mit dem hier zu besprechenden Material zur Vorsicht:

Bei ‘Mohn’ steht nämlich stimmhaftes **-g-* in der Form mit kurzvokalischer, stimmloses **-χ-* in der Form mit langvokalischer Basis, wohingegen in der anderen Gruppe die kurzvokalische Form **brǣχ^wa-* den stimmlosen Konsonanten hat, während langvokalisches **brē₁g^wō-* bzw. **brē₁χ^wō-* mit beiden Konsonanten vorkommt. Das Wortpaar für ‘Mohn’ muss deshalb anders bewertet werden und ist als Vergleichsbasis schlecht geeignet.

Zum Wechsel von **-ǣ-* und **-ē₁-* in der Wurzelsilbe gewisser Nomina sei ferner auf KROONEN 2011: 324–34 verwiesen. KROONEN kennt fünf *n*-Stämme mit einer solchen Alternation von **-ǣ-* und **-ē₁-* (vom Autor allerdings allesamt mit einem Fragezeichen versehen). Die Genese dieser Alternation datiert er auf die Zeit nach der Senkung von **-ē₁-* > *-ā-* (d. h. sekundärer quantitativer Ablaut *ā* – *ǣ* nach *ī* – *ĩ* und – ebenfalls analogischem – *ū* – *ũ*). Dies taugt aber als Erklärungsmodell im vorliegenden Fall nicht, weil die kurzvokalische Form nur im Ostgermanischen auftaucht, während das Westgermanische ausschliesslich langvokalische Formen kennt.

Eine Vereinigung der Stammvarianten mit *a-* und *ē₁-*-Vokalismus in nur einem ursprünglichen Paradigma, wobei es einzelsprachlich zu morphologischen Umbildungen gekommen wäre, ist somit nicht plausibel, und drängt sich auch aufgrund der Bedeutungen nicht auf. Die unter (1) und (2)/(3) genannten Wörter sind also als separate Lexeme einzustufen.

Lautliche Gründe sprechen zudem dagegen, die Wörter unter (1) und (2)/(3) als ererbte Bildungen zur Wurzel idg. **b^hreh₁ǵ-* ‘glänzen’ anzusehen. Man wird daher eher an spätere, erst germanische Neubildungen zu denken haben. Als Ausgangslage für solche jüngere Ableitungen käme am ehesten ein starkes Verb in Frage. Nun gibt es, wie LÜHR 2000a: 258 ausführt, im Germanischen tatsächlich Spuren eines starken Verbes, das formal dazu passt. Das Verb ist schlecht belegt, doch rechtfertigt mhd. *breben* ‘plötzlich und stark leuchten, glänzen, funkeln’, 3. Sg. Prät. *brach* (Mhd. Hwb. s. v.) nach LÜHR 2000a: 258 den Ansatz eines germanischen starken Verbs **breχ-a-*. Dieses gemäss LÜHR auf eine idg. Basis **b^hrek-* ‘sich schnell bewegen, zucken’ zurückzuführende Verb liegt womöglich auch der im Germanischen weit verbreiteten Verbalbildung awn. *bregða* ‘ziehen, zucken’, ahd. *brettan* ‘ziehen, zucken, weben’ usw. zugrunde. Diese Wortfamilie ist allerdings alles andere als klar zu beurteilen, wie den Ausführungen bei SEEBOLD 1970: 129–32 zu entnehmen ist. Insbesondere scheint die von LÜHR geforderte Grundla-

ge idg. **b^hrek-* nicht weiter stützbar; zumindest kennt das LIV₂ keine solche Verbalwurzel. Mit der Basis **b^hreh₁ġ-* ‘glänzen’ und ihren Varianten scheint ein urgerm. **breχ-a-* jedenfalls nicht vereinbar.

Daran, wie ein Verb zur Wurzel **b^hreh₁ġ-* bei regulärer Entwicklung ins germanische Verbalsystem eingeordnet worden wäre, lassen Vergleichsfälle mit der Wurzelstruktur *Ceh₁C* keinen Zweifel: Got. *slēpan* ‘schlafen’ (**sleh₁b-*), *lētan* ‘lassen’ (**leh₁d-*), *grētan* ‘weinen’ (**g^h/ġ^hreh₁d-*) und ahd. *bāgan* ‘streiten, schelten’ (**b^heh₁ġ^h-*) zeigen, dass ein starkes Verb mit Wurzelvokalismus urgerm. **ē₁* und Zugehörigkeit zur Kl. VII zu erwarten gewesen wäre. Ein solches Verb existiert im Germanischen aber nicht.

Als stark bestimmt wird mhd. *brehen* wegen einiger ablautender Präteritalformen wie mhd. 3. Sg. Prät. *brach*, s. Mhd. Hwb. s. v. Daneben ist das Wort beim Mhd. Hwb. aber auch als schwach gelistet. Eine Entsprechung gibt es in awn. *brá*, *brjá*, welches ebenfalls schwach flektiert (Prät. *brjáði*). MAGNÚSSON 1989 *brjá* führt dieses auf urgerm. **breχ^wōn* zurück, wobei er den Labiovelar wohl aufgrund des möglichen Anschlusses an got. *brahv(s)** erwägt. Lautlich können die altwestnordischen Formen ebenso gut wie mhd. *brehen* einen urgermanischen Labiovelar reflektieren (vgl. awn. *sjá*, mhd. *sehen*, got. *saihvān* ‘sehen’). Da nun bei got. *brahv(s)** eine Ausgangsbedeutung ‘Blick, Aufleuchten (des Auges)’ wahrscheinlich ist, was sehr gut zur Semantik von mhd. *brehen* ‘plötzlich und stark leuchten, glänzen, funkeln’ passt, ist m. E. für das starke Verb ein Ansatz **breχ^w-a-* vorzuziehen. Die Nominalbildungen wären dann nicht mit Suffix *-wa-/wō-* abgeleitet, sondern als *a/ō-*Ableitungen zum auf Labiovelar auslautenden Verb zu bewerten.

Für die formale Herleitung des Verbalstamms **breχ^w-a-* ist vielleicht an Folgendes zu denken: Bereits zum starken Verb könnte man eine Erweiterung mit einem labialen Element geschaffen haben, vgl. awn. *strýkva* ‘streichen’, Part. Prät. *strýkvenn*, dessen unerweiterte Form noch in ae. *strīcan*, ahd. *strihhan* vorliegt (s. SEEBOLD 1970: 476f.). Wenn der Ansatz **breχ^w-a-* (< **breχ-wa-*) stimmt, wären got. *brahv(s)** und ahd. *brāwa* also einfache *a-* bzw. *ō-*Stämme zu einem Verb **breχ^wa-* (‘glänzen, aufleuchten?’).

Denkbar, wenn auch weniger wahrscheinlich ist, dass die starke Flexion im Mittelhochdeutschen sekundär zustande gekommen ist, und zwar durch die öfters bezeugte Vermischung von mhd. *brehen* ‘aufleuchten’ mit mhd. *brechen* ‘brechen’, st. Vb. IV. Das Wort gehörte dann mit awn. *brá* zusammen und wäre denominal zu **braχ^wa-* o. ä. mit der Bedeutung ‘Glanz, Aufleuchten’ gebildet.

Mit einem Ansatz sw. Vb. **braχ^wja-* ‘aufleuchten, aufscheinen’ (vgl. zur Wortbildung got. *bunsljan** zu *bunsl* ‘Opfer’ und ähnliche denominale *jan*-Verben, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,248) wäre sowohl das mittelhochdeutsche Wort (über ahd. **brebhen*) als auch das altwestnordische (*brjá*, seltener *brá*) vereinbar, sofern man es als möglich erachtet, dass **-aχ^wja-* über **-e(h)ja-* zu *-já-* geworden ist (Parallelen für die Entwicklung von **-aχ^wja-* scheinen zu fehlen).

Tatsächlich hatte bereits J. GRIMM erkannt, dass got. *brahv(s)** und ahd. *brāwa* mit ihrem jeweiligen Wurzelvokalismus zu einem starken Verb **breχ^wa-* der Klasse IV oder V gehören könnten. Ein entsprechender Ansatz eines gotischen Verbs **braiþvan* findet sich schon in seiner *Deutschen Mythologie* von 1875 (GRIMM 1875-8: II,660).

Ein solches starkes Verb urgerm. **breχ^(w)-a-* müsste vermutlich der vierten starken Verbalklasse angehört haben (vgl. mit ganz ähnlicher Struktur got. *brikan* ‘brechen’, Part. Prät. *-brukans**). Es wird kaum ein Zufall sein, dass die oben rekonstruierten Nominalstämme **braχ^wa-* und **brē_iχ^{wō}-/brē_g^{wō}-* genau mit den Ablautstufen eines solchen starken Verbs übereinstimmen. Wie bei vielen anderen Nomina gibt es hier einen engen Bezug zu den Ablautstufen des zugehörigen starken Verbs, s. zu dieser Beobachtung allgemein MAILHAMMER 2008. Das Substantiv urgerm. **braχ^wa-* ist als mit dem Vokalismus des Präteritum Singular ausgestattetes Verbalabstraktum nicht weiter erklärungsbedürftig, vgl. z. B. as. *drank* m. ‘Trank’ zu as. *drinkan* usw. Bei **brē_iχ^{wō}-/brē_g^{wō}-* stimmt der Wurzelvokalismus mit der Ablautstufe des Präteritum Plural überein. Für die Bildung von Nominalstämmen nach diesem Muster vergleiche man:

st. Vb.	Kl.	Nominalstamm
<i>*nema-</i>	IV	<i>*nē_ima-</i> , in got. <i>anda-nēm*</i> n. ‘das Empfangen’
<i>*stela-</i>	IV	<i>*stē_ilō-</i> , in ahd. <i>stāla</i> ¹¹ f. ‘Diebstahl’
<i>*seta-</i>	V	<i>*sē_itō-</i> , in awn. <i>sát</i> f. ‘Sitz, Stand’

¹¹ Die Länge des Wurzelvokals ist bei diesem Lexem allerdings nicht ganz sicher, denn die Entsprechung *stalu* im Altenglischen deutet aufgrund der ausgebliebenen Apokope von *-u* auf einen Kurzvokal.

**wreka-* V **wrē₁kō-*, in ahd. *rābba* f. ‘Rache, Strafe, Vergeltung’, as. *wrāka*¹² f.

Weitere Beispiele dieser Art sind zusammengestellt bei SCHAFFNER 2001: 399. Alle diese Bildungen mit *ē₁*-Vokalismus erwecken aufgrund der formalen und semantischen Durchsichtigkeit den Eindruck, verhältnismässig junge Ableitungen zu sein. Eine ganz so junge Bildung zum starken Verb **breχ^w-a-* kann urgerm. **brē₁χ^wō-/brē₁g^wō-* allerdings nicht sein, da das Lexem erstens grammatischen Wechsel aufweist und zweitens der semantische Zusammenhang bereits verdunkelt ist.

Ausgehend von einem starken Verb urgerm. **breχ^w-a-* scheint mir das germanische Material also zumindest in formaler Hinsicht gut erklärbar zu sein. Noch offen ist allerdings die Frage nach der Bedeutung und dem indogermanischen Anschluss von urgerm. **breχ^w-a-*. In Anbetracht der oben ausgeführten Probleme beim Versuch, mit der Wurzel idg. **b^hreh₁ǵ-* ‘glänzen’ zu verbinden, soll an dieser Stelle noch die Möglichkeit einer alternativen Etymologie erkundet werden. Transponiert man **breχ^w-(a)-* lautmechanisch zurück ins Urindogermanische, ergibt sich eine Wurzelstruktur **b^hrek^w-* mit Labiovelar. Von einer so lautenden Wurzel sind gemäss LIV unter anderem gr. φράσσω, att. φράττω ‘umzäune, schliesse ein’ und lat. *frequēns* ‘gedrängt, häufig’ herzuleiten. Die Bedeutung der Wurzel wird als ‘zusammendrängen’ bestimmt, es wäre aber auch denkbar, dass die im Griechischen bezeugte Bedeutungskomponente ‘umschliessen, einschliessen’ die ältere ist. Wenn ein thematisches Verb zu dieser Wurzel im Germanischen existiert haben sollte, wäre got. *in braha augins* also womöglich als ‘im Schliessen eines Auges; so schnell wie man eine Auge zusammendrückt’ deutbar. Auch ahd. *brāwa* und Verwandtes könnte so ins Bild passen. In diesem Fall wäre dann die Bedeutung ‘Augenlid’ gegenüber ‘Wimper’ die ältere, das Augenlid also ‘das, was das Auge einschliesst; Augendeckel’. Für eine typologische Parallele verweise ich auf lat. *cilium* ‘Augenlid’, das zur Wurzel **kel-* ‘verhüllen’ gehört. Lat. *cilium* ist also ‘das, was das Auge verhüllt’, s. DE VAAN 2008 s. v. Diese Etymologie für ahd. *brāwa* usw. scheint mir sowohl aus lautlicher als auch aus semantischer Sicht attraktiv zu sein; sie hat allerdings den Nachteil, dass die

¹² Auch bei diesen Wörtern ist die angesetzte Länge des Wurzelvokals nicht über alle Zweifel erhaben, denn die Entsprechungen ae. *wracu* und got. *wraka** haben Kurzvokal.

im Germanischen verbal bezeugte Bedeutungskomponente ‘aufleuchten’ dann als Neuerung erklärt werden muss.

Es bleibt die Frage nach dem grammatischen Wechsel bei **brē₁χ^wō-/brē₁g^wō-*. Dieser ist an und für sich beim Typ der (*w*)*ō*-Stämme unerwartet. Obwohl man in der älteren Forschung auch bei *a*- und *ō*-Stämmen Paradigmen mit mobilem Akzent angesetzt hatte, setzte sich in jüngerer Zeit die Ansicht durch, dass bei diesen beiden Typen vom Indogermanischen her gesehen keine Akzentmobilität vorausgesetzt werden kann. So bezweifelt etwa SCHAFFNER 2001: 365ff. grundsätzlich, dass es bei *a*- und *ō*-Stämmen mobile Paradigmen gegeben habe. In jüngerer Zeit hat jedoch MOTTAUSCH 2011 wahrscheinlich machen können, dass es auf Stufe des Frühurgermanischen zur analogischen Ausbreitung von mobilen Akzentmustern gekommen ist. Es scheint damit durchaus möglich, dass im Urgermanischen auch *a*- und, wie im Fall von **brē₁χ^wō-/brē₁g^wō-*, *ō*-Stämme sekundär einen mobilen Akzent angenommen und in der Folge den grammatischen Wechsel entwickelt haben. Nicht ausgeschlossen ist, dass im konkreten Fall, wie MOTTAUSCH 2011: 132f. meint, das semantisch naheliegende indogermanische Erbwort **b^hruH-* f. ‘Braue’ das Vorbild für die Einführung eines mobilen Akzents abgegeben hat.

Ein Kommentar ist noch zum Personennamen **Brahvila* fällig. Bei appellativischen *l*-Ableitungen handelt es sich in der Regel um Diminutivbildungen oder Agensbildungen, vgl. got. *barnilō* ‘Kindchen’ und got. *slabals, slabuls* ‘Raufbold’ (KRAHE/MEID 1967–9: III,84–8). Da hier ein Eigenname vorliegt, ist am ehesten mit einem Hypokoristikon zu rechnen, das durch Anfügung des Diminutivsuffixes an einen verkürzten dithematischen Personennamen entstand, vgl. *Wulfila* (s. zum Typ STÜBER/ZEHNDER/REMMER 2009: 302). Wie immer bei Eigennamen entzieht sich die Ebene der Semantik unserem Zugriff, aber zumindest formal ist es möglich, das wohl aus einem dithematischen Personennamen gekürzte **Brahvila* ebenfalls zum erschlossenen starken Verb **breχ^w-a-* zu stellen (Semantik ‘Glanz’? vgl. die zahlreichen Personennamen mit **-berχt* ‘hell’ wie ahd. *Liutperht, Liudpert* usw.).

Fazit

Das hier besprochene Material ist in zwei etymologische Gruppen aufzutrennen: Eine mit *ū*- und eine mit *ǣ*-Vokalismus. Erstere setzen idg. **b^hruH-* f. ‘Braue’ fort, die Wörter der zweiten sind etymologisch schwieriger zu deuten, führen aber wohl auf ein schlecht bezeugtes und daher nicht restlos zu

sicherndes starkes Verb zurück, das als urgerm. **breχa-* oder (wahrscheinlicher) urgerm. **breχ^{wa}-* anzusetzen sein dürfte. Beide Gruppen waren wohl im Urgermanischen noch klar getrennt, haben sich dann aber im Verlauf der Zeit aufgrund von lautlichen und inhaltlichen Ähnlichkeiten zu vermischen begonnen.

Zur *ū*-Gruppe zählt das altenglische *bru(w)a* (Pl.). Es ist m. E. als Kontinuante eines ehemaligen Duals auf **-ō₁* zu werten (sekundär pluralisiert) und somit in eine Reihe mit **nasō₁/nusō₁* 'Nase', **durō₁* 'Tür' usw. zu stellen (Kap. 4.4). Es ist aufgrund der lautlichen Übereinstimmung im Nominativ entweder zu den *ō-* oder den *u*-Stämmen übergetreten. Awn. *brún* f. ist entweder mit einem Suffix **-nō-* erweitert worden oder hat sich den enklitischen Artikel einverleibt.

Wegen der Schwierigkeiten, die germanischen Substantive der *ǣ*-Gruppe an die Wurzel idg. **b^hreh₁ǵ-* 'glänzen' anzuknüpfen, sind diese besser als jüngere Neubildungen zu deuten. Als Ableitungsgrundlage kommt aufgrund des Vokalismus der Substantive am ehesten ein starkes Verb der Klasse IV oder V in Frage. Got. *brahv(s)** < **braχ^{wa}-* ist dann als Verbalabstraktum mit *o*-stufiger Wurzel zu einem solchen starken Verb zu deuten. Die *ō*-Stämme ahd. as. *brāwa* < urgerm. **brē₁ǵwō-* bzw. mit grammatischem Wechsel as. *brāha**, awn. *brá* f. 'Wimper, Augenlid' < urgerm. **brē₁χ^{wō}-* haben dagegen den Wurzelvokalismus des Präteritum Plural und stimmen in dieser Hinsicht mit anderen langvokalischen Ableitungen zu starken Verben der Klassen IV und V überein. Der grammatische Wechsel ist wohl mit MOTTAUSCH 2011: 132 als analogische Neuerung auf Stufe des Urgermanischen zu erklären. Die Vorgeschichte des Verbalstamms urgerm. **breχ^{wa}-* und dessen genaue Bedeutung liegen im Dunkeln. Denkbar ist einerseits eine Labialerweiterung zur vom EWA angesetzten Basis **b^herek-*, **b^hrēk-* (vgl. awn. *strýkva*). Andererseits wurde eine alternative Herleitung aus der Wurzel idg. **b^hrek^{w-}* 'zusammendrängen' erwogen, was für got. *brahv(s)** zu einer denkbaren und für ahd. as. *brāwa* zu einer attraktiven Etymologie führt, jedoch den Nachteil hat, dass die im Germanischen verbal bezeugte Bedeutung 'aufleuchten' als Neuerung gedeutet werden muss.

Wie es zur altenglischen Stammvariante **brē₁ǵwī-* m. kam, ist nicht mehr mit Sicherheit zu ergründen. Aufgrund der begrenzten Verbreitung dieser Variante dürfte es sich aber um eine jüngere Neuerung handeln. Was die Stammbildung betrifft, ist got. *brahv(s)** sicherlich vom nord- und westgermanischen

Material, ahd. as. *brāwa* f. usw., abzugrenzen: Es ist von zwei unterschiedlichen Derivaten und nicht von flexivischen Umbildungen auszugehen.

4.7 Awn. *hallr*, got. *ballus**, frührun. *bali*

Das Wort awn. *hallr* m. 'Stein', das im skandinavischen Raum bis in die Gegenwart als isl. *hallur* m., nno. *hall* m., schwed. (dial.) *hall* erhalten ist, tritt in den altgermanischen Sprachen in ganz unterschiedlicher Gestalt in Erscheinung. Hierhergestellt werden in der Regel folgende Belege:

- | | |
|----------|--|
| Got. | <i>ballus*</i> m. (?) 'Fels' (nur Akk. Sg. <i>ballu</i> R 9,33) |
| Frührun. | halar , Stein von Stenstad (KRAUSE/JANKUHN 1966: Nr. 81, ANTONSEN 1975: Nr. 37)
hali , Wetzstein von Strøm (KRAUSE/JANKUHN 1966: Nr. 50, ANTONSEN 1975: Nr. 45) |
| Awn. | <i>hallr</i> m. 'Stein', Akk. <i>hall</i> (keine Pluralformen)
PN <i>Hallr</i> , Gen. <i>Hallz</i> , Akk. <i>Hall</i> |
| Adän. | <i>-hall</i> (Adän. Gr. III, §454.2) |
| Ae. | <i>heall</i> 'Stein, Fels', Dat. Sg. <i>healle</i> (Glosse zu <i>petre</i> , NAPIER 1900: Nr. 4111; aus einem der Aldhelm-Glossare (Digby Glossen), kentisch, 11. Jh., s. NAPIER 1900: xxvii)
PN Gen. <i>Halles</i> |

Das Genus von got. *ballus** geht aus dem einzigen Beleg nicht eindeutig hervor, da es sich beim Akkusativ Singular *ballu* rein formal auch um ein Neutrum handeln könnte. Angesichts der Spärlichkeit der neutralen *u*-Stämme und der vergleichenden Evidenz ist neutrales Genus aber sehr unwahrscheinlich.

Die angeführten Belege ergeben im Hinblick auf die Stammbildung ein sehr uneinheitliches Bild. Dem gotischen *u*-Stamm entspricht in den anderen Sprachen mehrheitlich ein *a*-Stamm, was am deutlichsten in frührun. **halar** zu erkennen ist. Dagegen wird frührun. **hali** in der Regel als Akkusativ Singular eines maskulinen *i*-Stamms bestimmt. Im Folgenden wird nun zu prüfen sein, ob sich feststellen lässt, welche Stammbildung bei diesem Wort die ursprüngliche ist, wie die morphologischen Umbildungen motiviert sind, und wo allenfalls unterschiedliche Derivate vorliegen.

Vorgängig sind noch einige Belege zu besprechen, deren Zugehörigkeit zur vorliegenden Wortgruppe fraglich ist. Zunächst zum deutschsprachigen Raum, aus dem meistens keine Kognate angeführt werden. Zu untersuchen ist, ob im Althochdeutschen Spuren des Wortes nachgewiesen werden können. Im Verdacht steht das Voderglied der Komposita *hal(a)salz* n. ‘Salz aus der Salzquelle’ und *halbūs* ‘Siedehaus des Salzwerkes, Saline’ (Glossenbelege, s. EWA *hal(a)salz* (IV,753f.) und *halbūs* (IV,765)), sowie in zahlreichen Ortsnamen auf *Hall-* (*Hallstatt* usw.).

Für die Etymologie von ahd. *hal(a)-* wurden verschiedene Vorschläge gemacht, wovon die jüngste, die auch von EWA *hal(a)salz* (IV,754) akzeptiert wird, von STIFTER 2005: 237 stammt. STIFTERS Ausführungen machen deutlich, dass eine Verbindung mit dem keltischen Wort für ‘Salz’ nicht in Frage kommt, und dass stattdessen eine germanische Etymologie gefunden werden muss. Seine Anknüpfung an lat. *callum* n. ‘harte Haut, Schwielen’ (über ein urgerm. **χalla^m* n. ‘(Salz-)Kruste’) ist zwar lautlich und wortbildungsmässig überzeugend, hat aber den Mangel, dass ein solches Simplex germ. **χalla^m* ‘(Salz-)Kruste’ in den germanischen Sprachen sonst nicht belegt ist (zur Frage, ob ae. *heal-* hierhergehört, s. unten).

Die etymologische Gleichsetzung von ahd. *hal(a)-* mit got. *ballus**, awn. *hallr*, wie sie schon THOMSEN 1927/1928 vornahm, ist allerdings m. E. noch nicht definitiv widerlegt. Gegen die Etymologie THOMSENS können lautliche und semantische Einwände vorgebracht werden, die aber m. E. entkräftbar sind. Auf lautlicher Ebene fällt zunächst das Fehlen der Geminata *-ll-* in den althochdeutschen Glossenkomposita auf, wohingegen got. *ballus**, awn. *hallr*, ae. *heall* stets die Geminata zeigen. Da man jedoch kaum bezweifeln kann, dass ahd. *hal(a)-* mit den Ortsnamen mit *Hall-* zu verbinden ist (ersteres tritt in Glossen zum Wortschatz der Salzgewinnung auf, letztere, wie etwa Bad Reichenhall, werden in Urkunden explizit als Salzgewinnungsorte bezeichnet, s. STIFTER 2005: 234), muss man so am ehesten nach einer orthografischen Erklärung suchen. Da die zahlreichen Ortsnamen mit *Hall-* durchgängig Geminata zeigen (STIFTER 2005: 231f.), und die nhd. dial. (schwäb.) Formen ebenfalls *-ll-* haben (*Hall-block* m. ‘ungespaltener Stamm, zur Salzbereitung’, *Hall-haus* u. a., s. Schwäb. Wb. *hal* n., *Hall-bezig*, *Hall-geist*) wird man davon ausgehen, dass in den Glossen die Geminata unterschlagen ist – eine Erklärung, die auch STIFTER im Rahmen seiner Etymologie bemüht, und die mit der üblichen Vereinfachung von Geminaten im Auslaut und vor Konso-

nant im Althochdeutschen übereinstimmt (Ahd. Gr. §93, z. B. *rinnan* - *ran*, Gen. *griffes*, Nom. *grif* usw.).

Für die Beobachtung, dass sich Konsonanten im Auslaut eines Kompositions-vorderglieds gleich verhalten haben wie im absoluten Auslaut, lassen sich leicht Parallelen finden, z. B. ae. *ūtlab* 'Friedloser', *labbryce* 'Gesetzesbruch' mit auslautverhärtetem *-b* neben älterem *ūtlag*, s. Ae. Gr. §214.

Der zweite – für STIFTER ausschlaggebende – Einwand ist semantischer Natur, und bezieht sich darauf, dass die Deutung als 'Steinsalz' der Tatsache widerspreche, dass die germanischsprachigen Siedler das Salz nicht in Brocken abbauten, sondern durch das Kochen und Verdampfen salzhaltiger Sole gewannen (a. a. O., S. 235). Dies muss aber m. E. einer Deutung des Kompositums *hal(a)salz* als 'Steinsalz, Felssalz' nicht zwingend im Weg stehen. Das Wort scheint mir in Anbetracht der Herkunft der Sole aus salzhaltigem Gestein gut motiviert zu sein und grenzt sich als Determinativkompositum vom Meersalz (ahd. *meresalz*) ab, vgl. auch die parallelen Bezeichnungen *Steinsalz* vs. *Meersalz* im Neuhochdeutschen. Es ist daher m. E. nicht unattraktiv, ahd. *hal(a)salz* als 'Steinsalz' aufzufassen.

Die späteren Entwicklungen im Hochdeutschen müssen vor dem Hintergrund gesehen werden, dass das Wort als Simplex unterging und als Vorderglied semantisch verdunkelte. Man kann sich vorstellen, dass das Kompositum *halbūs* durch Auslassung des Mittelglieds aus 'Stein(salz)haus' entstanden ist, nach Art der Komposita vom Typ *Ölzweig* ← *Ölbaumzweig*, und dass die Semantik von *hal-* wegen dem Verlust des Wortes als Simplex soweit verblasste, dass es auf den Ort der Salzgewinnung, das Salzwerk, übertragen werden konnte (so dann in mhd. *hal* n. 'Salzquelle, Salzwerk'). Diese Entwicklungslinie scheint mir jedenfalls direkter als die von STIFTER vorgeschlagene über 'harte Haut, Schwielen' ← *'Verhärtung, Kruste' → *'(bei der Salzgewinnung entstehende) Salzkruste' → 'Salzwerk'. Das neutrale Genus von mhd. *hal* 'Salzquelle, Salzwerk' steht dem nicht entgegen, weil es erst dann aus dem Kompositum *halbūs* n. herausgelöst (oder verkürzt, wie *Auto* ← *Automobil*?) worden sein kann, als das alte maskuline Simplex bereits untergegangen war.

Um in dieser Frage zu einer Entscheidung zu gelangen, scheint es mir hilfreich, weiteres Material aus dem Altenglischen beizuziehen. Auch bei ae. *heal-*, das im Kompositum *heal-stān*, *hal-stān* vorliegt, erwägt die Forschung eine Verbindung mit got. *hallus** m. 'Fels' usw. Das Wort tritt in Glossen auf

und bezeichnet ein Gebäck. Die Glossen stehen mehrheitlich zu lat. *crustula* n. Pl. 'Kuchen, Plätzchen, Zuckerplätzchen', einmal zu lat. *colliridam*, was offenbar zu *collŷris* 'Brötchen, eine Brotsorte' gehört. Ersteres Lemma wird sonst einige Male durch ae. *rinde* 'Rinde, Borke, Aussenseite, Kruste' glossiert, zweiteres auch durch ae. *cēcel* 'kleiner Kuchen'.

Belege: *Crustula similis* - *haalstaan* CorpGl 2 (Hessels) 3.903, *Crustulis* - *healstanum* ClGl 1 (Stryker) 1240, *crustule* - *healstanes* ClGl 3 (Quinn) 694, *Crustulis* - *halstanum* ClGl 3 (Quinn) 1038, *Crustula* - *helsta* vel *rinde* HlGl (Oliphant) C2142, *crustulla* - *halstan* ErfGl 1 (Pheifer) 288, *Colliridam* - *healstan* ClGl 1 (Stryker) 928.

Die Deutung des Gebäcks als 'Krustenstein' scheint mir plausibler zu sein als die Mutmassung bei BOSWORTH/TOLLER 1898-1921 *heal-stān*, es handle sich um eine pleonastische Benennung 'Steinstein, Felsstein', auf deren Grundlage die Autoren mit 'ein flacher Kuchen mit harter Kruste' übersetzen (vgl. zum Benennungsmotiv die an der genannten Stelle angeführten Parallelen). Die Deutung mit *heal-* in der Bedeutung 'Kruste' empfiehlt sich besonders deshalb, weil das lateinische Lemma *crustula* (Pl.) auch mit ae. *rinde* 'Rinde, Kruste' glossiert wird.

Ae. *heal-* kann also gut eine Kontinuante des von STIFTER angesetzten Lexems urgerm. **χalla^m* n. 'Kruste' sein und vermag somit auch STIFTERS Etymologie für ahd. *hal(a)-*, für das er eine Bedeutung '(Salz-)kruste' ansetzt, zu stützen. Ich bin aus diesem Grund der Ansicht, dass sowohl ahd. *hal(a)-* wie auch ae. *heal-* etymologisch vom Wort für 'Stein' (got. *ballus** m. usw.) abzutrennen sind.

Auch wenn das althochdeutsche Material hierhergehörte, wäre daraus für die Frage nach der ursprünglichen Stammbildung des Wortes nicht viel zu gewinnen. Die Beleglage von *hal(a)-salz* ist dürftig, es liegen einzig eine Glosse *halasalz* (St. Gl. III,602.18) und einmal *basalz* vor, das seit STEINMEYER zu *balsalz* verbessert wird (zu lat. *sal*, St. Gl. V,45.1). Ebenfalls nur einmal trifft man *halbūs* an (zu *salina*, St. Gl. I,418.15). Es sind keine Geminatenschreibungen (*hall-*) bezeugt. In der Kompositionsfuge erscheint also *-Ø-* oder *-a-*, was beides nicht aussagekräftig ist. Vorderglieder treten häufig ohne Stammauslaut auf, wie z. B. ahd. *steinloh* 'Felshöhle' (urgerm. **staina-*), und das Fugenelement *-a-* kann nicht eindeutig einer Klasse zugewiesen werden (vgl. z. B. den *u*-Stamm *witu* 'Holz', der im Wort für 'Scheiterhaufen' bald mit *-u-* (*wituvīna*), bald mit *-a-*

(*witavīna*) erscheint). Auch ein *i*-Stamm kann nicht ausgeschlossen werden, da im Singular kein Umlaut erwartet werden kann (vgl. ahd. *slag*, *gast*).

Nun zurück zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand, dem in got. *ballus** m. usw. vorliegenden Wort für ‘Stein’. Etymologisch ist das Lexem nicht eindeutig zu beurteilen, es liegen unterschiedliche Vorschläge vor. Am häufigsten wird mit der Wurzel idg. **kelH-* ‘hervorragen’ verbunden. Dazu werden die Rekonstrukte **kolH-nu-* (CASARETTO 2004: 371) und **kolH-u-* (S. NERI 2003: 275) angesetzt. Wie NERI (Fn. 915) richtig festhält, ist theoretisch auch ein Wurzelnomen (Akk.) **kolH-m̥* > **χallu^m* mit Übergang zu den *u*-Stämmen möglich (s. zu diesem Übertrittstyp Kap. 4.2). Um die Geminata zu erklären, kann entweder eine Laryngalassimilation (< *-lH-*) oder eine Assimilation eines *nu*-Suffixes durch vorhergehendes *-l-* (so auch BJORVAND/LINDEMAN 2007 *∧belle²*) geltend gemacht werden. Gegen die Herleitung aus idg. **kelH-* spricht jedoch, dass die von idg. **kelH-* abgeleiteten Substantive durchwegs ‘Hügel’ oder (seltener) ‘Berg’ bedeuten. Die Bedeutung ‘Hügel’ ist auch für das Germanische bezeugt, nämlich durch das sicher hierhergehörige ae. *hyll* ‘Hügel’ < **k_lH-ni-*. Aus diesem Grund halte ich den Versuch von WAGNER 1984 für überzeugender, das Wort an eine adjektivische Basis **kal-* ‘hart’ (oder ähnlich) anzuknüpfen, zu der wohl auch das schon erwähnte lat. *callum* ‘Verhärtung, Schwielen, Kruste’ und Verwandtes gehört, s. DE VAAN 2008 s. v. Got. *ballus** ist nach dieser Etymologie auf idg. **kal-nu-* zurückzuführen.

Weitere Vorschläge sind eine Verbindung mit idg. **(s)kel-* ‘spalten’ oder, nach MAGNÚSSON 1989 *∧1 ballur*, mit ai. *silá-* f. ‘Stein, Fels’ (Herkunft von letzterem ist gemäss EWAia: II,640 unbekannt).

Die erste der beiden frührunischen Belegformen, **halar** auf dem Stein von Stenstad (N, Telemark), ist formal unstrittig. Die Inschrift lautet in ganzer Länge **igijonhalar**. KRAUSE/JANKUHN unterteilen in zwei Wörter *I(n)gijōn ballar*, von denen ersteres ein Genitiv Singular eines *n*-stämmigen weiblichen Personennamens, zweiteres der Nominativ Singular eines *a*-stämmigen Wortes für ‘Stein’ sei. Sie favorisieren unter verschiedenen Deutungsmöglichkeiten die Übersetzung ‘Stein von Ingijō’, für die sich auch ANTONSEN ausspricht. Das Wort **halar** kann alternativ auch mit dem altwestnordischen Personennamen *Hallr* gleichgesetzt werden, was aber an der etymologischen und grammatischen Beurteilung nichts ändert. Datiert wird die Ritzung auf ca. 450 n. Chr. (KRAUSE/JANKUHN 1966: 187).

Problematischer ist die Inschrift auf dem Wetzstein von Strøm (N, Sør-Trøndelag). Die Datierungen schwanken beträchtlich, was u. a. mit dem Fehlen eines Fundkontextes zusammenhängt. Aufgrund gewisser Runenformen (s. GRØNVIK 1996: 138f.) und sprachlicher Merkmale, die aber natürlich von der inhaltlichen Deutung abhängen, lässt sich die Inschrift einer Übergangsperiode zuweisen; gemäss KRAUSE/JANKUHN gehört sie in die Zeit um 600, nach GRØNVIK, a. a. O. und NIELSEN 2006: 265 ist sie anfangs oder Mitte des 6. Jh. entstanden. Beide Seiten des Wetzsteins tragen eine Runensequenz ohne Worttrenner:

A: watehalihi^hnohornā
 B: hahaskapih^hapuligi

Die gängige Deutung, die für Zeile A auf OLSEN (NIÆR: II,677-710), für Zeile B auf KRAUSE (ursprünglich 1937, wiederholt in KRAUSE/JANKUHN 1966: 111f.) zurückgeht, beruht darauf, dass die Sequenz **hali** den Stein selber meint, auf dem die Inschrift eingeritzt ist. Das Wort steht nach dieser Interpretation im Akkusativ als Objekt zum Optativ oder (wahrscheinlicher, s. SCHULTE 2008: 113) Imperativ *wātē* ‘möge netzen, netze!'; das Syntagma hat dann die Bedeutung ‘Netze diesen Stein, Horn!'. Wegen der Endung *-i* wird das Wort – im Gegensatz zur Stenstad-Inschrift, wo eindeutig ein *a*-Stamm vorliegt – in der Regel als Akkusativ Singular eines *i*-Stamms bestimmt.

Anders verfährt GRØNVIK 1996: 136-54, der darin das Wort awn. *halr* ‘Mann’ erkennt (s. zur flexivischen Entwicklung dieses Wortes unten S. 242). Diese Möglichkeit wurde bereits 1917 von OLSEN (NIÆR: II,685^[Fn.2]) in Betracht gezogen, aber aus semantischen Gründen abgelehnt. GRØNVIK gelangt auf diesem Weg zu einer völlig anderen Deutung der Inschrift, die für mich im Einzelnen schwer nachvollziehbar ist. Seine Interpretation hat zudem den wesentlichen Mangel, dass sie inhaltlich mit dem Inschriftenträger, dem Wetzstein, in keiner Beziehung steht.

Altenglisch *beall* zeigt keine *u*-Flexion, was auch zu erwarten ist, da alle langsilbigen *u*-Stämme im Frühaltenglischen entweder ganz oder teilweise in die *a*-Flexion übergegangen sind (DAHL 1938: 178). Es spricht allerdings auch nichts zwingend dafür, dass eine Übertragung aus den *u*-Stämmen stattgefunden hat, da der Diphthong *-ea-* nicht notwendigerweise durch Velarumlaut entstanden sein muss, sondern ein Resultat der Brechung vor *-lC-* sein kann

(allerdings nur im Westsächsischen und Kentischen, nicht im Englischen, s. Ae. Gr. §85). Das Wort *heall* kann somit aus einem *u*- oder *a*-Stamm, aber nicht (direkt) aus einem *i*-Stamm hergeleitet werden. Im nord- und westgermanischen Raum gibt es also keinerlei Hinweise auf eine *u*-stämmige Flexion. Dennoch ist der Ansatz eines urgermanischen **χalluz* (z. B. DE VRIES 1977 s. v.) möglich, bedingt jedoch, dass die Umbildungen in den nord- und westgermanischen Sprachen als Neuerungen erklärt werden.

Im Nordgermanischen sprechen die Zeugnisse des frührun. *halar* sowie des Altwestnordischen für einen frühen Übergang zu den *a*-Stämmen. Was die Bestimmung von awn. *hallr* als *a*-Stamm betrifft, so basiert sie – in Ermangelung an Pluralbelegen – auf der Absenz von *i*-Umlaut (vgl. langsilbiges *gestr*) sowie auf der Absenz von *u*-Umlaut (vgl. *þollr* ‘Ball’), und kann somit als sicher gelten. Die Überführung zu den *a*-Stämmen ist auch bei anderen alten *u*-Stämmen zu beobachten, s. Awn. Gr. §358[2].

Damit bleibt allerdings frührun. *hali* als *i*-stämmige Form völlig isoliert. Im Folgenden soll daher der Frage nachgegangen werden, wie der *i*-Stamm ins Bild passt. Für die Erklärung dieser Form ist zunächst daran zu denken, dass es sich um ein separates Derivat handeln könnte. Ein Vorschlag, der in diese Richtung zielt, stammt von OLSEN (NIÆR: I,181), der das Wort mit lat. *collis* ‘Hügel’ < **kolni-* vergleicht. Er verweist ferner auf gr. *κολωνός* m. ‘Hügel’ (auch *κολώνη* f.). Dies bedingt aber den Anschluss des germanischen Wortes für ‘Stein’ an idg. **kelH-* ‘hervorragen’, den ich oben S. 189 aus semantischen Gründen verworfen habe. Dass der runische Beleg direkt mit dem lateinischen *i*-Stamm gleichzusetzen wäre, glaubt zudem auch OLSEN nicht, da er einen vorgermanischen Ansatz **kolén-* erwägt. Das griechische Material, auf dem der Ansatz eines *n*-Stamms beruht, macht es aber gerade nicht wahrscheinlich, dass ein *n*-Stamm mit vollstufigem Suffix **-én-* (hysterokinetischer Typ) zugrunde liegt, auch wenn dies zumindest für den Übertritt zu den *u*-Stämmen eine plausible Erklärung geliefert hätte (s. Kap. 4.8). Da der *i*-Stamm also nicht als ererbt gelten kann, und für eine spätere Ableitung die Basis fehlt, ist der *i*-Stamm im Frührunischen m. E. als Derivat nicht erklärbar.

Als zweites ist zu prüfen, ob ein Flexionsklassenübertritt vom *u*- zum *i*-Stamm plausibel gemacht werden kann. Bekannt ist, dass sich die *u*- und *i*-Stämme im Altwestnordischen besonders nahe stehen. Die *u*-Stämme wie *fjorðr* ‘Fjord’ und *vǫndr* ‘Rute’ bilden den Nominativ Plural auf *-ir*; eine En-

dung, die üblicherweise als lautgesetzliche Fortsetzung von urgerm. **-iwiz* aufgefasst wird (BOUTKAN 1995b: 83). Die Pluralformen lauten also *firðir*, *vendir* und stimmen mit den entsprechenden Ausgängen der *i*-Stämme überein (*-ir* < **-ijiz*). Ebenso wie im Westgermanischen (s. oben S. 78) konnte somit der Nominativ Plural beider Klassen als Scharnierform dienen und einen Übergang vom *u*- zum *i*-Stamm ermöglichen. Dass diese Scharnierform tatsächlich gewirkt hat, zeigen altwestnordische Nebenformen im Akkusativ Plural auf *-i* wie *vendi* neben erwartetem *vöndu*. Auf gleiche Weise kann man sich auch die Bildung von Singularformen nach der *i*-Deklination denken.

Fraglich ist allerdings, ob man die morphologische Vermischung beider Klassen schon so früh ansetzen darf, dass sie als Erklärung für **hali** herhalten kann. In Ermangelung an Pluralbelegen in den Runeninschriften ist darauf keine sichere Antwort zu geben. Wenn man aber bedenkt, dass der Wetzstein von Strøm zumindest nach Meinung von KRAUSE/JANKUHN 1966 verhältnismässig spät (um 600) zu datieren ist, und Inschriften aus dem 7. Jh. bereits mehrsilbige Formen mit synkopierten Endungsvokalen zeigen (Stentofen Dat. Pl. **-umr** < **-umVz*), darf man eine Angleichung und Vermischung der *i*- und *u*-stämmigen Nominativ-Plural-Formen vielleicht bereits in dieser Periode vermuten.

Zudem muss für einen Übertritt nicht notwendigerweise ein Zusammenfall der Nominativ-Plural-Endungen vorausgesetzt werden, da es bei den *u*-Stämmen schon vorher Berührungspunkte zu den *i*-Stämmen gegeben hat. Es gibt nämlich Ausgänge, die auf lautgesetzlichem Weg ein *-i/j-* im Suffix entwickelten: Nach dem Zeugnis des Gotischen zu urteilen, waren dies der Nominativ Plural (vgl. got. *sunjus*) und der Genitiv Plural (vgl. got. *suniwē*), die beide vollstufige Suffixe fortsetzen (Nom. Pl. got. *-jus* < urgerm. **-iwiz* < idg. **-eu-es*; Gen. Pl. got. *-iwē*, mit sekundärer Endung *-ē* aus urgerm. **-iwa^m* < ** idg. *-eu-om*).

Die Vollstufe im Genitiv Plural (schwacher Stamm) entspricht beim proterokinetischen Flexionsmuster den Erwartungen. Die Vollstufe im Nominativ Plural (starker Stamm) muss dagegen auf das hysterokinetische Flexionsmuster zurückgeführt werden.

Wenn man für die *u*-Stämme neben dem Lokativ auch einen ererbten Dativ anzusetzen bereit ist, könnte bei proterokinetischer Flexion auch dort ein *-i*-entstanden sein (urgerm. **-iwi?*). Es ist folglich davon auszugehen, dass meh-

rere Flexionsformen des Wortes für ‘Stein’ eine Sequenz **χalli°* enthielten, und darin kann man den Stamm eines der *i*-Deklination folgenden Wortes erkannt haben. Von diesem vermeintlichen *i*-Stamm aus wäre dann *i*-Flexion auch in den übrigen Flexionsformen aufgekommen.

Die Form des Dativ Singular müsste bei proterokinetischen *u*-Stämmen auf idg. **-éu-ei* ausgegangen sein, was lautgesetzlich urgerm. **-iwi* erwarten liesse (SCHAFFNER 2001: 254 rekonstruiert **-iwi*). Nach KRAHE/MEID 1967-9: II,33 setzen allerdings alle germanischen Sprachen den Lokativ fort. Auch BOUTKAN 1995b: 246 und 256 trägt die Ansicht vor, die germanischen Dativ-Singular-Endungen der *i*- und *u*-Stämme setzten nicht indogermanische Dative, sondern indogermanische Lokative fort. Die proterokinetische Flexion der *i*- und *u*-Stämme sei, so BOUTKAN, ursprünglich für unbelebte Substantive in Gebrauch gewesen, wo der Lokativ gebräuchlicher gewesen sei als der Dativ. Dem ist allerdings entgegen zu halten, dass die germanischen *i*- und *u*-Stämme fast alle geschlechtig und nur ganz vereinzelt neutral sind, was schlecht zur Annahme passt, dass die Gruppe ursprünglich vor allem unbelebte Substantive enthielt.

Auch sonst standen sich *i*- und *u*-Stämme nahe, bedingt u. a. durch die Parallelität der Suffixe **-ti-* und **-tu-* (s. Kap. 4.16). Zu Berührungen mag es schon von alters her gekommen sein, etwa durch das Nebeneinander von *i*- und *u*-Stamm in Caland-Systemen, vgl. gr. ἄκίς ‘Spitze, Stachel’ neben lat. *acus*, *-ūs* f. ‘Nadel’, s. STÜBER 2002: 97.

Der chronologisch frühe Übertritt vom *u*- zum *i*-Stamm ist also mit Verweis auf allgemeine Tendenzen sowie lautliche Gründe einigermassen plausibel zu machen. Ein Schwachpunkt in diesem Szenario ist allerdings, dass der *i*-Stamm ansonsten nirgendwo nachgewiesen werden kann – weder im skandinavischen noch im übrigen germanischsprachigen Raum. Als drittes ist deshalb zu prüfen, ob frührun. *hali* als Akkusativ Singular eines *i*-Stamms wirklich richtig gedeutet ist, und in welchem Verhältnis ein solcher *i*-Stamm mit dem übrigen etymologisch zugehörigen Material aus den skandinavischen Sprachen stehen könnte. Zu nennen sind hier einige Wörter, die als Ableitungen zu urgerm. **χallu-* gedeutet werden, s. BJORVAND/LINDEMAN 2007 *↗belle²*. Es kommen die Feminina awn. *bella* f. ‘flacher Stein’, nisl. *bella* f., aschwed. *hæl(l)*, no. *helle* f. u. a. vor, die als *jō(n)*-Stämme bestimmt werden, sowie ein maskuliner *ja*-Stamm awn. *bellir* m. ‘Felshöhle’, nisl. *bellir* m., no. *beller* m. Dass durchwegs *jō(n)*- und *ja*-Stämme (und nicht reine *ō(n)*- und *a*-Stämme)

vorliegen, könnte darauf hinweisen, dass diese Lexeme bereits vom geneuerten *i*-Stamm abgeleitet worden sind, zumal *jō/jā*-Stämme wohl ursprünglich durch Suffigierung von *-ō-* und *-a-* an *i*-Stämme entstanden sind, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,70. Um ein zwingendes Argument handelt es sich dabei allerdings nicht, da auch andere Substantivstämme als Basis für denominalen *jō/jā*-Derivate vorkommen, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,72.

Noch eine weitere Möglichkeit erscheint erwägenswert, nämlich die Annahme, dass **hali** direkt mit dem femininen *jō*-Stamm aschwed. *hæl(l)* gleichzusetzen sein könnte. Diese Idee findet sich m. W. zum ersten Mal bei NOREEN 1913: 85, wo die Formen ohne weiteren Kommentar zusammengestellt sind. Der *jō*-Stamm aschwed. *hæl(l)* ist runisch einige Male bezeugt, und zwar in jüngeren schwedischen Runeninschriften, meistens in der Form Akk. Sg. **heli**, **hili** 'Felsplatte', s. Aschwed. Gr. §404. Da in der älteren Periode der *i*-Umlaut noch nicht bezeichnet wird, entspricht die Schreibung **hali** mit Wurzelsvokal *-a-* den Erwartungen. Die Endung *-i* ist in diesem Szenario allerdings erklärungsbedürftig. Wenn man nicht von einem sehr jungen Sprachstand ausgehen möchte, vgl. Akk. Sg. **heli** mit *-i* < **-ijō^m* (entspricht aschwed. Akk. Sg. *hēpe* f. 'Heide'), was sich aufgrund der Datierung und der übrigen Schreibungen der Inschrift (vgl. **horna** mit noch nicht erfolgter Synkope des nebentoni-gen Kurzvokals) nicht anbietet, ist die Endung mit dem Standard-Paradigma der *jō*-Stämme nicht auf einen Nenner zu bringen. Wie das Problem zu lösen ist, hatte aber bereits OLSEN (NI&R: 687_[Fn.21]) erkannt: Die Form kann durchaus *halli* mit der Endung des archaischen *devi*-Typs darstellen, d. h. idg. (Akk. Sg.) **-ih₂m*, s. BEEKES/DE VAAN 2011: 204. Dieser Flexionstyp ist auch anderweitig im Germanischen noch nachweisbar, nämlich im Nominativ Singular auf *-i* der gotischen *jō*-Stämme, Typ got. *mawi* f. 'Mädchen' usw. (s. dazu ferner CASARETTO 2004: 146).

Im Übrigen lässt sich **hali** m. E. auch dann als Form eines *jō*-Stamms deuten, wenn man die Herleitung der Endung aus dem Paradigma des *devi*-Typs ablehnt. Man sollte bedenken, dass die Inschrift spruch- oder liedhafter Natur ist, nach KRAUSE/JANKUHN 1966: 112 ein "streng rhythmische[r] Arbeitsgesang". Der metrische Charakter ist offensichtlich: Die Inschrift besteht aus zwei durch Stabreim verbundenen Gruppen von je vier zweisilbigen Wörtern. Alle acht enthaltenen Wörter sind zweisilbig, wobei stets alternierend auf eine betonte Silbe eine unbetonte folgt. Es scheint nicht zu weit hergeholt, darin mit OLSEN (NI&R: II,692) eine rhythmische Abbildung der Wetzstätigkeit zu

sehen, bei der alternierend die Vorder- bzw. die Rückseite der Klinge bearbeitet wird, zumal dies ausgezeichnet zur inhaltlichen Deutung passt. Für die Abschwächung oder den Erhalt einzelner Endsilben waren daher womöglich metrische Gesichtspunkte massgeblich.

Die Deutung von **hali** als *jō*-Stamm impliziert ferner, dass auch das zugehörige Demonstrativpronomen **hino** als feminin gedeutet wird, was der traditionellen Ansicht widerspricht, aber m. E. trotz der Bedenken OLSENS (NIÆR: II,687) möglich ist. Es entspräche dann genau awn. *hina* 'jene', und nicht got. Akk. Sg. m. *hina* 'diesen', wie sonst meistens angenommen wird. Wie das entsprechende feminine Pronomen im Gotischen gelaute hat, wissen wir nicht, weil das Pronomen **χi*- im Gotischen defektiv ist, s. Got. Gr. §155. Lautlich sehe ich darin kein Problem, da -*a* die reguläre Fortsetzung von *-*ō^m* sein dürfte, wie das starke Adjektiv zeigt (awn. *spaka*; beim Substantiv ist vom Nominativ her ausgeglichen). Diese Lösung ist sogar zu bevorzugen, weil mit GRØNVIK 1996: 142 bezweifelt werden muss, dass das einfache Pronomen **χi*- im Norden im 6. Jahrhundert noch in freier Verwendung vorkam. Eine Unstimmigkeit ergibt sich allerdings aufgrund der Semantik, da awn. *hina* nicht 'diese' sondern 'jene, die andere' bedeutet, was für OLSEN (a. a. O.) das ausschlaggebende Gegenargument war. Als bestimmter Artikel kommt awn. *hinn* m., *hin* f., *hit* n. erst ab dem 13. Jahrhundert vor, s. NEDOMA 2010 §29.3.b. Die Ferndeixis muss bei diesem Pronomen aber sowieso sekundär erklärt werden, denn das Gotische bezeugt für das einfache Pronomen **χi*- eindeutig Nahdeixis (got. *himma daga* 'heute', und *hina dag* 'bis heute'; vgl. auch ahd. *hiutu* 'heute', *hiuru* 'in diesem Jahr').

Vorteil dieser Hypothese ist es, dass **hali** so mit dem sonst im skandinavischen Raum bezeugten Sprachmaterial zusammenpasst – der Ansatz eines isolierten *i*-Stamms entfällt. Nachteil ist, dass die Endung in morphologischer Hinsicht nicht der für einen *jō*-Stamm erwarteten Form entspricht, wofür aber zwei mögliche Erklärungen angeführt werden konnten (*devi*-Typ, Metrik). Als Zusatzannahme ist es zudem nötig, in der Entwicklung von **hino** zu awn. *hina* einen Übergang vom nah- zum ferndeiktischen Pronomen zu akzeptieren. Die Semantik muss in meinen Augen nicht gegen die Deutung von **hali** als Akkusativ Singular eines *jō*-Stamms sprechen. Zwar bedeutet der *jō*-Stamm in den späteren Belegen 'Felsplatte' und nimmt in den schwedischen Runeninschriften jeweils auf die (immobile) Stein- oder Felsfläche Bezug, auf der die Inschrift angebracht worden ist, doch war die Semantik im

Altnordischen offenbar noch breiter, vgl. zum Beispiel den Ausdruck awn. *blaða bellum at hofði einhvrs* ‘Steine über einen Getöteten aufhäufen’. Trotz einiger Bedenken bevorzuge ich deshalb die Deutung von **hali** als *jō*-Stamm gegenüber derjenigen als *i*-Stamm.

Die beiden runischen Belege stellen somit allem Anschein nach zwei verschiedene Lexeme dar: Im einen Fall wurde der ältere *u*-Stamm in die grosse “Default”-Klasse der *a*-Stämme transferiert, im anderen liegt wohl ein zum *a*-Stamm gebildetes feminines Derivat mit *jō*-Suffix vor, das aschwed. *hæl(l)* entspricht. Im Altenglischen entspricht die Flexion als *a*-Stamm (gesichert durch den Dativ Singular auf *-e*) in Anbetracht der weitgehenden Räumung der *u*-Klasse und Umsiedlung des lexikalischen Materials in die *a*-Klasse den Erwartungen.

Prinzipiell kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass im Gotischen eine Neuerung vorliegt, da nur das Gotische einen *u*-Stamm bezeugt, und diese Sprache im Vergleich zum Nord- und Westgermanischen einen Zuwachs an *u*-Stämmen zu verzeichnen hat. Ich konnte jedoch weder lautliche noch semantische Gründe ausmachen, die einen solchen Übertritt motivieren könnten, und halte dies deshalb für die weniger wahrscheinliche Variante.

Fazit

Die unterschiedliche Stammklassenzugehörigkeit dieses germanischen Wortes für ‘Stein’ ist nicht durch eine einzige Entwicklung verständlich zu machen. Es müssen mehrere Faktoren beteiligt gewesen sein, die zu unterschiedlichen Zeiten flexivische Umbildungen verursacht haben. Als wahrscheinlichste Ausgangsform hat sich ein urgermanischer *u*-Stamm **χalluz* m. erwiesen, der in diesem Fall im Gotischen direkt erhalten ist und anderswo zu den *a*-Stämmen überführt wurde. Besondere Schwierigkeiten macht die Bewertung der runischen Form **hali** (Strøm). Die traditionelle Ansicht, dass es sich um einen *i*-Stamm handelt, und somit eine flexivische Umbildung des *u*-Stamms vorliegt, kann durch einige lautliche Anklänge an das Paradigma der *i*-Stämme sowie durch die auch in anderen Sprachen häufige Vermischung von *u*- und *i*-stämmigen Substantiven gestützt werden. Womöglich kam es zum Übertritt zu den *i*-Stämmen aufgrund der in gewissen Flexionsformen lautgesetzlich entwickelten Phonemsequenz **χalli*°. Eine Alternative dazu ist es, die Form mit dem *jō*-Stamm aschwed. *hæl(l)* gleichzusetzen. Trotz einiger Bedenken ist diese Lösung m. E. zu bevorzugen, da man in diesem Szenario

mit einem gemein-nordwestgermanischen Übertritt vom *u-* zum *a-*Stamm auskommen kann und der Ansatz eines isolierten *i-*Stamms entfällt.

4.8 Awn. *ǫrn* ‘Adler’ und awn. *björn* ‘Bär’

Das Wort für Adler zeichnet sich, was seine Stammbildung betrifft, im Germanischen durch eine besonders uneinheitliche Beleglage aus. An Belegen sind anzuführen:

- Got. *ara** m., *n*-Stamm, einmalig belegt in Nom. Pl. *arans* (Lk. 17,37, gr. *οι ἄετοί*)
- Awn. *ari* m., Pl. *arar*, *n*-Stamm, dazu *ara-* in den Komposita *ara-kló* f. ‘Adlerklaue’, *ara-steinn* m. ‘Stein (Klippe), auf den sich Adler setzen’ usw.
ǫrn m., Pl. *ernir*, *u*-Stamm, dazu *arn-* in den Komposita *arn-súgr* m. ‘Rauschen der Flügel eines Adlers’, *arn-greddir* m. ‘Adler-Ernährer’, vgl. auch *arnunga-étt* f. ‘Geschlecht der Adlerjungen’
- Ahd. *aro* m., *n*-Stamm (Varianten *are* und *ar* in späteren Hss., s. Ahd. Wb. s. v. (I,661))
arn m., Pl. *erni* (einmal), *i*-Stamm, auch *arn-* in *arn-wīe* m. ‘Adlerweihe’
- Ae. *earn* m., Gen. *earnes*, Nom. Pl. *earnas*, auch *earn-* in *earn-cynn* n. ‘Adlergeschlecht’ usw.

Im Altsächsischen liegt das Wort appellativisch nicht vor; ebenso wenig im Altfriesischen¹³. Es gibt also Hinweise auf insgesamt vier verschiedene Stammansätze: **aran-*, **arna-*, **arnu-* und **arni-*. Ob ae. *earn* auf **arna-* oder **arnu-* zurückgeht, lässt sich nicht entscheiden, da es sich beim Diphthong *-ea-* nicht um Velarumlaut, sondern um Brechung vor *-rC-* handelt (Ae. Gr. §84).

Sehr häufig wurde das Wort ausserdem in der Personennamengebung verwendet, s. G. MÜLLER 1970: 35-43, und zwar fast ausschliesslich als Vorder-

¹³ Das bei EWA: I,342_[11] als altfriesisch bezeichnete *earn* ist, so weit ich sehe, erst im Westfriesischen belegt, vgl. VAN DER VEEN et al. 1984-2011 *earn* (IV,267).

glied. Nach G. MÜLLER steht im Westgermanischen eine Gruppe mit alem. *Arafrid*, *Arolf*, bair. *Arfrid*, *Arbart*, fränk. *Aralint*, *Aramund* usw. einer Gruppe mit stammhaftem Nasal gegenüber, zu der alem. *Arnolf*, *Arnolt*, bair. *Arnger*, *Arnhelm*, fränk. *Arnhelm*, *Arnttheo* u. a. zählen. Die Kurzform *Ar-* ist sicherlich jünger, da auch das Appellativ in jüngeren Handschriften in der Form *ar* (> nhd. *Aar*) erscheint. Im Altsächsischen wie auch im Altenglischen ist die Verbreitung von zugehörigen Personennamen gering (zu nennen ist etwa as. *Arnahurst*). Im Norden ist ein *n*-stämmiger Personenneamen nur als Simplex *Ari* erhalten, ansonsten dominieren die Formen mit stammhaftem *-n*- uneingeschränkt: *Arnfinnr*, *Arngeirr* usw. Im Ostgermanischen kommt *Ara(n)-* vor, was auf einen *a-* oder *n*-Stamm schliessen lässt (*n*-Stämme erscheinen in der Komposition regelmässig als *a*-Stämme, d. h. mit Stammauslaut *-a*, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,19). Daneben gibt es auch Varianten mit nasalhaltigem Stamm wie wgot. *Arangisclus*, burg. *Arenberga* und *Arnigisclus*, dessen Name G. MÜLLER für ostgermanisch hält. Mit G. MÜLLER 1970: 39 resümiere ich, dass bei den Eigennamen die *n*-losen Varianten (*Ara-*) im Ostgermanischen vorherrschen, sich im Westgermanischen *n*-lose (*Ara-*, *Ar-*) und *n*-haltige Formen (*Arn-*) in etwa die Waage halten, während im Norden fast ausschliesslich die *n*-haltigen (*Arn-*) anzutreffen sind.

Unsicher ist die Zugehörigkeit eines häufig vorkommenden Namelements *Arin-*, wie in alem. *Arinpert*, bair. *Arindrud*, fränk. *Arintheo*, awn. *Arinbjörn* etc. Um ein unechtes Kompositum mit dem Genitiv ahd. *arin* (zum *n*-Stamm *aro*) im Vorderglied handelt es sich kaum, da diese Art der Komposition erst "in späteinzelsprachlicher Zeit" produktiv wird (KRAHE/MEID 1967-9: III,17f.; vgl. allerdings got. *baúrgs-waddjus* 'Stadtmauer'). Da bei einem *n*-Stamm, wie erwähnt, in der Komposition *ara-* zu erwarten wäre, ist eine etymologische Gleichsetzung mit dem Wort für 'Adler' problematisch. Wenn man an der Verbindung mit dem *n*-Stamm (ahd. *aro*) festhalten will, müsste es sich um einen Stamm mit vollstufigem Suffix handeln, was, so weit ich sehe, nur bei einem Flexionsparadigma nach dem hysterokinetischen Typ möglich wäre. Da für das Wort jedoch ein amphikinetisches Paradigma erschlossen wird (s. gleich), scheint dies wenig wahrscheinlich.

Alternativ könnte das Namelement mit dem vereinzelt in Glossen und einmal bei Notker auftauchenden Femininum *arin* 'Adler(weibchen)', Gen. Sg. *arinne* (*jō*-Stamm) übereinstimmen. Da die althochdeutschen Belege nicht zwingend für das Weibchen sprechen, hat das Wort vielleicht auch die allge-

meine Bedeutung ‘Adler’ gehabt, was nach Ahd. Wb. *arin* (I,641) durch Einfluss von lat. *aquila* f. erklärbar wäre.

Formal ist es auch möglich, ahd. *Arin-* und awn. *Arin-* mit awn. *arinn* ‘Feuerstelle, Herd’, ahd. *erin*, *arin* ‘Fussboden; Altar’ zusammenzubringen, vgl. DE VRIES 1977: 13. Etymologisch führt das Wort wohl auf **azina-* zurück, s. EWA *arin* (II,1132-5). Für die Verwendung als Personennamen ist die Bedeutung ‘Adler’ sicherlich ansprechender, doch hält JANZÉN 1947 eine Verbindung mit awn. *arinn* ‘Feuerstelle’ zumindest für möglich, “kanske i så fall med tanke på den heliga offerelden” (S. 65).

Laut CASARETTO 2004: 217 hat man es beim angeführten Material mit den Fortsetzern eines indogermanischen amphikinetischen *n*-Stamms **h₂érō(n)*, Gen. **h₂érnēs* zu tun, vgl. heth. *ḫaraš*, *ḫaran-* ‘Adler’ (mit Mischflexion nach den *a-* und *n*-Stämmen, s. FRIEDRICH 1974: 58). Mit BJORVAND/LINDEMAN 2007 *orn* ist jedoch ein Ansatz mit **h₃-* vorzuziehen, und zwar wegen dem weit verbreiteten *o*-Anlaut, der u. a. in gr. ὄρνις, -θος m. f., ὄρνειν n. ‘Vogel’ zu sehen ist.

Mit **h₃* im Anlaut wird das Wort auch bei SCHAFFNER 2001: 521 angesetzt, vielleicht weil der Erhalt von anlautendem **h₃-* als heth. *ḫ-* umstritten ist. Gemäss MELCHERT 1994: 72 ist die Entwicklung **h₃-* > heth. *ḫ-* jedoch zu akzeptieren.

Nach BJORVAND und LINDEMAN weisen allerdings nicht alle indogermanischen Sprachzweige auf einen *n*-Stamm zurück: Für das keltische Material erschliessen sie eine Ausgangsform **oriros-*, für das Baltoslawische **orilos-*. Als kleinster gemeinsamer Nenner müsste dann ein Substantiv **h₃er-* angesetzt werden (vgl. die Segmentierung **h₃er-il-o-* bei DERKSEN 2008: 376f.). Idg. **h₃er-* könnte dann die Basis für verschiedene Erweiterungen abgegeben haben. Da jedoch auch das Griechische einen *n*-Stamm voraussetzt, ist wohl mit TISCHLER 1977- *ḫara(n)-* (I,170f.) der *n*-Stamm als gemeinindogermanisches Erbwort zu betrachten. Von den vier durch die belegten Appellativa erschliessbaren Stammformen dürfte somit **aran-* die älteste sein, die anderen müssen sämtlich als Neuerungen erklärt werden.

Startet man mit einem ererbten *n*-Stamm, so ist (u. a.) der Übergang zu den *u*-Stämmen erklärungsbedürftig. Eine in der Fachliteratur häufig angeführte Ansicht ist, dass der Akkusativ Plural für diesen Flexionsklassenübertritt von besonderer Bedeutung gewesen sei: Idg. **(n)-ns*, die Verbindung von schwundstufigem *n*-Suffix und Akkusativ-Plural-Endung, habe regelmässig

zu **-(n)-unz* geführt, was mit dem Ausgang der *u*-Stämme zur Übereinstimmung kam und so als Scharnierform den Übertritt ermöglichte, s. u. a. BENEDIKTSSON 1986: 32, LÜHR 1988: 200, SCHAFFNER 2001: 532,554, JOHNSEN 2005b: 255, MOTTAUSCH 2011: 60f. Folgende Entwicklung der wichtigsten Kasusformen ist bei einem grundsprachlich amphikinetisch flektierenden Lexem **h₃érō(n)* zu erwarten:

	Idg.	Urgerm.
NSg	<i>*h₃érō(n)</i>	<i>*arō₂</i>
GSg	<i>*h₃rnés</i>	<i>*arniz</i>
ASg	<i>*h₃éronm̥</i>	<i>*aranu^m</i>
NPl	<i>*h₃érones</i>	<i>*araniz</i> (got. <i>arans</i>)
APl	<i>*h₃rn̥s̥ (?)</i>	<i>*arnunz (?)</i>

Die Frage, ob man bei diesem Wort im Akkusativ Plural tatsächlich einen Ausgang **-n-ns* erwarten kann, wie ihn der Übertritt nach dem geschilderten Muster voraussetzt, ist nicht ganz leicht zu beantworten. Ob es sich beim Akkusativ Plural der athematischen Nomina um einen starken oder einen schwachen Kasus gehandelt hat, wird in der Forschung kontrovers diskutiert, s. HOCK 1974. Nach HOCK, der das Problem besonders im Hinblick auf das Indo-Iranische behandelt, hat im Akkusativ Plural (ebenso wie im Akkusativ Singular und Nominativ Plural), ursprünglich der starke Stamm gegolten (vgl. gr. Akk. Pl. πατέρας 'Väter'). Die Belege mit schwundstufigem Stammsuffix (z. B. ai. Akk. Pl. *ukṣṇáh* 'Ochsen', mit ursprünglich hysterokinetischer Flexion, s. zu den Belegen WACKERNAGEL/DEBRUNNER 1896-1964: III,276) sieht er dagegen als Neuerungen an.

Sollte HOCK richtig liegen, müsste als ursprünglicher Akkusativ Plural also ein Ausgang **-on-ns* (starker Stamm) angenommen werden. Von dieser Ausgangslage ist aber ein Übertritt zu den *u*-Stämmen im Nordgermanischen nicht verständlich. Ein stimmigeres Bild ergibt sich, wenn man die Form ai. Akk. Pl. *ukṣṇáh* als archaischer ansieht und einen Ausgang idg. **-n-ns*, d. h. einen schwachen Stamm ansetzt, was regelmässig urgerm. **-nunz* ergeben musste und ohne Umschweife zu awn. Akk. Pl. *qrnu* führt.

Eine Konsequenz daraus ist, dass got. *-ans* im Akkusativ Plural nicht lautgesetzlich sein kann. Es bereitet aber keine Mühe, diese Form analogisch nach

dem Nominativ Plural des amphikinetischen Typs zu erklären, wo Nom. Pl. *-ans* regulär aus **-on-es* entwickelt ist.

Im schwachen Stamm indogermanischer amphikinetischer und hysterokinetischer Nomina erwartet man Endungsbetonung, was in der Regel mit Vollstufe der Flexionsendung einhergeht. Da die Endung des Akkusativ Plural aber offenbar nicht in der Vollstufe erscheinen konnte (von idg. **-éns* sind nirgendwo eindeutige Spuren zu erkennen, s. HOCK 1974: 86), muss der Ansatz wohl idg. **-n-ŋs* lauten (vgl. die rekonstruierten Ausgänge **-n-ns* bzw. **-n-ŋs* bei BENEDIKTSSON 1968: 10 und SCHAFFNER 2001: 532). S. zum Akkusativ Plural im Indogermanischen ferner RIX 1986: 586f.

Die Voraussetzung, dass im Akkusativ Plural ein schwundstufiges Suffix vorgelegen haben muss, wäre ferner auch bei einem akrostatischen Paradigma erfüllt, das nach SCHAFFNER 2001: 522f. bei den *n*-Stämmen ebenfalls vertreten war. Aus dem Übertritt zu den *u*-Stämmen alleine kann man also noch nicht schlussfolgern, welchem Akzentmuster das Wort ursprünglich angehört haben muss.

Die Stammvariante **arna-* (etwa in ae. *earn*) kann als Thematisierung des *n*-Stamms aufgefasst werden, nach dem in Kap. 3.4.1 beschriebenen Muster. Wie bei alten Thematisierungen zu erwarten ist, erscheint das *n*-Suffix dabei in der schwundstufigen Form. Das Lexem verleitet zum strukturellen Vergleich mit der Stammvariante **χrabna-* (ae. *bræf(e)n* m.) des Wortes für 'Rabe', die ebenfalls als Thematisierung eines älteren *n*-Stamms erklärt wird (s. dazu S. 76). Der isolierte *i*-stämmige Plural im Althochdeutschen könnte seinerseits den in dieser Sprache häufigen Vermischungen zwischen *i*- und *u*-Deklination geschuldet sein (s. dazu Kap. 4.7, 4.16).

Will man auch das Namenslement *Arin-* vom *n*-Stamm aus erklären, muss der Ansatz einer amphikinetischen Flexionsweise revidiert werden. Denkbar wäre etwa, dass man mit einem Übergang in die bei *n*-Stämmen ebenfalls vorkommende hysterokinetische Flexion zu rechnen hat, wo die Vollstufe im Suffix des starken Stamms regulär ist. Da vom Appellativum aber, so weit ich sehe, keine Formen mit vollstufigem Suffix belegt sind, kommt diesem Szenario nur eine geringe Wahrscheinlichkeit zu.

Da nun, wie erwähnt, der *n*-Stamm als Ausgangspunkt für das Germanische nicht zweifelsfrei feststeht, sei auch noch eine ganz andere Hypothese erwogen, und zwar ausgehend von der bei EWA *∫aro* (I,342) angedeuteten

Möglichkeit, ein (früh-)urgermanisches Wurzelnomen **arn-* anzusetzen. Die Flexion eines solchen hypothetischen Wurzelnomens müsste im Urgermanischen in den entscheidenden Kasus folgendermassen ausgesehen haben:

NSg	<i>*arnz</i>
GSg	<i>*arniz</i>
ASg	<i>*arnu^m</i>
<hr/>	
NPl	<i>*arniz</i>
APl	<i>*arnunz</i>

Dies könnte besser erklären, wieso das Wort überhaupt eine so weitgehende Umbildung mitgemacht hat – wie oben, S.79 ausgeführt, waren die Wurzelnomina im Germanischen schon früh im Abbau begriffen und haben sich einzelsprachlich meist einer von verschiedenen anderen Stammklassen angeschlossen. Für den Übertritt zu den *u*-Stämmen gäbe es nun zwei potentielle Scharnierformen: Akkusativ Singular und Akkusativ Plural. Zudem müssen die *i*-stämmigen Pluralformen nicht länger als sekundäre Neuerung eingestuft werden, sondern können lautgesetzlich den Nominativ Plural **arniz* fortsetzen. Für den Übertritt zu den *n*-Stämmen kann das wurzelhafte *-n*-verantwortlich gemacht werden, das zu an die *n*-Stämme anklingenden Ausgängen geführt hätte. Der Genitiv Singular **arniz* entspräche beispielsweise exakt der Form, die bei einem amphikinetischen *n*-Stamm im Genitiv Singular zu erwarten wäre.

Gut zum Ansatz eines Wurzelnomens **arn-* passt ausserdem, dass in den appellativischen Komposita weitaus am häufigsten die Form *arn-*, bei Personennamen *Arn-* erscheint. Von einer von Haus aus suffixlosen Basis wird diese bindevokallöse, *n*-haltige Form des Vorderglieds leichter verständlich als wenn man von einem *n*-Stamm ausgeht.

Um die Stammvarianten im Germanischen zu erklären, ist der Ansatz eines solchen hypothetischen Wurzelnomens also attraktiv. Sowohl *i*- als auch *u*- und *n*-Stamm können direkt von Formen des ursprünglichen Paradigmas hergeleitet werden. Dieser Hypothese steht allerdings die Ansicht TISCHLERS (s. oben S. 199) entgegen, dass es sich beim *n*-Stamm um ein gemeinindogermanisches Erbwort handle. Ob ein Wurzelnomen **arn-* allenfalls sekundär aus dem ererbten *n*-Stamm zu gewinnen wäre, ist mangels Parallelfällen ganz unsicher. Da zudem nirgendwo eindeutig nach dem Muster der Wur-

zelnomina flektierte Formen nachzuweisen sind, ist die Herleitung aus einem *n*-Stamm m. E. insgesamt doch zu bevorzugen.

Zum Entwicklung beim Wort für ‘Adler’ gibt es eine mögliche Parallele, nämlich beim Wort für ‘Bär’, das hier als Nächstes besprochen werden soll:

Parallelfall ‘Bär’

Das Wort ist in den altgermanischen Sprachen folgendermassen belegt:

- | | |
|----------|--|
| Awn. | <i>bjørn</i> m. ‘Bär’, Gen. <i>bjarnar</i> , Pl. <i>birnir</i> (<i>u</i> -Stamm), häufig auch <i>bjarn-</i> in <i>bjarn-felli</i> n. ‘Bärenfell’, <i>bjarn-dýr</i> n. ‘Bär, Eisbär’ usw., daneben mit genitivischem Vorderglied <i>bjarnar-fótr</i> m. ‘Bärenpfote’ u. a. |
| Aschwed. | <i>biorn</i> , <i>biörn</i> m., Pl. <i>-ar</i> , <i>-ir</i> (<i>u</i> -Stamm) |
| Ahd. | <i>bero</i> m. (<i>n</i> -Stamm) |
| Ae. | <i>bera</i> m. ‘Bär’ (<i>n</i> -Stamm), auch in <i>bera-scin</i> n. ‘Bärenhaut’ (hierher?) <i>beorn</i> , <i>biorn</i> m. ‘Mann, Kämpfer’, Gen. <i>beornes</i> , Pl. <i>beornas</i> , poet. (<i>a</i> -Stamm) |

Gelegentlich wird auch das Vorderglied von got. *baíra-bagms** m. ‘Maulbeerbaum’ hierhergestellt, was aber nach BJØRVAND/LINDEMAN 2007 *∫bjørn* ganz unsicher ist. CASARETTO 2004: 384 erwähnt für got. *baíra-* stattdessen einen denkbaren Anschluss an das starke Verb **bera-* ‘tragen’ (substantivischer *a*-Stamm ‘Frucht’). Das Benennungsmotiv dieser Pflanze ist mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr mit Gewissheit eruierbar.

Was die Etymologie betrifft, ist sich die Forschung einig, dass man es mit einem Tabuwort ‘der Braune’ zu tun hat, das die ältere indogermanische Bezeichnung für den Bären (lat. *ursus*, gr. ἄρκτος usw.) verdrängte, s. EWA *∫bero* (I,564f.). Uneinigkeit besteht hingegen bezüglich der ursprünglichen Stammbildung.

Am weitesten verbreitet ist der *n*-Stamm **berō₂*, der im Althochdeutschen und Altenglischen erscheint. Ein *u*-Stamm begegnet einzig im Nordgermanischen. Dass eine Bildung mit Suffix **-nu-* vorliegt (CASARETTO 2004: 370), ist daher nicht sehr wahrscheinlich. Ob der *a*-Stamm ae. *beorn* ‘Mann, Kämpfer’ etymologisch dazugehört, ist nach EWA (I,564_[25ff.]) fraglich. So wird ae. *beorn* etwa von HOLTHAUSEN 1974 *∫beorn* stattdessen mit lit. *bérnas* m. ‘Knecht, Bursche’ verglichen, das zur Verbalwurzel idg. **b^her-* ‘tragen’

(got. *batran*) gehört, s. FRAENKEL 1962-5: 40, und somit (abgesehen vom Wurzelsvokalismus) mit urgerm. **barna-* (got. *barn* 'Kind', awn. *barn*, as. ahd. *barn* und ae. *bearn*) übereinstimmt. Der semantische Wandel '(Geborenes), Kind → Bursche → Mann/Krieger' hätte dann bereits in einer vorgermanischen Phase stattgefunden. Da ae. *beorn* jedoch dem poetischen Wortschatz angehört, wo metaphorische Bezeichnungen für den Krieger typisch sind, die dessen Stärke und Standhaftigkeit betonen, ist die Identifikation mit dem Bärenwort wohl die bessere Lösung. Dies kann weiter dadurch gestützt werden, dass das Wort für 'Bär' häufig in männlichen Personennamen verbaut ist, vgl. awn. *Arin-björn* usw.

Auch NECKEL 1926: 309_[Fn.1] erschliesst eine "alte gleichung zwischen 'bär' und 'krieger'", u. a. mit Verweis auf die Erzählung von *Bǫðvarr Bjarki* in der *Hrólfs saga kraka*, deren Protagonisten Bärennamen haben und sich teilweise auch in Bären verwandeln (s. zu diesem Bärenmotiv RÜBEKEIL 2002: 114-7).

Das Nebeneinander von *bera* m. 'Bär' und *beorn*, *biorn* m. 'Mann, Kämpfer' (poet.) im Altenglischen ist aber auffällig. Eine Erklärung könnte man beim Personennamen *Beorn* suchen, der als skandinavischen Ursprungs gilt, s. BJÖRKMAN 1900-2: I,25. Gleiche Herkunft könnte man daher auch für das Appellativum erwägen, wobei es sich bei der Entlehnung den *a*-Stämmen angeschlossen hätte. Der Umstand, dass das Wort im Nordgermanischen nur 'Bär' und nicht 'Mann' oder 'Kämpfer' bedeutet, spricht allerdings nicht dafür. Eine (auf das Englische beschränkte) Ableitung oder Weiterbildung zum *n*-Stamm erscheint daher wahrscheinlicher. Einerseits könnte es sich um ein *a*-stämmiges Derivat 'der Bärenhafte' handeln, andererseits ist es möglich, wie oben bei ae. *earn* mit einer rein flexivischen Thematisierung des älteren *n*-Stamms zu rechnen, wobei der semantische Unterschied durch die Metapher "Krieger = Bär" zustande gekommen wäre. Die exakte Parallelität zu ae. *earn*, wo ebenfalls ein thematisierter *n*-Stamm vorzuliegen scheint, legt eher zweiteres nahe.

Der *u*-Stamm im Nordgermanischen wird in der Regel als gegenüber dem *n*-Stamm sekundär betrachtet. Den Übertritt zu den *u*-Stämmen erklärt man sich genau gleich wie bei 'Adler', nämlich aufgrund von Formen mit *-un-* aus silbischem *-ŋ-* im Akkusativ Plural **bernunz* < **-n-ŋs*, der mit dem Akkusativ Plural der *u*-Stämme zur Übereinstimmung kam, s. LÜHR 2000a: 194, BJÖRVAND/LINDEMAN 2007 *↗björn*, MOTTAUSCH 2011: 61 u. a. Diese Erklä-

rung über eine Form Akk. Pl. **bernunz* ist wiederum nur dann stichhaltig, wenn im Akkusativ Plural der schwache Stamm mit schwundstufigem Suffix vorlag (idg. **-n-ns*).

Ein vermeintlicher Parallellfall: Got. **aúhsus*

Nach BAMESBERGER erscheint das Wort ‘Ochse’ im Gotischen als *u*-Stamm (got. *aúhsus**, 1990: 170), obwohl es sich in den übrigen germanischen Sprachen und auch etymologisch betrachtet um einen *n*-Stamm handelt. BAMESBERGER begründet den (vermeintlichen) Übertritt vom *n*- zum *u*-Stamm mit der regulären Entstehung einer Sequenz **-un-* in den Flexionsformen mit schwundstufigem **-n-*.

Diese Ansicht kann aber nach der Überprüfung der in Frage stehenden Stellen durch EBBINGHAUS nicht mehr aufrecht erhalten werden, da es sich bei got. *aúhsus** um einen Ansatz handelt, der auf falschen Lesungen basiert (1972: 170f., Got. Gr. §108_[A1]). Selbst BENEDIKTSSON 1986: 75_[3], der früher für den Ansatz eines *u*-Stamms eingetreten war, hat diesen in Anbetracht von EBBINGHAUS’ Nachforschungen wieder zurückgezogen. Auch für das Gotische ist mit einem *n*-Stamm zu rechnen, d. h. mit *aúhsa**. Ein Flexionsklassenübertritt ist bei diesem Wort folglich nicht eingetreten.

Fazit

Die Wörter für ‘Adler’ und ‘Bär’ zeigen in den altgermanischen Sprachen Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Stammklassen, wovon in beiden Fällen die *n*-stämmigen Formen besonders zahlreich sind. Auffälligerweise bezeugt das Nordgermanische von beiden Lexemen (auch) *u*-Stämme. Die *n*-stämmigen Varianten sind aufgrund der Verteilung und der Etymologie als älter zu betrachten. Die *u*-Stämme sind wahrscheinlich als Resultat von Flexionsklassenübertritten von *n*-Stämmen mit schwundstufigem Stammsuffix zu werten, deren Ursache in einer Scharnierform im Akkusativ Plural, **-(n)unz*, zu suchen ist. Alternativ wurde erwogen, beim Wort für ‘Adler’ von einem Wurzelnomem **arn-* auszugehen, was für die Herleitung der germanischen Formen Vorteile hat, aber mit der traditionellen Ansicht, dass es sich beim *n*-Stamm um ein gemeinindogermanisches Erbwort handelt, schlecht zu vereinen ist. Da zudem keine Flexionsformen vorliegen, die eindeutig dem Paradigma der Wurzelnomina zuzurechnen sind, bevorzuge ich insgesamt die Herleitung aus

einem ererbten *n*-Stamm. Got. **aúhsus* ist kein echter, sondern nur ein vermeintlicher Parallelfall, da der in der Fachliteratur öfters anzutreffende Ansatz eines gotischen *u*-Stamms auf veralteten Lesungen basiert.

4.9 Urgerm. **winiz* ‘Freund’

Aufgrund eines Vergleichs des urgerm. *i*-Stamms **wini-* ‘Freund’ (ae. *wine*) mit ai. *ván-as-* *n.* ‘Lieblichkeit, Verlangen’ (Bedeutung unsicher, s. EWAia: II,500, STÜBER 2002: 170f.), lat. *venus*, Gen. *veneris* usw. erwägt Bammesberger 1990: 137ff. bei diesem und noch einigen weiteren germanischen *i*-Stämmen eine Herleitung aus einem älteren *s*-Stamm. Die Materialgrundlage für die Rekonstruktion von urgerm. **wini-* *m.* ‘Freund’ ist eindeutig:

Awn.	<i>vin(r)</i> <i>m.</i> ‘Freund’, Gen. Sg. <i>vinar</i> , Pl. <i>vinir</i>
Ae. Afr.	<i>wine</i> <i>m.</i> ‘Freund, Beschützer’
As. Ahd.	<i>wini</i> <i>m.</i> ‘Freund, Geliebter’

Eine runische Form auf dem Stein von Årstad wird unterschiedlich gelesen und bewertet: **-winar** (Gen. Sg., *m. i*-Stamm) nach Krause/Jankuhn 1966: Nr. 58, **winai** (Dat. Sg., *fem. i*-Stamm) nach Antonsen 1975: Nr. 12. Sie bleibt hier ausser Acht.

Im Ostgermanischen ist das Wort appellativisch zwar nicht belegt, jedoch bezeugt die Namensüberlieferung den *i*-Stamm auch für diesen Sprachzweig. Der Stammauslaut *-i-* erscheint in der Kompositionsfuge bei burg. *Winiocus*, ogot. *Winigildus*, s. Francovich Onesti 2008: 269, und ferner bei hispanogot. *Vinibal*, **Wini-andus* (*Quiniandus*), **Win(i)-vigia* (?) (*Quinigia*), s. Piel/Kremer 1976: 287.

Die Überlegung Bammesbergers ist dabei diese, dass ein idg. **uēnH-es-* bei vollstufigem Suffix lautgesetzlich urgerm. **winiz-* ergab, was leicht als *i*-Stamm (**gastiz*) reanalysiert werden konnte. Auf gleiche Weise erklären u. a. auch Rübekeil 2001: 243, Casaretto 2004: 168, Mailhammer 2008: 285 und Mottausch 2011: 38 Flexionsklassenübertritte von den *s-* zu den *i*-Stämmen.

Um beurteilen zu können, ob dieses Übertrittsszenario plausibel ist, muss zunächst geprüft werden, ob **wini-* nicht auch als eine germanische Neubildung erklärt werden könnte. Da die Wurzel idg. **uēnH-* ‘wünschen, lieben’,

s. LIV₂: 682, im Germanischen auch sonst gut bezeugt ist, wird man dies jedenfalls nicht a priori ausschliessen wollen. Zu den zahlreichen Mitgliedern dieser Familie gehören u. a.:

- ein schwaches Verb *wanja- 'gewöhnen' (awn. *venja*, ae. *ge-wenian*, ahd. *gi-wennen*)
- ein nur im Nordgermanischen bezeugtes Adjektiv *wana- 'vertraut, gewohnt' (awn. *vanr*, s. HEIDERMANNS 1993: 654), mit einer westgermanischen Ablautvariante *wuna- (ahd. *giwon* 'gewohnt, gebräuchlich', s. HEIDERMANNS 1993: 696)
- das in ahd. *wonēn* 'wohnen' fortgesetzte schwache Verb
- die von der Schwundstufe gebildeten Substantive *wunjō- 'Wonne, Vergnügen' (ae. *wynn*, as. *wunnia*, ahd. *wunna*) und *wunska- (ahd. *wunsc(h)* 'Wunsch') und Verwandtes

Abzulehnen ist die Verbindung mit dem starken Verb ugerm. *winna- 'sich bemühen, abmühen', z. B. bei SEEBOLD 1970: 556f. SEEBOLD versucht die semantische Herleitung über 'verlangen, erstreben' zu vermitteln. Das starke Verb *winna- ist aber von einer separaten Wurzel *uēn- 'überwältigen, gewinnen' herzuleiten, s. LIV₂: 680f., BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗vinne.

Eine Ableitung auf ugermanischer Stufe erweist sich aber bei genauerer Prüfung dennoch als unwahrscheinlich, und zwar aufgrund der Wortbildung. Unter den germanischen *i*-Stämmen, die ganz überwiegend Abstrakta und Konkreta sind oder aber auf solche zurückgeführt werden können, finden sich nur vereinzelte Personen- bzw. – etwas weiter gefasst – Agensbezeichnungen. An letzteren lassen sich z. B. *fadi- (in got. *brup-faps* 'Bräutigam') und *gasti- (got. *gasts*) anführen. Diese beiden Formen sind jedoch keine germanischen Neubildungen, da ihnen im Germanischen ein Grundwort fehlt und sie ausserdem durch ihre indogermanischen Verwandten als ererbte *i*-Stämme erwiesen werden (vgl. ai. *pāti*- m. 'Herr, Ehemann' usw. bzw. lat. *hostis* m. 'Feind, Fremdling' usw.), s. CASARETTO 2004: 184f.

Weitere derartige Personenbezeichnungen sind *buri- (ae. *byre* 'Sohn', got. *-baúr** 'Geborener'), ae. *hyse* 'Jüngling', ahd. *risi* m. 'Riese', ae. *ent* m. 'Riese', awn. *konr* m. 'Verwandter, Mann' (Pl. *-ir*), *nawi- (got. *naus* m. 'Toter'), ae. *þyle* m. 'Sprecher'; zudem einige Tierbezeichnungen wie ae. *finc* 'Fink', *wyrm* 'Wurm', awn. *elgr* 'Elch'. Man beachte aber, dass diese Bildungen zu einem

beträchtlichen Teil etymologisch verdunkelt sind und somit kaum als germanische Neubildungen in Frage kommen. KLUGE 1926 §5 spricht in diesem Zusammenhang von "wenigen erstarrten resten" *i*-stämmiger (männlicher) Personenbezeichnungen.

Ein gewichtiges formales Problem ist zudem, dass die genannten *i*-Stämme – genauso wie die *i*-Stämme im Germanischen überhaupt – ganz überwiegend schwund- oder *o*-stufige Wurzel aufweisen, und nicht *e*-Stufe wie **wini*- 'Freund', s. CASARETTO 2004: 167.

Personenbezeichnungen sind auch die besonders im Altenglischen und Altnordischen recht häufigen *i*-stämmigen Ethnonyme wie ae. *Engle* 'Angeln', ae. *Dene* 'Dänen', awn. *Danir* usw., s. CASARETTO 2004: 168. Dies ist allerdings eine funktional eng beschränkte Erscheinung und kann nicht für die Erklärung des Appellativums *urgerm. *wini*- erhalten.

Damit scheint es recht unwahrscheinlich, dass das Suffix **-i-* im Germanischen zur Derivation einer derartigen Personenbezeichnung **wini*- mit vollstufiger Wurzel dienen konnte.

Was die Semantik betrifft, ergibt sich aus dem übrigen zu dieser Wurzel gehörigen Wortmaterial, dass sich bei einem Teilbereich der Wortfamilie im Germanischen eine Bedeutungsverschiebung zu 'gewöhnen, vertraut machen' eingestellt hat. Das schwache Verb **wanja-* ist als Kausativum zur indogermanischen Wurzel zu betrachten, s. HEIDERMANN 1993: 654, LIV₂: 682. Die ältere Bedeutung im Bereich 'wünschen, begehren' ist im Germanischen aber ebenfalls noch gut erhalten; sie ist etwa bei **wunjō-* 'Wonne, Vergnügen' und auch bei **wini-* noch fassbar. Eine germanische Ableitungsgrundlage für **wini-* zu finden ist aufgrund des Wurzelvokalismus schwierig.

In Anbetracht dieser Probleme beim Versuch, das Wort als germanische Neubildung zu erklären, erscheint die BAMMESBERGERSche Herleitung aus dem älteren *s*-Stamm als attraktive Alternative. Wenn es sich wirklich um einen Übertritt von den *s*-Stämmen handeln sollte, ist der *i*-Stamm nicht das Resultat eines Derivationsprozesses und funktionale Überlegungen entfallen. Die Schwierigkeit ist hier eine andere, und zwar eine semantische: Wenn man von einem Abstraktum 'Verlangen, Lieblichkeit' ausgeht, liegt der Übergang zu einer Personenbezeichnung nicht unbedingt auf der Hand. Doch kann der Bedeutungswandel 'Verlangen' → 'geliebte Person' → 'Freund' durch Parallelen wahrscheinlich gemacht werden. Für den ersten Schritt findet man

bei lat. *venus*, das neben ‘Liebeslust’ usw. auch ‘Geliebte’ heissen kann, eine Entsprechung, und vom zweiten Schritt zeugt noch der Umstand, dass ahd. *wini* neben ‘Freund’ auch ‘Geliebter’ heisst (dazu auch ein Femininum *winia* ‘Gattin, Freundin, Geliebte’; ferner das Abstraktum *winiscaff(t)* ‘Liebe, Freundschaft, Bündnis’ usw.). Man vergleiche auch got. *wraks* m. ‘Verfolger’, das wohl mit Bedeutungswandel auf das noch in ae. *wræc* n. ‘Elend, Exil’ bezeugte Verbalabstraktum zurückzuführen ist (zu got. *wrikan** ‘verfolgen’). Ausserdem lässt sich als Parallele anführen, dass ahd. *friunt* ‘Freund’ wohl ebenfalls auf ein Verb für ‘lieben, gern haben’ (vgl. got. *frijōn* ‘lieben’) zurückgeht, wenn auch in diesem Fall nicht ein konkretisiertes Abstraktum, sondern ein substantiviertes Präsenspartizip (‘der Liebende’) vorliegt.

Neben den zwei Möglichkeiten, in **wini*- eine germanische Neubildung zu sehen oder einen Übertritt von den *s*-Stämmen anzunehmen, ist ferner in Betracht zu ziehen, dass es sich um einen ererbten *i*-Stamm handeln könnte. Das Wort wäre in diesem Fall von lat. *venus* und ai. *vánas*- (*s*-Stamm) zu trennen. Die Rekonstruktion eines indogermanischen *i*-Stamms würde bedingen, dass auch in anderen Sprachzweigen ein entsprechender *i*-Stamm vorläge. Tatsächlich gibt es den Vorschlag, eine Verbindung zu einem keltischen Wort herzustellen, das von BJORVAND/LINDEMAN 2007 *venn* in der Form kelt. **weni*- angesetzt wird und damit formal einwandfrei zu germ. **wini*- passen würde. Mit der rekonstruierten Bedeutung ‘Familie, Geschlecht, Clan’ liegt ausserdem auch die Bedeutung nicht allzu fern ab. Wenn es sich bei diesen zwei Lexemen tatsächlich um die gleiche Formation handelt sollte, käme der Erklärung von urgerm. **wini*- aus einem *s*-Stamm natürlich nur noch eine geringe Wahrscheinlichkeit zu, da sie die spezifisch germanische Entwicklung von nebentonigem *-e-* zu *-i-* voraussetzt. Ganz überzeugend scheint mir die Verknüpfung mit dem keltischen Material aber nicht zu sein, da das Simplex air. *fine* f. ‘Familie, Geschlecht’ (< **ueniā*-) sowohl formal wie auch semantisch (‘Familie, Geschlecht, Clan’) vom germanischen Wort abweicht. Auch die gallischen Personennamen *Veni-marus*, *Veni-mara* f. usw. (s. BJORVAND/LINDEMAN a. a. O., DELAMARRE 2003 *ueni*-, STÜBER/ZEHNDER/REMMER 2009: 271), die formal gut dazupassen würden, gehören in diesen semantischen Bereich (Deutung von *Veni-mara* bei STÜBER/ZEHNDER/REMMER als Determinativkompositum ‘gross durch ihre Verwandten’). Wenn man bedenkt, dass im Germanischen, wie oben schon erwähnt, die Bedeutungskomponente ‘Verwandter’ ganz fehlt, wirkt die Gleichung fraglich. All dies ergibt

m. E. eine zu dürftige Grundlage, um urgerm. **wini-* als ererbten indogermanischen *i*-Stamm zu betrachten.

Ich kehre daher zur Erklärung von **wini-* als Kontinuante eines indogermanischen *s*-Stamms zurück. Bei proterokinetischer Flexion, wie man sie für die indogermanischen *s*-Stämme mehrheitlich ansetzt, hat man bei den schwachen Kasusformen mit vollstufigem Suffix **-es-* zu rechnen. Der Übertritt zu den *i*-Stämmen kann also entweder von diesen schwachen Kasus ausgegangen sein, oder aber erst nach der analogischen Verdrängung des *o*-stufigen Suffixes germ. **-az-* durch das vollstufige **-iz-*, das dann im gesamten Paradigma galt, erfolgt sein (vgl. got. Nom. Akk. Sg. *riqis* vs. idg. **(h₁)régʷos*; s. zum indogermanischen Ansatz STÜBER 2002: 180). Akrostatisch flektierte *s*-Stämme, wie sie auch gelegentlich angesetzt werden, boten hingegen keinen Anlass zum Übergang zu den *i*-Stämmen, da bei ihnen das Suffix (abgesehen vom Lokativ Singular) durchwegs in der Schwundstufe erscheinen musste.

Geht man von einem Übertritt von den *s*-Stämmen aus, erklärt sich auch die für einen *i*-Stamm ungewöhnliche *e*-Stufe in der Wurzelsilbe – ein Umstand, auf den auch BAMESBERGER 1990: 138 hinweist. Die *e*-Stufe stammt dann letzten Endes aus dem starken Stamm des proterokinetischen Paradigmas.

Zwischenfazit

Aufgrund von Überlegungen zur Wortbildung erscheint es am plausibelsten, germ. **wini-* 'Freund' aus einem älteren *s*-Stamm **uēnH-es-* n. 'Verlangen' (schwacher Stamm) herzuleiten. Dazu passt die *e*-stufige Wurzel, und auch die semantischen Übergänge konnten wahrscheinlich gemacht werden. Zur morphologischen Umdeutung wäre es dann im Anschluss an die Generalisierung des vollstufigen Suffixes **-iz-* (statt **-az-*) gekommen, am ehesten im Nominativ Singular, wo sich lautgesetzlich **winiz* ergeben musste, das äußerlich wie ein *i*-Stamm erschien. Die Gleichsetzung mit einem keltischen *i*-Stamm kann nicht ausgeschlossen werden, wurde aber als zu unsicher bewertet, um **wini-* als ererbten *i*-Stamm anerkennen zu können.

Chronologisch müsste ein solcher Übertritt noch in die urgermanische Periode datiert werden, da in den germanischen Sprachen der *i*-Stamm alleinige Geltung hat. Wie das oben angeführte Namenmaterial zeigt, ist der *i*-Stamm auch für das Ostgermanische vorauszusetzen.

Parallelfälle

Eine ähnliche Entwicklung hält BAMMESBERGER 1990: 138 auch bei Fällen für möglich, bei denen eine *a-* neben einer *i*-stämmigen Stammform auftritt, wie z. B. bei **drinka-* n. (ae. *drinc* 'Getränk') neben **drunki-* m. (awn. *drykkr*). Nach SCHINDLER 1975b: 264–6 und STÜBER 2002: 19 weisen die *s*-Stämme der indogermanischen Sprachen auf folgendes (jüngeres) Akzent-/Ablautschema zurück, das seinerseits aus einem älteren proterokinetischen Paradigma herzuleiten ist:

	jünger	älter (proterokinetisch)
st. Stamm	W(é)-S(o)	W(é)-S(Ø)
sw. Stamm	W(é)-S(e)-E	W(Ø)-S(é)-E

Der ältere schwache Stamm mit schwundstufiger Wurzel und betontem, vollstufigem Suffix scheint noch direkt in urgerm. **agīs-* (got. *agis* n. 'Furcht') vorzuliegen; die Wurzelsilbe ist aus **b₂ǵ^h*- entwickelt, die Ableitungen ahd. as. *egiso* m. 'Furcht, Schrecken', ae. *egeslic* 'schrecklich' usw. beweisen aufgrund von *-s-* den Suffixakzent, s. CASARETTO 2000: 223f.

Wenn dieses Szenario stimmt, könnte **drinka-* den starken Stamm des jüngeren Typs fortsetzen, während **drunki-* bereits in der älteren Phase aus dem schwachen Stamm abgezweigt wäre. Ein ähnliches Szenario erwägt BAMMESBERGER auch für urgerm. **k^wumi-* m. (got. *qums* 'das Kommen') neben einem Stamm **k^wimi-* von unklarem Geschlecht (ahd. *kaquimi*, s. dazu unten). Ferner bezieht der Autor auch **sang^{wi}-* (got. *saggws** 'Gesang') in seine Überlegungen mit ein, das teilweise als *a-* und teilweise als *i*-Stamm auftritt. Diese drei von BAMMESBERGER angeführten potentiellen Parallelfälle für die Entstehung sekundärer *a-* und *i*-Stämme aus älteren *s*-Stämmen sind im Folgenden auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen.

urgerm. **sang^{wi}-*

Dieses Wort, auf das ich oben S. 123 bereits zu sprechen gekommen bin, weist in den germanischen Sprachen ein Nebeneinander von *a-* und *i*-stämmigen Formen, d. h. die Stammvarianten **sang^{wa}-* und **sang^{wi}-*, auf. BAMMESBERGER erwägt einen zugrundeliegenden ehemaligen *s*-Stamm, aus dessen Paradigma es – ähnlich wie oben bei **drinka-* und **drunki-* – zu Übertritten zu den *a*-Stämmen einerseits und zu den *i*-Stämmen andererseits gekommen sei, da

sich im Nominativ Singular idg. **-os* zu urgerm. **-az* entwickelte, wodurch eine Homophonie mit den *a*-Stämmen entstand, in den obliquen Kasus aber **-es-* zu urgerm. **-iz-* wurde, wodurch sich eine Verbindung zu den Endungen der *i*-Stämme ergab. Damit wären die Scharnierformen für den Aufbau sowohl eines *i*- als auch eines *a*-stämmigen Paradigmas vorhanden gewesen.

Die Sache liegt aber bei diesem Wort aus zwei Gründen etwas anders. Erstens können beide Stammvarianten als germanische Neubildung erklärt werden. Mit got. *siggwan* liegt nämlich ein starkes Verb vor, welches als Ableitungsgrundlage in Frage kommt. Für die Ableitung *i*-stämmiger Verbalabstrakta mit *o*-Stufe, die strukturell mit **sang^{wi}-* vergleichbar sind, gibt es zahlreiche Beispiele, etwa got. *balgs** (*i*-Stamm) zu **belga-* '(an)schwellen, erzürnen' oder ae. *bend* m. 'Band, Fessel' < **bandi-* zu **binda-* 'binden', s. BJORVAND 1995: 14ff. Auch für die zweite Stammvariante, **sang^{wa}-*, lassen sich derivationelle Parallelfälle anführen, s. BJORVAND 1995: 2ff. Ähnliche Verbalabstrakta sind zwar im Germanischen überwiegend *e*-stufig (vgl. ahd. *stīg*, awn. *stīgr*; got. *wigs* 'Weg'), doch gibt es durchaus auch *o*-stufige wie got. *waips* 'Kranz' (zu got. *weipan** 'kränzen') oder das schon genannte got. *wraks* 'Verfolger'.

Zweitens ist bereits bei der vorhergehenden Erwähnung des Wortes (S. 123) zur Sprache gekommen, dass es im Gotischen nachweisbare Tendenzen zu einer rein flexivischen Angleichung der *a*-stämmigen Pluralformen an die *i*-Stämme gibt, s. CASARETTO 2004: 181 und BJORVAND 1995: 3f. Es ist also gut möglich, dass es sich bei der im Gotischen bezeugten *i*-Flexion um etwas Sekundäres handelt. Ob dies zutrifft, oder ob der *i*-Stamm eine unabhängige Bildung ist, führt zum gleichen Schluss: Nämlich dass die im Germanischen bezeugten Nominalstämme ohne Weiteres vom starken Verb **sing^{wa}-* her erklärbar sind.

Von einem indogermanischen *s*-Stamm auszugehen ist also nicht erforderlich und in Anbetracht fehlender Evidenz für einen solchen auch nicht empfehlenswert. Möchte man dennoch an der von BAMESBERGER zur Diskussion gestellten Erklärung für **sang^{wa}-* und **sang^{wi}-* festhalten, müsste man die oben mit Beispielen untermauerten Wortbildungsmuster insgesamt in Frage stellen, etwa, in dem man den vergleichbaren *a*- bzw. *i*-Stämmen ebenfalls eine Herkunft aus älteren *s*-Stämmen unterstellen würde. Natürlich muss man grundsätzlich damit rechnen, dass uns solche nur aufgrund der Überlieferungslage nicht bekannt sein könnten; solange es aber keine konkreten

Hinweise auf *s*-Stämme gibt, bleibt dies ein hypothetisches Konstrukt.

urgerm. **k^wumi-*

Von der in got. *qums* 'Kommen, Ankunft' fortgesetzten Stammvariante **k^wumi-* soll es nach BAMMESBERGER 1990: 136 auch eine vollstufige Variante **k^wimi-* geben. Zweiteres basiert auf einem einzigen Glossenbeleg, ahd. *kaquimi* zu lat. *eventus* 'Ereignis' (St. Gl. I,70.10), der formal mehrdeutig ist: Es könnte sich – je nach Quantität des *-i-* – um einen *i*-Stamm oder um einen femininen *in*-Stamm vom Typ *frewi* 'Freude', *managi* 'Menge' handeln. SEEBOLD 1970: 316 entscheidet sich für letzteres und setzt **k^wemī* f. an. Dem wird man aber aus Gründen der Wortbildung kaum zustimmen können, da die althochdeutschen *in*-Stämme, wo sie Verbal- und keine Adjektivabstrakta sind, auf ältere **ini*-Stämme zurückgehen, die nur zu schwachen Verben gebildet werden (vgl. ahd. *weli* 'Wahl', *toufi* 'Taufe', *weri* 'Wehr' usw., Ahd. Gr. § 230). Ahd. *kaquimi* ist damit als Derivat eines starken Verbs besser als *i*-Stamm aufzufassen, und weist somit (entgegen SEEBOLD) tatsächlich auf eine Stammvariante **k^wimi-* zurück.

Da jedoch in diesem Fall wiederum das starke Verb erhalten ist, muss man auch hier in Betracht ziehen, dass es sich um unabhängige Bildungen handeln könnte. Bei got. *qums* lässt sich diese Ansicht problemlos vertreten, da schwundstufige, *i*-stämmige Verbalabstrakta zu starken Verben im Germanischen sehr verbreitet sind (z. B. ae. *stige* 'Aufgang, Aufstieg' < **stigi-* zu ae. *stīgan*; zahlreiche Beispiele bei BAMMESBERGER 1990: 128–33). Die Stammvariante **k^wimi-* passt deutlich schlechter ins Bild. Wie oben erwähnt stellen *i*-Stämme mit vollstufiger Wurzelsilbe keinen bekannten Typus germanischer Neubildungen dar. Mit **k^wimi-* sind jedoch einige Unsicherheiten verbunden; diese Stammvariante basiert auf einem einzigen Beleg, ist formal mehrdeutig und verrät kein Genus. Es hiesse m. E. den Bogen zu überspannen, wenn man daraus den weitreichenden Schluss ziehen möchte, dass die Form zusammen mit der schwundstufigen Variante aus einem älteren *s*-stämmigen Paradigma zu erklären sei. Dies umso mehr, als von einem *s*-Stamm m. W. wiederum weder im Germanischen noch in den übrigen indogermanischen Sprachzweigen Belege beizubringen sind.

urgerm. *drunki-

Mit den Stämmen *drunki- m. (awn. *drykkr*) und *drinka- n. (ae. *drinc* 'Getränk') verhält es sich ähnlich. Bei *drunki- m. kann es sich ganz analog zu **k^wumi-* um eine Neubildung handeln; bei *drinka- hat man es mit einem *e*-stufigen *a*-Stamm zu tun, den man ebenfalls zu den produktiven Typen zu rechnen hat (für Beispiele s. oben S. 212). Es gelten somit die gleichen Schlussfolgerungen wie bei den zwei zuletzt besprochenen Fällen.

Parallelfall *balgi-?

Nach SCHLERATH 1995: 256, der eine Idee von HIRT 1931-4: II, 57 aufgreift, ist das Wort urgerm. *balgi- m. (got. *balgs** m. 'Schlauch, Ranzen, Speisesack', awn. *belgr* m. 'Ledersack, Blasebalg, Bauch', ahd. as. *balg* m. usw.) mit ai. *barhīs-* n. 'Streu, Opferstreu' zu identifizieren. Dem altindischen Wort entspricht im Jungavestischen *bar³ziš-* n. 'Polster, Kissen', und beide sind nach EWAia: II, 213f. auf die Verbalwurzel **b^helǵ^h-* 'aufblasen, schwellen' zurückzuführen, zu der auch got. *balgs** gehört, s. LIV₂: 73f. Da im Germanischen durchwegs ein *i*-Stamm erscheint, müsste hier also parallel zu *wini- ein früher, gemeingermanischer Übertritt zu den *i*-Stämmen stattgefunden haben. Es ist jedoch wichtig, zu bemerken, dass ai. *barhīs-* nicht dem gängigen Typus der *s*-Stämme entspricht, s. WACKERNAGEL/DEBRUNNER 1896-1964: II 2, 366. Nach STÜBER 2002: 21 kann ved. -*iṣ-*, av. -*iš-* "sehr gut auf *-*i-s-* zurückgehen". Man hat es also womöglich mit einem komplexen Suffix zu tun; vgl. dazu auch LITSCHER 2007: 109, wo das Wort im Zusammenhang mit Kontaminationen zwischen *s*- und *i*-Stämmen bzw. *s*-Ableitungen von *i*-Stämmen erwähnt wird. Da im Indoiranischen also kein typischer *s*-Stamm vorliegt und das germanische Wort zudem sehr leicht als unabhängiges Derivat des starken Verbs urgerm. *belga- 'anschwellen; erzürnen' erklärbar ist, bleibt die Rückführung von germ. *balgi- m. auf einen älteren *s*-Stamm eine ganz unsichere Möglichkeit.

Fazit

Die Frage, ob ein germanischer *i*-Stamm einen indogermanischen *s*-Stamm fortsetzen kann, ist also grundsätzlich zu bejahen. Eine solche Entwicklung liess sich aber nur bei *wini- 'Freund' mit einiger Wahrscheinlichkeit aufzeigen. Der Klassenwechsel beruht auf dem lautlichen Zusammenfall der voll-

stufigen Suffixvariante idg. **-es-* > urgerm. **-iz-*, die im Urgermanischen analogisch verallgemeinert wurde, mit dem Ausgang der *i*-Stämme im Nominativ Singular, idg. **-i-s* > urgerm. **-iz-*. Der Übertritt ist in diesem Fall in die urgermanische Periode zu datieren, da sämtliche Tochtersprachen die Neuerung aufweisen. In den anderen hier zur Sprache gekommenen Fällen, in denen *i*- und *a*-Stämme nebeneinander auftraten, waren alternative Erklärungen vorzuziehen: Unabhängige Neubildungen zu starken Verben nach bekannten, produktiven Derivationsmustern oder sekundäre flexivische Angleichungen der *a*- an die *i*-Stämme im Gotischen.

Von den hier besprochenen Wörtern einmal abgesehen gibt es noch eine Anzahl weiterer, besonders altenglischer *i*-Stämme, die in der Forschungsliteratur als Kontinuanten von *s*-Stämmen angesehen werden; ihnen ist das folgende Kapitel gewidmet.

4.10 Ae. *sige* ‘Sieg’, *bere* ‘Gerste’ usw.

Gemäss den Angaben der altenglischen Grammatiken von CAMPBELL (1959 §610_[(6)]) und BRUNNER (Ae. Gr. §261, §263_[A4]) setzen folgende im Altenglischen synchron als *i*-Stämme flektierende Lexeme ältere *s*-Stämme fort: Ae. *sige* m. ‘Sieg’, *bere* m. ‘Gerste’, *ege* m. ‘Schrecken’, *hete* m. ‘Hass, Feindschaft’, *sele* m. ‘Halle’. Nur bei BRUNNER werden ausserdem *hyge* m. ‘Gedanke, Gemüt’ und einige Neutra wie ae. *sife* n. ‘Sieb’ so bewertet. Die Begründung für den Flexionsklassenübertritt lautet wie gehabt: Die vollstufige Suffixvariante habe sich lautgesetzlich von idg. **-es-* über urgerm. **-iz(-)* zu ae. *-i* entwickelt, wodurch eine Übereinstimmung mit dem Ausgang der *i*-Stämme entstanden und eine Reanalyse als *i*-Stamm eingetreten sei, s. oben S. 206. Auch die übrigen nord- und westgermanischen Sprachen haben häufig einen *i*-Stamm, der auf ähnliche Weise erklärt wird. Dieser Verlauf der Dinge kann teilweise mit direkter Evidenz aus dem Gotischen gestützt werden, wo einige der Kognate noch als *s*-Stämme erkennbar sind:

Ae.	Got.
<i>sige</i> m. ‘Sieg’	<i>sigis</i> n.
<i>bere</i> m. ‘Gerste’	<i>*baris</i> n. (in <i>barizeins*</i> ‘aus Gerste’)
<i>ege</i> m. ‘Schrecken’	<i>agis</i> n.

hete m. ‘Hass, Feindschaft’ *batis* n.

Einzelne davon sind sogar für die Grundsprache als *s*-Stämme rekonstruierbar, z. B. got. *sigis* < idg. **séǵʰ-os*, s. STÜBER 2002: 146. In diesen Fällen ist also, die etymologische Identität der Wörter vorausgesetzt, an einem Übertritt vom neutralen *s*- zum maskulinen *i*-Stamm nicht zu rütteln. Auch wo nur ein gotischer (und kein grundsprachlicher) *s*-Stamm vorliegt, trifft dies zu, da ein gotischer *s*-Stamm kaum etwas anderes als einen urgermanischen *s*-Stamm fortsetzen kann. Bei den verbleibenden Wörtern muss zunächst die Sachlage genauer überprüft werden.

Allerdings schlägt CASARETTO 2004: 558 vor, got. *batis* und *skapis* als “germanische oder gotische Neubildungen” zu betrachten, wodurch die Tür für die Möglichkeit, dass ein gotischer *s*-Stamm nicht auf einen urgermanischen *s*-Stamm zurückgeht, einen Spaltbreit offen bleibt. Eine allfällige Neubildung im Gotischen kommt aber nur dann in Betracht, wenn das Wort synchron auf ein Verb mit passendem Vokalismus beziehbar ist, was bei *batis* und *skapis* zutrifft, nicht aber bei der grossen Mehrheit der *s*-Stämme.

Eine Entsprechung zu ae. *sele* überliefert die Wulfilabibel nicht, nur das Verb *saljan* ‘logieren, bleiben’. Das Wort ist jedoch noch im Altenglischen als *s*-Stamm bezeugt, nämlich als *salor* n. (mit wohl epenthetischem *-o-*, s. unten). Damit steht also fest, dass ein *s*-Stamm existiert hat, und es liegt damit auf der Hand, einen zu *sige* usw. analogen Flexionsklassenübertritt zu den *i*-Stämmen anzunehmen.

Die Entsprechung zu ae. *hyge* wird meist als got. *hugs** m. ‘Verstand’ angesetzt (belegt ist nur Gen. Sg. *hugis*), s. CASARETTO 2004: 188; verwandt ist das Wort mit dem schwachen Verb *hugjan** ‘denken’. Dieses Lexem *hugs** hält man aufgrund des nord- und nordseegermanischen Materials für einen *i*-Stamm. Im Althochdeutschen tritt dagegen ein *u*-Stamm *hugu* m. (neben *hugi*) in Erscheinung:

- | | |
|------|---|
| Got. | got. <i>hugs</i> * m. ‘Verstand’, Gen. Sg. <i>hugis</i> |
| Awn. | <i>hugr</i> m. ‘Sinn, Gedanke’, Pl. <i>hugir</i> |
| Ae. | <i>hyge</i> m. |
| Afr. | <i>bei</i> m. (?) |
| As. | <i>hugi</i> m. |
| Ahd. | <i>hugu</i> m. (neben <i>hugi</i>) |

Der Ansatz von got. *hugs** m. ist nicht ganz eindeutig, und es könnte sich lohnen, diesen zu überprüfen. Wenn man nämlich die Nominalphrase *hugis seinis*, gr. τοῦ νοῦς αὐτῶν (Eph. 4,17) mit *barna hatis*, gr. τέκνα ὀπῆς (Eph. 2,3 B) vergleicht, wo die Forschung einen konsonantischen, endungslosen Genitiv Singular in Betracht gezogen, jedoch (wie CASARETTO 2004: 556^[Fn.1820] und RÜBEKEIL 2001: 244) meist verworfen hat, ergibt sich die Möglichkeit, auch *hugis* als einen endungslosen Genitiv Singular eines *s*-Stamms aufzufassen. Vorausgesetzt, man hält eine solche Genitivbildung bei den gotischen *s*-Stämmen für möglich, müsste das Wort folglich nicht als *hugs** m., sondern als *hugis** n. angesetzt werden. Von diesem *s*-Stamm liessen sich dann die *i*-Stämme der übrigen Sprachen auf gleiche Weise wie ae. *sige* usw., d. h. durch eine Scharnierform zu den *i*-Stämmen im Nominativ/Akkusativ Singular erklären. Dies ist vermutlich die Erklärung, an die BRUNNER für ae. *hyge* gedacht hatte. Ahd. *hugu* liesse sich dann unmittelbar mit ahd. *sign* vergleichen, das ebenfalls eine *u*-stämmige Fortsetzung eines *s*-Stamms darstellt.

Ob man dem zustimmen will, hängt u. a. davon ab, ob man einem Teil der gotischen *s*-Stämme einen endungslosen Genitiv Singular und damit noch eine minime flexivische Eigenständigkeit gegenüber dem *a*-stämmigen Paradigma, das sie ansonsten ganz übernommen haben, zuzugestehen geneigt ist. Ein solcher endungsloser Genitiv käme dann in der Wulfilabibel parallel zum analogisch geneuerten Typ *agisis* (Jh. 7,13 u. a.) vor. Ohne weiteres Material ist die Sache wohl nicht zu entscheiden.

Gegen die Rekonstruktion eines *s*-Stamms haben sich die Verfasser des Etymologischen Wörterbuchs des Althochdeutschen ausgesprochen (EWA *hugu*, IV,1196). Zum einen halten sie eine Analyse von *hugis* als Genitiv Singular offenbar nicht für möglich. Zum anderen wird auf den für *s*-Stämme atypischen Wurzelsvokalismus verwiesen; in der Tat weisen die *s*-Stämme sonst jeweils eine vollstufige Wurzel auf (vgl. got. *sigis*, *rimis**, *agis* < **h₂e°*, *abs* < **h₂e°*, *peihs* u. a.); man vergleiche aber immerhin schwundstufiges got. **gaddigis* n. ‘Gebilde’ (Konjektur) zu idg. **d^heiǵh-* ‘bestreichen, kneten’, s. CASARETTO 2004: 560, LIV₂: 140f. Für die weitere Etymologie des Wortes wird im EWA ein Anschluss an idg. **(s)keuh₁-* ‘wahrnehmen, schauen’ (plus Tektalsuffix) erwogen. Eine Verallgemeinerung des schwachen Stamms aus dem proterokinetischen Paradigma (W(Ø)-S(é)-E) kann nicht vorliegen, weil das Suffix sonst stimmloses *-s-* gehabt hätte, was mit dem späteren Übertritt zu den *i*-Stämmen und mit awn. *hugr* nicht unter einen Hut zu bringen ist.

Der Rekonstruktion eines *s*-Stamms stehen somit m. E. allzu viele Hindernisse im Weg. Ausschlaggebend ist vor allem der Wurzelvokalismus; got. **gaddigis* ist als Konjekture und mit seiner nicht zu den übrigen *s*-Stämmen passenden Präfigierung ein zu unsicherer Vergleichsfall, um eine Rekonstruktion **xug^aiz-* stützen zu können. Die Rekonstruktion eines maskulinen *i*-Stamms **xugi-* ist dagegen vergleichsweise unproblematisch. Zuletzt bietet auch das gotische schwache Verb *hugjan** 'denken', sofern es denn eine denominale Bildung ist, keinen Hinweis auf einen zugrundeliegenden *s*-Stamm (vgl. got. *hatizōn** 'zürnen', ahd. (*ubar-*)*sigirōn* 'besiegen').

Eine offene Frage ist, was es mit den *u*-Stämmen *sigu* und *hugu* im Althochdeutschen auf sich hat. Nach dem Gesagten können sie nicht unmittelbar miteinander verglichen werden, da *sigu* auf einen *s*-Stamm, *hugu* dagegen auf einen älteren *i*-Stamm zurückweist. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich sekundär den *u*-Stämmen angeschlossen haben, bzw. nach diesen schwanken. CASARETTO 2004: 556^[Fn.1817] meint im Anschluss an ältere Forschungsliteratur, es könne bei *s*-Stämmen eine analogische Schwundstufe (**-us-* nach **-ur-* < **-r-*) vorkommen. Ein Problem mit dieser Erklärung ist jedoch, dass man zumindest im jüngeren der oben S. 211 erwähnten, von SCHINDLER aufgestellten Ablautschemata der neutralen *s*-Stämme weder im starken noch im schwachen Stamm ein schwundstufiges Suffix erwartet. Es müsste sich also um eine Neuerung handeln, für die eine Motivation m. E. nicht auszumachen ist, oder allenfalls um eine Spur eines abweichenden Flexionsparadigmas, das bei den germanischen *s*-Stämmen sonst nicht nachgewiesen werden kann.

Die Form ahd. *kilbur* n. (Nom. Akk. Pl.), die in der älteren Forschungsliteratur häufig zu einem *s*-Stamm **kalb-^aiz-* n. 'Kalb' (ahd. *kalb*, Pl. fränk. *kelbir*) gestellt wird, s. z. B. PALANDER 1899: 129f., und somit im Verdacht stehen könnte, ein solches schwundstufiges Suffix *-us-* zu enthalten, kann nicht hierhergerechnet werden. Ahd. *kilbur* glossiert lat. *agna* und bedeutet 'weibliches Schaflamm'; es gehört mit ae. *čilfor-* in *čilforlamb* 'Schaflamm' zusammen und ist folglich – mit SCHAFFNER 2001: 589ff., aber entgegen BOUTKAN 1992: 16f. – vom Wort für 'Kalb' zu trennen. Es sind also zwei separate Lexeme anzusetzen, die zwar letzten Endes etymologisch zusammenhängen mögen, aber klar verschiedene Bildungen mit Unterschieden im Wurzelvokalismus, im Stammsuffix und in der Semantik darstellen: Zum einen urgerm. **kelb-uz-* n. 'Schaflamm', zum anderen **kalb-^aiz-* n. 'Kalb'.

SCHAFFNER 2001: 589ff. setzt auch noch ein drittes Lexem an, nämlich **k^aalba-*

m. (> awn. *kalf̃r* m. ‘Kalb’). Das ist aber m. E. nicht zwingend nötig, weil der *a*-Stamm aus dem *s*-Stamm gewonnen werden kann. Die Semantik ist dieselbe, und für die formale Fortsetzung eines *s*-Stamms als *a*-Stamm gibt es Parallelen, vgl. awn. *ax* n. ‘Ähre’ (Dat. *axi*, Pl. *px*, s. eONP s. v.), das aufgrund des Vergleichs mit ahd. *abar*, *ehir* n. ‘Ähre’ wohl auf urgerm. **aχ^hz-* zurückzuführen ist. Wenig überzeugend finde ich auch SCHAFFNERS Annahme, dass sich die Formen dieser zwei (oder drei) Lexeme zu neuen Paradigmen “verschränkt” haben sollen. Ein solches nachträgliches Zusammenwachsen verschiedener Lexeme zu einem neuen Paradigma lässt sich im Bereich der Substantive m. W. kaum durch Parallelfälle stützen; die relevanten Formen im Altenglischen sind zudem besser durch BOUTKANS Epenthese-regel (siehe gleich) zu erklären.

Der Ausgang *-ur* in *kilbur* ist also wohl nicht mit dem Stammsuffix der *s*-Stämme zu identifizieren, sondern eher als ein eigenständiges Suffix zu betrachten. Aus formaler Sicht drängt sich der Vergleich mit jav. *gər³buš-* ‘Tierjunges’ auf (POKORNY 1959: 473; zum Suffix s. HOFFMANN/FORSSMAN 2004: 157). Auch wenn die Semantik nicht ganz übereinstimmt – wie erwähnt bezeichnen die Kontinuanten von **kelb-uz-* im Germanischen nicht etwa ein Jungtier sondern das (Mutter-)Schaf – empfiehlt es sich aufgrund der morphologischen Struktur doch, an dieser Gleichsetzung festzuhalten. Somit ist das Wort auch nicht weiter relevant für die Frage nach der Umbildung von ahd. *sigu*, *hugu* zu *u*-Stämmen.

Für das mit ahd. *-ur-* genau übereinstimmende, seltene Suffix av. *-uš-*, ai. *-uṣ-* (ai. *cākṣ-uṣ-* n. ‘Auge’ u. a.) verweise ich auf SCHAFFNER 2001: 590_[Fn.26], MATZINGER 2008: 135. Das Suffix bildet allerdings ansonsten eher (Verbal-)Abstrakta (ai. *cākṣ-uṣ-* ‘Auge’ ← ‘das Sehen’, s. EWAia: I,524).

Auf eine andere Fährte lenkt einen das Substantiv awn. *angr* m./n. ‘Kummer, Verdruss’. Aus seinem Genitiv *angrs* einerseits und ahd. *angust* f. (nhd. *Angst*) andererseits, das, wie es scheint, noch um **-ti-* erweitert wurde, hat man auf einen zugrundeliegenden *s*-Stamm geschlossen, s. SCHLERATH 1995: 259, EWA *angust* (I,253-5) und BJORVAND/LINDEMAN 2007 *anger*. Etymologisch hängt das Wort mit dem Adjektiv **ang(w)u-* (got. *aggwus** ‘eng’) zusammen, s. HEIDERMANNS 1993: 100f. Zugrunde liegt sowohl dem substantivischen *s*-Stamm als auch dem *u*-Adjektiv die Wurzel idg. **b₂emǵ^h-* ‘(zu)schnüren’ → ‘beengen’, s. LIV₂: 264f; der *s*-Stamm hat folglich zunächst ‘Einengung, Bedrängung’ bedeutet. Die Erklärung für den *u*-Laut in ahd. *angust* ist m. E.

wohl die, dass hier nicht ein *s*-Stamm **ang-iz-* + Abstraktsuffix **-ti-* vorliegt, sondern ein Adjektivabstraktum **ang(w)u-sti-*. Zum Suffix *-sti-* vgl. z. B. ahd. *anst* f. 'Gunst' zum Präteritopräsens ahd. *an* 'ich gönne', ahd. *trust* f. 'Kriegerschar' usw., s. KRAHE/MEID 1967-9: III,167. Das althochdeutsche Wort ist also vermutlich strukturell grundsätzlich anders zu beurteilen als das altwestnordische; der *u*-Laut somit nicht Teil des *s*-Stammsuffixes, sondern Stammbildungssuffix des zugrundeliegenden *u*-Adjektivs.

Zu Bedenken ist ferner eine Beeinflussung durch lat. *angustus* 'eng'. Zur Derivationsgeschichte vgl. SCHAFFNER 2001: 134. STÜBER 2002: 99 rekonstruiert einen grundsprachlichen *s*-Stamm und denkt bei ahd. *angust* an einen "Ersatz des Suffixvokals unter dem Einfluss des [...] *u*-Adjektivs".

Ein weiterer Erklärungsansatz für *u*-Laute im Paradigma der *s*-Stämme geht auf einen Vorschlag von BOUTKAN (1992) zurück, gilt jedoch nur für das Altenglische. Nach BOUTKAN kann bei den altenglischen *s*-Stämmen ein im Suffix erscheinender *u*-Laut als Sprossvokal erklärt werden: Die Entwicklung *-Cr > -Cur* wäre dann genau gleich abgelaufen wie im Isländischen (vgl. awn. *dagr* > nisl. *dagur*). BOUTKAN vermag diese Hypothese mit glaubhaften Belegen zu untermauern, die auch von ausserhalb des *s*-stämmigen Paradigmas stammen, nämlich von den *r*-Stämmen und von Einzellexemen wie ae. *nīpor* (und Varianten) 'unten, hinunter' < **nīp(e)r-*. Dort, wo die entsprechende lautliche Umgebung vorhanden war, ist es somit vorstellbar, dass ein *-u-* auf lautgesetzlichem Weg entstanden ist.

Diese von BOUTKAN für das Altenglische entworfene Hypothese ist jedoch nicht auf das Althochdeutsche übertragbar, da hier im vergleichbaren lautlichen Kontext stattdessen ein Sprossvokal *-a-* erscheint, vgl. ahd. *nīdar* < **nīp(e)r-* gegenüber ae. *nīpor*. Es gibt zwar im Althochdeutschen auch andere Sprossvokale, darunter *-u-*, z. B. in ahd. *bodum* 'Boden' neben *bodam* < **būdma-*, *ātum* 'Atem', vgl. afr. *ēthma*, im Oberdeutschen auch *-burug* neben *-burg*, s. Ahd. Gr. §65_[AI], §69b, doch sind diese selten und zudem meist von dialektal oder lautlich (labiale Lautumgebung, Vokalharmonie) beschränkter Geltung. Zudem zeigen die althochdeutsch *s*-stämmig flektierten Wörter dort, wo sie im Singular das Stammsuffix erhalten haben, einen *i-* oder *a-*Vokalismus (ahd. *abir*, *ebir* 'Ähre', *trestir* 'Trester', *liodar* 'Geräusch', *demar* 'Dämmerung', *sahar* 'Riedgras'). Ob diese Nebensilbenvokale die alten Ab lautverhältnisse widerspiegeln (Abtönungs- versus (analogisch eingeführte)

Vollstufe; so SCHLERATH 1995: 258), oder ob sie nach der Synkope durch Vokalepenthese entstanden sind, bleibt unklar. Jedenfalls deutet nichts auf einen Sprossvokal *-u-* hin.

Erwägen könnte man ferner noch, ob das gelegentlich vorkommende Nebeneinander von *u*-Adjektiv und substantivischem *s*-Stamm in sogenannten Caland-Systemen hineingespielt hat, vgl. zum Beispiel idg. **sīd^h-ū-* ‘gerade, auf ein Ziel gerichtet’ neben **sīd^h-os* n. ‘Ziel’, s. STÜBER 2002: 49, 182. Es ist nicht ausgeschlossen, dass solche Systeme zu Interferenzen zwischen *u*- und *s*-Stämmen geführt haben. Dieses Szenario erscheint allerdings für das Germanische nicht sehr wahrscheinlich, weil Adjektivabstrakta vom Typ **sīd^h-os*, (zu **sīd^h-* ‘gerade’) unter den germanischen *s*-Stämmen nicht in grosser Zahl vertreten sind.

Da also ein *-u-* weder als Reflex einer Schwundstufe noch als Sprossvokal überzeugend erklärt werden kann, bietet es sich an, den *u*-Stamm *sign* nicht direkt vom Paradigma der *s*-Stämme her zu erklären, sondern zunächst einen zu den übrigen nord- und westgermanischen Sprachen parallelen Übertritt zu den *i*-Stämmen, und von dort eine Umbildung zu *u*-Stämmen anzunehmen. Das Problem reduziert sich dann auf die auch von anderen Lexemen bekannten Interferenzen zwischen *i*- und *u*-Stämmen.

Einige Überlegungen zu den Vermischungen von *i*- und *u*-Stämmen im Nord- und Westgermanischen habe ich bereits oben, S. 78 und 192 angestellt. Auch für das Althochdeutsche darf man davon ausgehen, dass mehrere Faktoren zu einer allmählichen Erosion und einer dadurch entstehenden Durchlässigkeit zwischen beiden Klassen geführt haben: Zu nennen ist erstens die Synkope bzw. Apokope des Stammvokals nach langer Silbe, zum anderen der lautliche Zusammenfall gewisser Endungen, vor allem im Nominativ Plural der Maskulina. Sobald die langsilbigen *u*-Stämme ihr charakteristisches *-u* im Nominativ/Akkusativ Singular verloren, während die kurzsilbigen wie *situ* ‘Sitte’, *fridu* ‘Friede’ es behielten, s. Ahd. Gr. §220c, waren sie in diesen Formen von den *i*-Stämmen wie *gast*, *ast* usw. nicht mehr zu unterscheiden. Zweitens sind die Ausgänge Nominativ Plural urgerm. **-iwiz* (*u*-Stämme) und **-ijiz* (*i*-Stämme) im Althochdeutschen lautgesetzlich in *-i* zusammengefallen. Drittens war wohl auch noch der Lokativ Singular der *u*-Stämme auf *-iu* (= funktionaler Dativ) lautlich mit dem Instrumental Singular der *i*-Stämme auf *-iu* zusammengefallen, was zu einiger Verwirrung geführt haben dürfte, s. Ahd. Gr. §220c[A3].

Auch im Nominativ Plural der Neutra müsste man wohl einen Zusammenfall erwarten, da urgerm. **-jō₁* und **-wō₁* wahrscheinlich über *-(j)u* bzw. *-(w)u* beide in ahd. *-u/o* gemündet hätten (vgl. ahd. Nom. Akk. Pl. *febo* bei Notker, *u*-Stamm, s. Ahd. Gr. §220e; kein entsprechender Beleg für einen *i*-Stamm). Jedoch sind Neutra der *u*- und besonders der *i*-Stämme so spärlich, dass die Übereinstimmung im Nominativ Plural, auch wenn es sie gegeben habe sollte, kaum eine nennenswerte Wirkung hätte entfalten können.

Durch den weitgehenden Verlust der jeweiligen Klassenmarker (Stamm-suffix) und den lautgesetzlichen Zusammenfall mehrerer Ausgänge waren die Bedingungen für Übergänge zwischen beiden Klassen gegeben. Der Einfluss manifestierte sich sicherlich stärker in Richtung von den *i*- zu den *u*-Stämmen, wovon etwa die bei den *u*-Stämmen allgemein gültige, aber historisch gesehen unberechtigte Endung ahd. *-i* im Akkusativ Plural zeugt (urgerm. **-unz*). Als Beispiel für den Übertritt von den *u*- zu den *i*-Stämmen sei auf ahd. (alem.) *quiti* m. 'Bauch, Gebärmutter' verwiesen, das nach Ausweis von got. *qībus** m. 'Magen, Mutterleib, Gebärmutter' einen ehemaligen *u*-Stamm fortsetzt. Ein ähnliches Schicksal hat wohl das Wort für 'Fuss' erlitten (s. oben Kap. 4.2), sofern die Erklärung GRIEPENTROGS (1995: 153) zutrifft, nach der dieses alte Wurzelnomen in der Vorgeschichte des Altsächsischen und Althochdeutschen zunächst aufgrund von lautlichen Übereinstimmungen im Dativ/Akkusativ Plural zu den *u*-Stämmen und von dort aus aufgrund des Gleichlauts im Nominativ Plural weiter zu den *i*-Stämmen übergetreten ist. Ahd. *sigu* und *hugu* bezeugen dann ebenfalls die Vermischung zwischen beiden Klassen, aber gerade in umgekehrter Richtung: Hier scheinen sich *i*-Stämme den *u*-Stämmen angeschlossen zu haben.

Nun noch zu den von BRUNNER ebenfalls mit *s*-Stämmen in Verbindung gebrachten altenglischen Neutra (Ae. Gr. §263_[2, A4]). Ich behandle an dieser Stelle exemplarisch ae. *sife* 'Sieb' und *spere* 'Speer' (einige weitere altenglische Neutra auf *-e* werden in Kap. 4.15 noch zu besprechen sein).

ae. *sife* 'Sieb'

Für dieses Wort sind folgende Belege zu beachten:

Ae.	<i>sife</i> n., auch <i>sibi</i> (nur Nom. Akk. Sg.)
As.	<i>sif</i>
Ahd.	<i>sib</i> , <i>sip</i> (Gen. Sg. <i>sibes</i> , Dat. Sg. <i>sibe</i>)

sibilin n. ‘Sieblein’ (Diminutiv)

Mhd. *sip* n. (Pl. *sip* oder *siber*)

Mnd. Mnl. *sēve*

Eine Anknüpfung an die Wurzel **seh₁(i)-* ‘sieben’ (LIV₂: 519) ist wahrscheinlich; von ihr sind auch andere Nomina mit der Bedeutung ‘Sieb’ gebildet, z. B. awn. *sáld* n., das a. a. O. aus **séh₁-tlo-* hergeleitet wird¹⁴. Eine Anbindung an **seib-* ‘fliessen lassen’ (LIV₂: 521) scheitert am Lautlichen (hierher das urgermanische starke Verb **sipa-* > mhd. *sifen* ‘fliessen’, mnl. *sipen* ‘tropfen, rinne(n)’. Aufgrund der eingeschränkten Überlieferung, die in ältester Zeit – soweit ich sehe – keinerlei Pluralbelege einschliesst, lässt sich nichts Sicheres über die ursprüngliche Stammbildung aussagen. Am besten mit den zitierten Belegen zur Übereinstimmung zu bringen ist wohl ein Ansatz **sibi-* n., der evtl. im Diminutiv *sibilin* direkt belegt ist. Beweiskraft hat der Diminutiv allerdings nicht, weil das Suffix *-(i)lin* mit oder ohne bindevokalisches *-i-* vorkommt (vgl. ahd. *fingar-lin* neben ahd. *hūs-ilin*, s. HENZEN 1965: 144f.). Es bleibt darüber hinaus auch die Wortbildung insgesamt (Wurzelerweiterung) im Dunkeln. Eine Herleitung aus einem *s*-Stamm, wie etwa bei SCHLERATH 1995: 260 und CASARETTO 2004: 556 in Erwägung gezogen, ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht weiter wahrscheinlich zu machen. Das Argument, es habe im Germanischen fast keine neutralen *i*-Stämme gegeben, muss dem Ansatz **sibi-* n. nicht zwingend im Weg stehen, und vermag jedenfalls umgekehrt nicht den hypothetischen *s*-Stamm zu stützen (vgl. SCHLERATH: “Den *s*-Stamm erschliesst man [= die von ihm rezipierte Forschung, LT] aus dem neutralen Genus des *i*-Stamms”).

ae. *spere* ‘Speer’

Im Altenglischen ist das Wort bezeugt als *spere* n. ‘Speer, Wurfspiess’, Nom. Akk. Pl. *spe(o)ru*, zudem als Vorderglied in ae. <sperruuuyrt>, einer Glosse zu lat. *ueneria* (Épinal-Glossar), womit eventuell ‘Alant (*inula belenium*)’ gemeint ist. Zwar bezweifelt WEYHE 1906: 88_[Fn.1] mit Verweis auf die Parallelüberlieferung <smerruuuyrt> (Erfurt-Glossar) und später bezeugtes <spereuyrt> die Verlässlichkeit dieser Glosse, doch diese Einschätzung entspricht nicht mehr

¹⁴ Metathese tritt bei diesem Suffix auch in anderen Fällen auf, vgl. ae. *spād̥l*, *spāld* ‘Speichel’, awn. *hogld* f. ‘Holzring an einem Seil’ u. a., s. KRAHE/MEID 1967-9: III, 188.

dem aktuellen Forschungsstand: In der neueren Forschung hält man die Form *speru-wyrt* gegenüber *smeru-wyrt* für die korrekte (DIPAULO HEALEY 2009: 111). Die weiteren Belege sind: As. *sper* n., afr. *spiri*, *spere*, *spēr*, ahd. *sper*, Nom. Akk. Pl. *sper*, Diminutiv *sperilīn* n. 'Geschoss', awn. Pl. *spjor* n. (poet.) 'Speer'.

Das Wort ist aufgrund des altnordischen und altenglischen Materials (Brechung im Altnordischen; Vorderglied *speru-* im Altenglischen) mit LÜHR 2000a: 73 als urgermanischer *u*-Stamm **speru-* zu rekonstruieren. Damit wird meist lat. *sparus*, *-ī* m. 'kurzer Jagdspeer', auch *sparum*, *-ī* n. verglichen, s. WALDE/J. B. HOFMANN 1954-82: 568. Das Wort hat aber ausserhalb des Lateinischen, Germanischen und Albanischen keine Verwandten, s. DE VAAN 2008 ↗*sparus*. Ein *s*-Stamm hat kaum vorgelegen; die *i*-stämmigen Formen sind wie in den oben besprochenen Fällen sekundär zu den *u*-stämmigen zu erklären.

Fazit

Mit ae. *sige*, *bere*, *ege*, *hete* und *sele* 'Halle' ist also eine zweite Schicht von *s*-Stämmen gefunden, die zu *i*-Stämmen übergetreten sind. Chronologisch gehören diese Übertritte in eine spätere Zeit als das im letzten Kapitel besprochene **wini-*, da die *i*-stämmigen Formen nur im West- und teilweise im Nordgermanischen, nicht aber im Ostgermanischen (Gotischen) vorliegen. Damit können sie – im Gegensatz zum Übertritt von **wini-*, der, wie oben durch die Anführung von Namenmaterial gezeigt wurde, gemeingermanisch ist – nicht in die urgermanische Periode datiert werden. Für die westgermanischen Sprachen bietet es sich sogar an, den Übertritt auf die Zeit nach dem Schwund von auslautendem **-z* zu datieren, weil zu diesem Zeitpunkt neben dem Nominativ auch der Akkusativausgang der *i*- und *s*-Stämme in *-i/-e* (das bei den langsilbigen später geschwunden ist) zusammengefallen sein musste, was den Übertritt zusätzlich begünstigt haben mag.

Wann der Schwund von wgerm. **-z#* genau erfolgt ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Wenn die rheinischen Matronennamen auf *-ims* als germanische Dativ-Plural-Formen richtig gedeutet sind, kann es nicht vor dem 2./3.

Jahrhundert n. Chr. gewesen sein, s. zur Diskussion NIELSEN 2000: 166f.

Einige nach der *u*-Deklination gehenden Formen von ahd. *sigu* und *hugu*, wovon nur ersteres auf einen *s*-Stamm, zweiteres auf einen *i*-Stamm zurück-

geführt wurde, sind am besten durch die bekannten Vermischungen von *i*- und *u*-Stämmen zu erklären. Ahd. *sigu* ist also wohl zunächst zu den *i*-, dann (wie *hugu*) von den *i*- zu den *u*-Stämmen übergetreten.

Von den Wörtern, die im Altenglischen als Neutra erhalten blieben, wurden hier *sife* ‘Sieb’ und *spere* ‘Speer’ genauer betrachtet. Eine Herleitung aus einem *s*-Stamm war bei keinem der beiden wahrscheinlich zu machen, und bei *spere*, das auf **speru-* zurückweist, sogar ziemlich sicher auszuschliessen.

4.11 Ahd. *nefo* ‘Neffe’ und got. *mēna* ‘Mond’

Das Wort ahd. *nefo* ‘Enkel, Verwandter, Neffe’ und seine Entsprechungen in den anderen Einzelsprachen werden aus einem amphikinetischen Paradigma idg. **népōt(-s)*, Gen. **nep-t-és* hergeleitet (s. CASARETTO 2004: 428), vgl. lat. *nepōs*, Gen. *nepōtis*. Es handelt sich also ursprünglich um einen Konsonantstamm mit stammschliessendem Dentallaut. Ein Versuch, das Wort mit got. *nīþjis* m. ‘Verwandter’ zu verknüpfen, vermag aus lautlichen Gründen nicht zu überzeugen, s. CASARETTO 2004: 477. Zunächst die Beleglage:

- Awn. *nefi* m. ‘Neffe, Verwandter’
- Ae. *nefa* m. ‘Neffe, Enkel, Stiefsohn’
- As. *nevo* m. ‘Enkel, Neffe’
- Ahd. *nefo*, *nevo* m. ‘Enkel, Verwandter, Nachkomme, Neffe’

Das Wort ist also ohne Zweifel als maskuliner *n*-Stamm zu erschliessen. Ob der Übertritt von den Dentalstämmen zeitlich in die urgermanische Periode gehört oder in die spätere nordwestgermanische, lässt sich aufgrund fehlender Bezeugung im Ostgermanischen nicht sagen. Spuren eines Dentalstamms sind aber nirgendwo zu erkennen, sodass man eher mit einer frühen Eingliederung bei den *n*-Stämmen rechnen wird.

Klar scheint auch, dass man den frühesten Nominativ Singular dieses Wortes im Urgermanischen als **néfōd* ansetzen muss.

Nach BOUTKAN 1995b: 57–9 lässt sich im absoluten Auslaut des Urgermanischen nur ein einziger Dental **-t* rekonstruieren, der angeblich sowohl idg. **-t* wie auch idg. **-d* und **-d^h* fortsetzt. Doch kommt dies faktisch einer Ausnahme der 1. Lautverschiebung gleich und wird m. E. vom Material nicht gefordert. Ich rechne deshalb als Resultat von idg. **-t* im Auslaut mit urgerm. **-d*. Die

Stimmhaftigkeit ist angesetzt aufgrund des Analogieschlusses zum Sibilanten idg. *s, der im absoluten Auslaut als stimmhaftes *-z erscheint (vgl. allerdings ae. -as, as. -os im Nominativ Plural der *a*-Stämme; dazu WAGNER 1986: 42).

Wenn man von einem sigmatischen Nominativ Singular idg. *-ōts ausgeht, ist an und für sich eine Vereinfachung von *-ts > *-s (vgl. lat. *dēns*, Gen. *dentis*) und folglich ein Nominativ Singular urgerm. **néfōz* zu erwarten. Legt man jedoch dem germanischen Material ein solches Rekonstrukt urgerm. **néfōz* zugrunde, so wie GRIEPENTROG 1995: 165_[Fn.25] es tut, kann man nicht vor der westgermanischen Phase mit einem Schwund des auslautenden Sibilanten rechnen, welcher erst den Weg für den Übertritt zu den *n*-Stämmen frei machte. Dies liesse die nordgermanische Form (und, wie unten zu sehen sein wird, beim Parallellfall 'Mond, Monat' auch die ostgermanische) unerklärt. GRIEPENTROG sieht sich deshalb gezwungen, einen analogischen Verlust von *-z in der urgermanischen Nominativ-Singular-Form anzunehmen – m. E. eine unnötige Komplikation.

Auf ähnliche Weise versucht SCHAFFNER 2001: 531f._[Fn.66] unter Berufung auf KLINGENSCHMITT die Endung -s im Nominativ Singular analogisch wegzuerklären. Auslöser soll eine Regel gewesen sein, nach der einem Akkusativ Singular mit *o*-stufigem Suffix im Nominativ Singular ein langes -ō- sowie das Fehlen des stammauslautenden Konsonanten entsprochen habe.

Fest steht, dass ein Flexionsklassenübertritt zu den *n*-Stämmen aus lautlichen Gründen nur aufgrund einer rein vokalischen Endung *-ō verständlich ist, die lautgesetzlich frühurerm. *-ōd fortsetzen kann (s. zum Dentialschwund BOUTKAN 1995b: 57-9), nicht aber urgerm. *-ōz < *-ōs.

Was die Vorgeschichte dieses Nominativ Singular auf *-ōd < *-ōt betrifft, wird man den Ausgang wohl über einige Umwege aus älterem **népots* zu erklären haben. Dies ist in zwei Schritten möglich:

1. **népots* > **néposs* > **népōs* (vgl. jav. *napā*, s. HOFFMANN/FORSSMAN 2004: 139), mit Längung des Vokals gemäss einer Regel, die als *Szemerényis Gesetz* bekannt geworden ist, vgl. SZEMERÉNYI 1996: 116.
2. Restitution des -t aus den übrigen Kasus.

Spätidg. **népōt* ergab nach den Regeln der 1. Lautverschiebung (früh)urerm. **néfōd*. Da der Dental am Wortende in keiner altgermanischen Sprache erhalten ist, erwartet man voreinzelsprachliches **néfō*. Ein solcher Nominativ

Singular **nefō* könnte nun Anlass zur Einreihung bei den *n*-Stämmen gegeben haben. Ob der Ausgang **-ō* allerdings direkt dem Ausgang der *n*-Stämme im Nominativ Singular entsprochen hat, ist eine schwierig zu beantwortende Frage. Die Rekonstruktion dieser Endung im Urgermanischen ist mit diversen Problemen verbunden und die in der Fachliteratur vertretenen Meinungen dazu gehen weit auseinander. Doch ist immerhin klar, dass die Endung nicht mit **-ō* < **-eh₂* übereingestimmt haben kann, weil dies im Nord- und Westgermanischen nach Ausweis des Nominativ Singular der *ō*-Stämme (awn. *gjoſ* < **gefu*) zu einer Endung **-u* geführt hätte, was mit dem Übertritt zu den *n*-Stämmen nicht in Einklang zu bringen ist.

Nach einigen Forschern ist eine Lösung dieses Problems auf Basis der sogenannten “Dreimorentheorie” möglich, nach der in urgermanischen Endsilben zwei Arten von Langvokalen zu unterscheiden sind. Der Übertritt zu den *n*-Stämmen wird im Rahmen der Dreimorentheorie so erklärt, dass ein nebensilbiges **-ō-* + Dental zu einem dreimorigen Langvokal **-ō̄* geworden sei, der – im Gegensatz zu zweimorigem **-ō* – mit dem Ausgang der maskulinen *n*-Stämme übereingestimmt und so den Übertritt zu den *n*-Stämmen ermöglicht habe (so LÜHR 2000a: 193 für das Wort ‘Mond, Monat’).

Ich folge in der Notationsweise STILES 1988 und RINGE 2006 und schreibe für dreimorige bzw. schleiftonige Vokale *-ō̄*. Die alternative Notation mit Tilde (*-ō̃-* oder *-ō̈-*) hat den Nachteil, mit der IPA-Konvention für Nasalierung zu kollidieren. Der ebenfalls gelegentlich zu diesem Zweck verwendete Zirkumflex (*-ô-*) kollidiert mit einer besonders in der älteren Literatur häufig gebrauchten Notation für (einfachen) Langvokal.

Nun handelt es sich bei dieser Dreimorentheorie allerdings um ein kontrovers diskutiertes Thema innerhalb der älteren germanischen Sprachgeschichte, zu dem ein Forschungskonsens derzeit nicht in Sicht ist. Um zu klären, ob das oben geschilderte Übertrittsszenario nach der Dreimorentheorie gutzuheissen ist, muss an dieser Stelle eine eingehendere Auseinandersetzung mit dem Status des Langvokals **-ō̄-* in urgermanischen Endsilben erfolgen (Fazit folgt auf S. 239).

4.11.1 Exkurs zu urgerm. *-ō- in Endsilben

Wer versucht, aufgrund der einzelsprachlich bezeugten Flexionsausgänge die urgermanischen langvokalischen Endsilben zu rekonstruieren, stösst auf eine komplexe, teils paradoxe Datenlage. Die Abbau- und Reduktionstendenzen am Wortende haben die Wortausgänge so stark umgestaltet, dass sich die Vorgänge im Einzelnen nur noch schwer erschliessen lassen. Besonders die unterschiedlichen Fortsetzer des Langvokals urgerm. *-ō- haben die Forschung vor ein Rätsel gestellt.

Entwicklung von *-ō im absoluten Auslaut

Den Kern des Problems zeigt der Vergleich folgender Formen auf:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
1. Sg. Präs. (them.)	*-oh ₂	*-ō	-a	-∅	-u
ō-St., Nom. Sg.	*-eh ₂	*-ō	-a	-∅	-∅ (< *-u)
Abl. Sg. (them.)	*-ōt	*-ō(<i>đ</i>)	-ō	-a	-o
n-St., Nom. Sg. m.	*-ō	*-ō	(-a)	(-i)	-o

Zu den aufgeführten Endungen ist anzumerken: Beim Nebeneinander von -u und -∅ im Althochdeutschen handelt es sich um einen lautgesetzlichen Unterschied, da ein kurzes *-u nach langer Silbe regelmässig geschwunden ist, s. Ahd. Gr. §220b; beide Endungen sind also auf wgerm. *-u zurückzuführen. Auch die ∅-Endungen im Altwestnordischen gehen auf *-u zurück, wie der u-Umlaut in Nom. Sg. *gjof* zeigt. Bei den germanischen Fortsetzern der Ablativendung handelt es sich um die Endung der Adjektivadverbien, vgl. got. *galeikō* 'gleich', awn. *glīka*, ahd. *gilīcho*. Die Endung idg. *-ō im Nominativ Singular der maskulinen n-Stämme wird bisweilen auch als *-ōn angesetzt, s. dazu unten S. 234. Die Endung -a an dieser Position im Gotischen ist m. E. analogisch nach dem Akkusativ zu erklären (s. unten); lautgesetzlich wäre, um nach dem thematischen Ablativ zu urteilen, -ō zu erwarten. Awn. -i an dieser Position repräsentiert wohl die lautgesetzliche Endung der *jan*-Stämme, s. oben S. 72.

Man hat also zwei Entwicklungen zu unterscheiden: Im einen Fall sind die Fortsetzer von urgerm. *-ō got. -a, awn. -∅ und ahd. -u/-∅, im anderen sind sie got. -ō, awn. -a und ahd. -o. Dieses Dilemma macht deutlich, dass man für das Urgermanische im absoluten Auslaut mit zwei verschiedenen ō-

Lauten zu rechnen hat, die miteinander in Opposition standen – anders sind die einzelsprachlichen Reflexe nicht zu erklären. In was dieser Unterschied bestanden hat, lässt sich m. E. nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Möglich ist, dass es einen intonatorischen Unterschied gab, aber auch eine abweichende phonetische Realisation (Öffnungsgrad, Lippenrundung o. ä.) wäre denkbar. Aus diesem Grund ziehe ich eine unspezifische Notation dieser \bar{o} -Laute als $*-\bar{o}_1-$ (> got. $-a$) und $*-\bar{o}_2-$ (> got. $-\bar{o}$) vor.

Forschungsberichte zur Frage dieser Vokalopposition finden sich bei STILES 1988 und BOUTKAN 1995b: 97-166. Davon zeichnet sich besonders der Zweitgenannte durch seine Ausführlichkeit und seine zum damaligen Zeitpunkt weitgehend erschöpfende Zusammenstellung und Würdigung bisheriger Standpunkte aus.

Obige Darstellung ist dann folgendermassen zu ergänzen:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
1. Sg. Präs. (them.)	$*-oh_2$	$*-\bar{o}_1$	$-a$	$-\emptyset$	$-u$
\bar{o} -St., Nom. Sg.	$*-eh_2$	$*-\bar{o}_1$	$-a$	$-\emptyset$	$-\emptyset$ (< $-*u$)
Abl. Sg. (them.)	$*-\bar{o}t$	$*-\bar{o}_2$	$-\bar{o}$	$-a$	$-o$
n -St., Nom. Sg. m.	$*-\bar{o}$	$*-\bar{o}_2$	$(-a)$	$(-i)$	$-o$

Eine prominente Theorie geht davon aus, dass es sich bei dieser Opposition um einen Intonationsunterschied gehandelt hat. So haben HIRT 1931-4 und andere eine Opposition von sogenannten "stosstonigen" versus "schleiftonigen" Vokalen vertreten. Diese Annahme fusst auf einem Vergleich mit dem Griechischen und Baltischen, wo man ähnliche, durch Vokalkontraktionen entstandene Intonationsunterschiede beobachtet hat. Mithilfe der Annahme, dass auch im Urgermanischen schleiftonige Vokale entstanden seien, erklärt man dann die z. B. im Gotischen als Langvokale erhaltenen Endvokale als lautgerechte Fortsetzer der schleiftonigen Varianten, während die als Kurzvokale erhaltenen als regelmässige Fortsetzer der stosstonigen Varianten aufgefasst werden.

Während diese mit der Intonation operierende Erklärung im Bereich des Möglichen liegt, ist m. E. die sogenannte Dreimorentheorie, nach der es sich um einen quantitativen Unterschied gehandelt haben soll, ziemlich sicher abzulehnen. Nach dieser Theorie sollen in der urgermanischen Periode über-

lange Vokale entstanden (oder, nach einigen Forschern, aus dem Urindogermanischen ererbt worden) sein, die gegenüber den normalen Langvokalen eine zusätzliche More aufwiesen. Auf diese Weise ergibt sich für den Gegensatz von Lang- und Kurzvokalen in den altgermanischen Einzelsprachen eine noch direktere Erklärung: Durch den Ansatz einer einheitlichen voreinzelsprachlichen Kürzung um eine More ergeben sich als Fortsetzer zweimoriger bzw. dreimoriger Langvokale auf natürliche Weise einzelsprachliche (einmorige) Kurz- bzw. (zweimorige) Langvokale.

Gegen eine quantitative Opposition sprechen folgende Gründe:

- Eine solche Opposition ist in keiner belegten germanischen Sprache direkt bezeugt. Die Tatsache, dass einzelsprachlich teils lange und teils kurze Endvokale erscheinen, kann nicht als direkter Hinweis für Dreimorigkeit gelten, weil diese Unterschiede auch anders, z. B. durch Analogien zustande gekommen sein können.
- Die Rekonstruktion von dreimorigen Vokalen impliziert eine dreifache Quantitätsabstufung kurz - lang - überlang für die Vokale der urgermanischen Endsilben. Es scheint in den Sprachen der Welt jedoch so gut wie keine dreifachen vokalischen Quantitätsabstufungen zu geben, vgl. YOSHIDA 2012: 240. LADEFOGED/MADDIESON 1996: 320f. kennen, abgesehen vom Estnischen, wo eine solche Opposition zwar existiert, aber von der Wortstruktur abhängig ist, nur eine einzige Sprache mit dieser Eigenschaft (das Mixe, im südlichen Mexiko beheimatet). Es handelt sich also typologisch gesehen um etwas ausgesprochen Seltenes, das man nicht ohne zwingenden Grund für eine Rekonstrukt Sprache annehmen wird.
- Wenn es diese Dreifachabstufung im Germanischen gegeben hätte, kann man sich kaum vorstellen, dass sie in den (mindestens teilweise) unbetonten Nebensilben, nicht aber – wie im Estnischen – in den Haupttonsilben distinktiv gewesen wäre. Selbst wenn man die Fixierung des Akzentes auf der ersten Silbe sehr spät ansetzt (wofür es durchaus Gründe gibt), wird man sie kaum in die nachurgermanische Zeit datieren wollen, wodurch zwingend eine Phase mit Erstsilbenbetonung und dreifachem Quantitätskontrast in den Endsilben resultiert. Zudem dürften auch vor der Akzentfestlegung nicht alle Vokale, die man traditionell als dreimorig ansetzt, den Akzent getragen haben.

- Auffälligerweise beschränken sich die Beispiele fast ganz auf urgerm. *-ō-. Hinweise auf eine Opposition bei *-ē- sind viel seltener und nach STILES 1988: 120f auf das Gotische beschränkt, bei den übrigen Vokalen sogar noch weniger klar greifbar. Da also nur eine Teilmenge der Vokale betroffen ist, scheint es *a priori* wenig wahrscheinlich, dass es sich um einen systematischen phonologischen Gegensatz in der Art eines Quantitätskontrastes handelt.

Aufgrund dieser allgemeinen typologischen Überlegungen ist eine quantitative Opposition (Dreimorigkeit) also mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit abzulehnen. Zwar ist einzuräumen, dass typologische Argumente nie zwingend sind: Es kann nicht prinzipiell ausgeschlossen werden, dass das Urgermanische eine solche typologisch aussergewöhnliche Eigenschaft besass. Doch solange zwingende Argumente fehlen, bewegt man sich bei der Erschliessung einer Rekonstruktsprache mit Vorteil innerhalb der "Leitplanken" des typologisch Plausiblen.

Die Methode, nach der man auf dreimorige Vokale geschlossen hat, erinnert denn auch stark an Behelfsannahmen wie diejenige von HIRT 1896: 72f. zu den kurzen Nebensilbenvokalen im Gotischen. HIRT erklärte die im Gotischen ausgebliebene Synkope gekürzter Nebensilbenvokale (gegenüber den regulär synkopierten Kurzvokalen) durch eine angebliche Opposition von gemurmelten vs. vollstimmigen Kurzvokalen – eine *ad-hoc*-Annahme, die einzig aus der Not entstand, dass HIRT in seinem System die Kürzung der gotischen Langvokale nicht später als die Synkope der (alten) Kurzvokale datieren konnte. Es versteht sich von selber, dass man die Annahme von gemurmelten Kurzvokalen im Gotischen mit der Einsicht, dass die Synkoperegeln chronologisch umgekehrt angeordnet werden müssen, wieder fallen gelassen hat.

Ein drittes Szenario, das massgeblich von ANTONSEN 1969-70 propagiert wurde, beruht auf der Annahme, dass einige ursprünglich zweisilbige Endungen bis weit in die germanische Zeit hinein als Folge von zwei distinkten Silben erhalten geblieben sein könnten. Die einzelsprachlich gekürzten bzw. ungekürzten Endungen wären folglich aus Langvokalen einerseits bzw. zweisilbigen Endungen andererseits herzuleiten. In einer ähnlichen Form ist diese Lösung jüngst von YOSHIDA 2012 vertreten worden, der meint, in einigen Fällen könnten Laryngale in Hiatuspositionen bis ins Urgermanische überlebt und so zweisilbige Strukturen erhalten haben, welche einzelsprachlich als

Langvokale erscheinen.

Die Annahme, dass gewisse Endungen im Urgermanischen noch zweisilbig gewesen sind, kommt aber als Pauschallösung kaum in Betracht, weil bei einigen der in Frage stehenden Ausgänge vom Urindogermanischen her nicht – oder wenigstens nicht mit Sicherheit – zweisilbige Strukturen vorausgesetzt werden können. Dies betrifft in erster Linie den Nominativ Singular der maskulinen *n*-Stämme, wo die Einzelsprachen eine Rekonstruktion **-ō* (evtl. **-ōn*) nahelegen. Auch bei der Ablativendung ist eine zweisilbige Struktur nicht gesichert (nach MEIER-BRÜGGER 2010: F311 etwa ist für das Urindogermanische mit **-ōt* zu rechnen).

JASANOFF 1980: 379 versucht das Problem zu lösen, indem er die Endung der maskulinen *n*-Stämme im Germanischen als eine besondere, von den Adjektiven bezogene Endung deutet, deren Grundlage das Hoffmannsche Possessivsuffix **-Hon-* gewesen sei; s. zur Kritik daran HARDARSON 2005: 229. Aus demselben Grund werden auch bei anderen Flexionsendungen z. T. Laryngale rekonstruiert, vgl. etwa den Ansatz Gen. Pl. **-oHom* bei FORTSON 2010: 126, RINGE 2006: 41 (bei letzterem allerdings in dieser Form als athematische Endung). Eine laryngalhaltige Ablativendung **-o-b₂et* findet sich bei FORTSON 2010: 126, wo der Laryngal 2 in Klammern steht; BEEKES/DE VAAN 2011: 213 kennen im Ablativ **-oh₁ed* als Vorstufe von **-ōd*. Ein wichtiges Argument für den Ansatz zweisilbiger Strukturen ist die vedische Metrik, wo offenbar beide Endungen stellenweise zweisilbig gemessen werden müssen, s. YOSHIDA 2012: 237.

Was die Herkunft der beiden hier als **-ō₁-* und **-ō₂-* notierten Phoneme betrifft, gehen die Meinungen ebenfalls auseinander. Einige Forscher machen Kontraktionen über zweisilbige Strukturen mit einem Laryngal im Hiatus (**-VHV-*) für das Entstehen der dreimorigen/schleiftonigen Variante verantwortlich. Doch hat diese Ansicht, wie gerade erwähnt, mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass die entsprechenden Voraussetzungen (Zweisilbigkeit und das Vorhandensein eines Laryngals im Hiatus) nicht in allen Positionen gegeben waren, wo später Reflexe von **-ō₂-* auftreten.

Es ist auch keine Lösung, einen dreimorigen/schleiftonigen Vokal durch Ersatzdehnung aufgrund eines ausgefallenen Konsonanten entstehen zu lassen, wie es etwa LÜHR 2000a: 193 beim Wort für 'Mond' tut (vgl. dazu oben S. 227). Gegen diese Erklärung ist mit STILES 1988: 121f. Folgendes einzu-

wenden: Die 2. Person Singular Präsens des Verbs mit der Bedeutung 'wollen' lautet im Gotischen *wileis*, die 3. Person *wili*. Diese werden aus den athematischen Optativformen **wilīs* < **uél-ih₁-s* bzw. **wilīt* < **uél-ih₁-t* hergeleitet. Diese Formen sind direkt mit lat. *velīs*, *velit* zu vergleichen (*-it* in der 3. Person ist regulär aus *-īt* gekürzt, s. MEISER 1998 §57_[6]). Es ist also kaum abzustreiten, dass im Gotischen in der 3. Person ein Langvokal nach Schwund von **-d̥* gekürzt worden ist. Diese Kürzung müsste man dann auch bei den Adverbien auf **-ōd̥* erwarten, wo das Gotische aber den Langvokal erhalten hat (got. *-ō*). Die gotische alte Optativform *wili* < **-ih₁t* zeigt also eindeutig, dass ein Dentalschwund einen vorhergehenden Vokal nicht dreimorig/schleiftonig gemacht hat.

Eine weitere, schon ältere These fusst auf der Annahme, dass der Unterschied dadurch zustande kam, dass idg. **-ā-* und **-ō-* nur in den betonten und nicht, wie traditionell angenommen wird, in allen Positionen zusammengefallen sind. Auf diese Weise kann das germanische Material allerdings nicht zufriedenstellend erklärt werden, s. BOUTKAN 1995b: 109, weshalb die These, die noch bei JONES 1979 Unterstützung fand, heute m. W. nicht mehr vertreten wird.

Die Herkunft von auslautendem **-ō₁-* und **-ō₂-* ist aber m. E. auf eine noch einfachere Weise erklärbar, und zwar auf Grundlage der Beobachtung, dass es einen Unterschied zu geben scheint zwischen einem **-ō-*, das ein indogermanisches langes **-ō-* fortsetzt, und einem **-ō-*, das aus einer Sequenz idg. **-V̊H* im absoluten Auslaut entstanden ist. Die Hypothese lautet also, dass idg. **-ō-* regelmässig urgerm. **-ō₂-* und idg. **-V̊H* urgerm. **-ō₁* ergibt.

Die Fälle mit **-ō₁* sind:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
1. Sg. Präs. (them.)	<i>*-oh₂</i>	<i>*-ō₁</i>	<i>-a</i>	<i>-∅</i>	<i>-u</i>
<i>ō</i> -St., Nom. Sg.	<i>*-eh₂</i>	<i>*-ō₁</i>	<i>-a</i>	<i>-∅</i>	<i>-∅</i> (< <i>-*u</i>)
<i>a</i> -St., Nom. Pl. n.	<i>*-eh₂</i>	<i>*-ō₁</i>	<i>-a</i>	<i>-∅</i>	<i>-∅</i> (< <i>-*u</i>)
<i>a</i> -St., Instr. Sg.	<i>*-oh₁</i>	<i>*-ō₁</i>	(Dat. <i>-a?</i>)		<i>-u</i>

Die Fälle mit $*-\bar{o}_2$ sind:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
Abl. Sg. (them.)	$*-\bar{o}t$	$*-\bar{o}_2(\bar{d})$	$-\bar{o}$	$-a$	$-o$
n -St., Nom. Sg. m.	$*-\bar{o}$	$*-\bar{o}_2$	$(-a)$	$(-i)$	$-o$

Hier sind nun auch die Dentalstämme $*n\acute{e}f\bar{o}(\bar{d})$ 'Neffe' und $*m\bar{e}_1n\bar{o}(\bar{d})$ 'Mond, Monat' einzureihen:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
t -St., Nom. Sg. m.	$*-\bar{o}t$	$*-\bar{o}_2(\bar{d})$	$(-a)$	$(-i)$	$-o$

Die Situation bei den n -Stämmen, wo die Endungen besonders umstritten sind, präsentiert sich im Rahmen dieser Hypothese folgendermassen. Bei den Maskulina ist wohl, trotz gr. κύων m. f. 'Hund', von idg. $*-\bar{o}$ auszugehen, da die Mehrheit der indogermanischen Sprachen keine Grundlage für die Rekonstruktion eines auslautenden Nasals bietet (vgl. lat. *homō* usw., s. SZEMERÉNYI 1996: 169). Wo der Nasal doch auftritt kann er aus den übrigen Kasusformen ausgeglichen sein. Als Reflex von idg. $*-\bar{o}$ ist urgerm. $*-\bar{o}_2$ zu erwarten. Damit nicht überein stimmt allerdings die Endung got. $-a$ (*guma*). Aufgrund der Beobachtung, dass im Gotischen (wie übrigens auch in sämtlichen westgermanischen Sprachen) bei den Maskulina der Vokalismus des Akkusativ Singular mit demjenigen des Nominativ Singular übereinstimmt, vermute ich, dass dieser Nominativ analogisch nach dem Akkusativ zu erklären ist (synchrone Analyse got. *guman** als Nom. *guma* + n , mit n als Akkusativmarker).

Gerade umgekehrt betrachtet KORTLANDT 2006: 5 die gotische Endung $-a$ von got. *guma* als lautgerecht, die entsprechenden Endungen $-a$ von ae. *guma* und $-o$ von ahd. *gomo* dagegen als analogische Neuerungen nach dem Akkusativ Singular (bzw. Nominativ Plural).

Eine andere Meinung zur Rekonstruktion des Nominativ Singular der maskulinen n -Stämme findet man bei KORTLANDT 2006: 3, der für alle drei Genera urgerm. $*-\bar{o}n$ ansetzt; ähnlich andeutungsweise auch MOTTAUSCH 2011: 46, der auf diese Weise Übertritte von den Maskulina zu den Feminina erklären will, s. für ein Beispiel das zu ahd. *balla* f. 'Kugel, Ball' Gesagte (a. a. O., S. 56). Ei-

nen Ansatz idg. $*-\bar{o}n$ kennt auch MEIER-BRÜGGER 2010: F310_[3]. Ganz anders HARÐARSON 2005: 220–4, der an einer Opposition von dreimorigen/schleiftonigen vs. zweimorigen/stosstonigen Vokalen schon auf Stufe des Urindogermanischen festhält.

Bei den Feminina und Neutra ist nach meiner oben S. 158f. begründeten Ansicht $*-\bar{o}^n$ zu rekonstruieren. Für die Nominativ-Singular-Endungen der *n*-Stämme ergibt sich somit folgendes Bild:

	Idg.	Urgerm.	Got.	Awn.	Ahd.
<i>n</i> -St., Nom. Sg. m.	$*-\bar{o}$	$*-\bar{o}_2$	(-a)	(-i)	-o
<i>n</i> -St., Nom. Sg. f.	-	$*-\bar{o}^n$	- \bar{o}	-a	-a
<i>n</i> -St., Nom. Sg. n.	($*-\eta$?)	$*-\bar{o}^n$	- \bar{o}	-a	-a

Mit der Hypothese, dass idg. $*-\bar{o}-$ zu urgerm. $*-\bar{o}_2-$ und idg. $*-\check{V}H$ zu urgerm. $*-\bar{o}_1$ wurde, ergibt sich also ein relativ stimmiges Bild. Der überwiegende Teil der einzelsprachlich belegten Endungen kann auf diese Weise lautgesetzlich erklärt werden, für die übrigen kommt man mit wenigen, begründbaren Analogieschritten aus. Aus diesem Grund halte ich diese Hypothese insgesamt für die vorteilhafteste.

Nicht ganz einsichtig ist in diesem Szenario, wieso einige Neutra im Westgermanischen zu den Maskulina übergetreten sind, vgl. ahd. *sāmo* m. ‘Same’, ahd. *anko* m. ‘Butter’ usw. Eine Übereinstimmung im Nominativ Singular lag bei den Maskulina und Neutra gemäss den oben dargestellten Entwicklungen zu keinem Zeitpunkt vor. Wie oben S. 161 erwähnt, gibt es in diesem Fall jedoch gute Gründe für die Annahme, dass diese Übertritte primär semantisch motiviert waren (Eingrenzung der neutralen *n*-Stämme auf Körperteilbezeichnungen). Denkbar ist ferner, dass die einzelsprachlichen Pluralausgänge an den Übertritten beteiligt waren, denn sowohl im Althochdeutschen als auch im Altsächsischen und Altenglischen (nicht aber im Altfriesischen, s. Afr. Gr. §60–2) stimmte die Endung der neutralen und maskulinen *n*-Stämme im Nominativ/Akkusativ Plural überein (ahd. -*un*, -*on*¹⁵, as. -*on*, -*un*, -*an*, ae. -*an*). Nach

¹⁵ Nach Ahd. Gr. §221_[A4] sind die Endungen der Maskulina und Neutra im Fränkischen noch geschieden.

dem Muster ahd. *hano* - Pl. *hanun* könnte so beispielsweise aus dem (neutralen) Plural ahd. *sāmun** (belegt in der Form *sāmen*, s. GRAFF 1842: VI,56) ein Maskulinum *sāmo* geschaffen worden sein.

Entwicklung von **-ō-* in der Position vor Konsonant

Separat zu besprechen ist die Entwicklung von nebetonigem **-ō-* in der Position vor Konsonant. Wo **-ō-* von einem Sibilanten gefolgt wurde, ist der Laut im Gotischen zweifellos lang geblieben und war wohl auch im Nordwestgermanischen noch lang. Dies betrifft den Genitiv Singular und den Nominativ Plural der *ō*-Stämme sowie den Nominativ Plural der *a*-Stämme (got. Gen. *gibōs* 'der Gabe', Pl. *gibōs* 'die Gaben', *dagōs* 'die Tage'). In den nord- und westgermanischen Einzelsprachen erscheinen kurze Reflexe: Im Altwestnordischen gehen alle drei Formen auf *-ar* aus, im Althochdeutschen auf *-ā* (umstrittener Länge, s. Ahd. Gr. §193_[A4], §207_[A6]). Man muss in dieser Position sehr wahrscheinlich überhaupt keine Vokallopposition annehmen (so schon LORENTZ 1895: 380), oder jedenfalls sicherlich nicht für das Gotische und das Altnordische (so STILES 1988: 127-35, der jedoch im Westgermanischen Indizien für einen Kontrast **-ōz* : **-ōz* findet).

Wo auf idg. **-ō-* ein Dental folgte, muss dieser Dental bereits früh abgefallen sein. Diese Entwicklung ist bei der thematischen Ablativendung sowie bei den Dentalstämmen auf idg. **-ōt* zu erwarten. Das von STILES ins Feld geführte, auf HOLLIFIELD 1980: 32f. zurückgehende Argument, die gotische Verbalform 2. Pl. Präs. Ind. Akt. *bairiþ* '(ihr) trägt' < **b^hereti* zeige durch den Erhalt des Dentals die Unmöglichkeit, den Schwund des Dentals später als die Apokope auslautender kurzer Vokale anzusetzen, illustriert den Punkt, dass eine sehr frühe Datierung des Dentalschwundes nötig ist. Nach dem Dentalschwund blieb – weiterhin im Rahmen der hier zur Debatte stehenden Hypothese gedacht – urgerm. **-ō₂* übrig.

Ob ein **-ō-* von einem **-m-* gedeckt wurde oder nicht, scheint im Ostgermanischen keine Rolle gespielt zu haben. So haben got. Nom. Sg. *giba* 'Gabe' und Akk. Sg. *giba* ebenso identischen Vokal wie 1. Sg. Prät. sw. *nasida* 'rettete' und 1. Sg. Präs. them. *giba* 'gebe' (die Endung des schwachen Präteritums, hier als **-ō^m* angesetzt, ist allerdings unsicher, sodass deren Aussagewert beschränkt ist). Da im Gotischen die Quantität von *-a* nicht ersichtlich ist, lässt sich allerdings nicht sagen, ob evtl. teilweise eine quantitative Opposition vorgelegen haben könnte. Am wahrscheinlichsten scheint, dass **-ō^m* und

*-ō₁ im Ostgermanischen zusammengefallen sind. In den anderen Sprachen hat sich *-ō^m wie *-ōⁿ verhalten, vgl. ahd. Akk. Sg. *geba*, Nom. Sg. *n*-St. *zunga* f., *herza* n.

Wegen der hier angesetzten unterschiedlichen Entwicklung von *-ō^m und *-ōⁿ im Ostgermanischen wird in der vorliegenden Arbeit – trotz BOUTKAN 1995b: 57 – in urgermanischen Rekonstrukten auslautendes *-m von auslautendem *-n geschieden. Die Hochstellung der auslautenden Nasale soll den Abschwächungsprozess und den späteren Abfall andeuten.

Als besonderer Problemfall bleibt noch die Endung des Genitiv Plural zu besprechen. Hier geht man überwiegend von den Flexionsendungen idg. *-om (athematisch) und *-o-om > *-ōm (thematisch) aus, s. KORTLANDT 1978, MEIER-BRÜGGER 2010: F310-1. Viele Sprachen haben die thematische Endung generalisiert. Beim Genitiv Plural zeigt sich im Germanischen ein besonders heterogenes Bild. Im Gotischen haben die Maskulina und die Neutra aller Flexionsklassen sowie die Feminina der *i*-Stämme eine Endung -ē, die innergotisch (oder zumindest innerostgermanisch) erklärt werden muss. Es spricht einiges dafür, dass sie bei den *i*-Stämmen entstanden und von dort auf die anderen Klassen übertragen worden ist.

Die zwei Hauptgründe dafür sind: (1) das Nebeneinander von got. *gastē** (*i*-Stamm) und got. *suniwē* (*u*-Stamm). Da die beiden Deklinationen sonst ganz parallel gehen, kann man daraus fast nur den Schluss ziehen, dass im -ē der *i*-Stämme das Stammbildungssuffix der *i*-Stämme enthalten ist, s. KORTLANDT 1978: 291, BOUTKAN 1995b: 140. (2) von den Feminina haben einzig die *i*-stämmigen im Genitiv Plural die Endung -ē (got. *mahtē* f.), während die Feminina sonst stets -ō haben (*gibō**, *wrakjō**, *qinōnō*, *manageinō* usw.). Eine analogische Erklärung der Endung -ē ist daher bei den femininen *i*-Stämmen so gut wie ausgeschlossen.

Die athematische Genitiv-Plural-Endung idg. *-om müsste einzelsprachlich überall geschwunden sein, wie der Vergleich mit dem Nominativ/Akkusativ der neutralen *a*-Stämme zeigt. Vermutlich wurde sie aber sowieso schon früh durch die thematische Endung verdrängt. Für die thematische Endung ist von idg. *-ōm auszugehen, das analog etwa zum Akkusativ Singular der fem. *ō*-Stämme got. -a, ahd. as. -a, ae. afr. -e hätte ergeben müssen. Die tatsächlich belegten Endungen sind aber davon verschieden, nämlich im Althochdeutschen und Altsächsischen -o, im Altenglischen und Altfriesischen -a. Im

Gotischen ist die Endung, wie erwähnt, nicht vorhanden. Aus dem Frührunischen wird manchmal **-o** in **arbijano** (Tune-Stein) verglichen, doch ist die morphologische Deutung dieser Form nicht gesichert – nach SYRETT 1994: 212 verlangt der Kontext eher eine feminine Endung. Das Altwestnordische hat an dieser Position **-a**. Es stellt sich also die Frage, weshalb die Endungen des Genitiv Plural bei den *a*-stämmigen Substantiven nicht den Erwartungen entsprechen.

Von grosser Bedeutung sind m. E. die Verhältnisse im Gotischen, wo es, wie erwähnt, einen deutlichen Genuskontrast zwischen **-ē** bei Maskulina und Neutra und **-ō** bei den Feminina gibt (mit der genannten Ausnahme der femininen *i*-Stämme). Aus dem Umstand, dass **-ē** bei den Maskulina und Neutra zweifellos eine Neuerung ist, diese Neuerung aber nicht auch auf die Feminina übertragen wurde, schliesse ich, dass die Maskulina/Neutra und die Feminina im Urgermanischen verschiedene Endungen aufgewiesen haben. Denn für die Einführung von **-ē** muss es eine Motivation gegeben haben, die offenbar bei den Feminina fehlte. Die Schlüsselform ist also diejenige der (thematischen) Maskulina und Neutra, d. h. urgerm. ***-ō^m**. Tatsächlich ist es nicht schwer zu erkennen, wieso es bei dieser Endung zu einem morphologischen Problem kam. Als lautgesetzliche Weiterentwicklung der Endung ***-ō^m** erwartet man, wie gesagt, dem Akkusativ Singular der fem. **ō**-Stämme entsprechende Kurzvokale got. **-a**, ahd. as. **-a**, ae. afr. **-e**. Dass eine solche Endung schlecht zur Markierung des Genitiv Plural geeignet gewesen wäre, ist offensichtlich. Zum einen gab es zahlreiche Überlappungen mit anderen Flexionsendungen (im Gotischen etwa mit **-a** im Dativ Singular und Nominativ/Akkusativ Plural neutrum der *a*-Stämme; in den übrigen Sprachen wäre es aufgrund der grossen Geltung der Endungen **-a** und **-e** sogar zu noch grösseren Mehrdeutigkeiten gekommen). Zum anderen hätte sich der Genitiv Plural so durch eine besonders kurze Flexionsendung ausgezeichnet, was der allgemeinen typologischen Tendenz widerspräche, die Pluralformen länger zu machen als die Singularformen.

Ob man das nun mithilfe des Ikonismus erklären will, nach dem einem “Mehr” auf der Inhaltsseite auch ein “Mehr” auf der Ausdrucksseite entsprechen soll, s. VAN LOON 2005: 109, oder nach dem ökonomischen Prinzip, nach dem den Singularkasus als (tendenziell) frequentere Formen der kürzere Ausdruck zukommt, sei dahin gestellt.

Möglicherweise hat man auch die Ausbreitung der schwachen Genitiv-Plural-Endung ahd. as. *-ōno* (vgl. as. *gebono* neben *gebo*), ae. *-ena* (vgl. *giefena* neben *giefa*) von den *ōn-* auf die *ō*-Stämme in diesem Zusammenhang zu sehen, s. dazu oben S. 75. Von der regulären Endung der *ō*-Stämme unterscheidet sie sich nämlich hauptsächlich in der Länge.

Eine solche Endung war also zur Markierung des Genitiv Plural nur schlecht geeignet und stellte somit einen wahrscheinlichen Kandidaten für eine analogische Erneuerung dar. Im Gotischen hat man dieses Problem, wie es scheint, bei den Maskulina und Neutra durch die Einführung der Endung *-ē* von den *i*-Stämmen gelöst. Bei den Feminina kam es hingegen nicht zu diesem Problem, was vermutlich mit der besonderen Struktur des Wortausgangs zusammenhing. Die Ausgangslage ist hier idg. **-(e)h₂-om*, und dieser Ausgang dürfte m. E. bis ins Urgermanische seine zweisilbige Struktur erhalten haben. Durch Generalisierung des Klassenmerkmals **-ō-* resultierte so ein Ausgang urgerm. **-ō.a^m* (s. KORTLANDT 1978: 293), wobei der *-ō*-Laut nicht im absoluten Auslaut stand und somit lautgerecht got. *gibō**, awn. *gjafa* ergeben konnte. Bei den Feminina war folglich eine geeignete Endung zur Markierung des Genitiv Plural vorhanden, was zu erklären hilft, wieso die Endung *-ē* auf die Maskulina und Neutra beschränkt blieb.

Damit hat man nun die Situation im Nord- und Westgermanischen zu vergleichen, wo es für sämtliche Genera eine Einheitsendung gibt. Diese Einheitsendungen können nun genauso gut den älteren Ausgang der Maskulina/Neutra als auch den der Feminina fortsetzen. Da sie formal nicht den bei den Thematika erwarteten Endungen entsprechen, scheint es vor dem Hintergrund des gerade Gesagten nicht zu weit hergeholt, mit KORTLANDT 1978: 293 und BOUTKAN 1995b: 140 hinter awn. *-a*, ahd. as. *-o* und ae. afr. *-a* die feminine Endung **-ō.a^m* (o. ä.) zu sehen. Offenbar wurde der "Missstand" im Genitiv Plural in diesen Sprachen – im Gegensatz zum Gotischen – durch die radikale Generalisierung der *femininen* Endung behoben.

Fazit des Exkurses

Um die Annahme zweier voneinander geschiedener *ō*-Laute kommt man m. E. für das Urgermanische nicht herum. Das Problem lässt sich aber weitgehend auf die Position im absoluten Auslaut eingrenzen. Ob der Unterschied zwischen beiden Varianten, die hier als **-ō₁-* und **-ō₂-* notiert sind, intonato-

rischer oder phonetischer Art war, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit eruieren. Ziemlich sicher abzulehnen sind dagegen sowohl die Erklärung durch Überlänge (Dreimorentheorie), und zwar aufgrund von allgemeinen typologischen Überlegungen, als auch die Erklärung durch den Erhalt zweisilbiger Strukturen, da die Annahme einer solchen Struktur in einigen der relevanten Positionen sprachhistorisch nicht zu rechtfertigen ist.

Was die Entstehung von $*-\bar{o}_1$ - und $*-\bar{o}_2$ - angeht, scheint mir die Annahme am überzeugendsten, dass $*-\bar{o}_1$ aus idg. $*-\check{V}H$ im absoluten Auslaut, $*-\bar{o}_2$ - dagegen aus idg. $*-\bar{o}$ - herzuleiten ist. Urgerm. $*-\bar{o}_1$ hat nach dieser Hypothese lautgesetzlich die Reflexe got. $-a$, awn. $-\emptyset$ und ahd. $-u/\emptyset$, urgerm. $*-\bar{o}_2$ dagegen die Reflexe got. $-\bar{o}$, awn. $-a$ und ahd. $-o$. Für die Endung des Genitiv Plural, die in der Forschungsliteratur zu dieser Frage stets eine zentrale Rolle gespielt hat, schliesse ich mich der Ansicht KORTLANDTS an, dass die Situation dann am leichtesten zu erklären ist, wenn man im Nord- und Westgermanischen eine Verdrängung der maskulinen/neutralen Endung durch diejenige der femininen \bar{o} -Stämme annimmt.

Weiter zu ‘Neffe’

Nun also zurück zu urgerm. $*n\acute{e}f\bar{o}d$ und seinem Übertritt zu den n -Stämmen. Wie erwähnt wurden dreimorige/schleiftonige Vokale meistens an solchen Stellen vermutet, wo es zu einer Vokalkontraktion über zwei Silben hinweg gekommen ist. Dies ist bei $*n\acute{e}f\bar{o}d$ ausgeschlossen. Auch die Herleitung eines dreimorigen/schleiftonigen Vokals $*-\bar{o}$ durch Ersatzdehnung aus dem ausgefallenen $*-t$ ist nicht überzeugend, da, wie im Exkurs erwähnt, die Kürzung der (ehemaligen) Optativendung in got. $wili < *-ih_1t$ zeigt, dass im Anschluss an den Dentialschwund kein dreimoriger/schleiftoniger Vokal entstanden ist.

Geht man aber davon aus, wie ich es im Exkurs getan habe, dass idg. $*-\bar{o}$ - regelmässig durch urgerm. $*-\bar{o}_2$ - fortgesetzt wird, hat man beim Wort für ‘Neffe’ einen Nominativ Singular urgerm. $*n\acute{e}f\bar{o}_2(d)$ anzusetzen. Dieser kam nun nach Abfall des Dentials genau mit dem Ausgang der maskulinen n -Stämme zur Übereinstimmung. Ein Übertritt zu den n -Stämmen lag somit auf der Hand.

Abgesehen von dieser lautlichen Erklärung ist auch noch auf die Tendenz zu verweisen, vokalische und andere Erbwörter durch eine Suffixerweiterung zu n -Stämmen zu machen. Dieser Vorgang der n -Erweiterung wurde oben

Kap. 3.4.2 bereits genauer beleuchtet und hat sich gerade bei Personen- und Verwandtschaftsbezeichnungen als besonders häufig erwiesen; vgl. got. *qinō* 'Ehefrau' zu älterem **g^wen-eh₂*- (gr. γυνή), got. *swaibra* m. 'Schwiegervater' zu älterem **swexura*- (ahd. *swehur*) usw. Eine Erweiterung von **nēfō₂* 'Neffe' zum *n*-Stamm fügt sich ungezwungen in diese Reihe ein.

Eine ganz ähnliche Entwicklung durchgemacht wie 'Neffe' haben einige Fortsetzer des Wortes für 'Mond, Monat' im Germanischen, die im Folgenden als Parallellfall besprochen werden sollen.

'Mond' und 'Monat'

Wie bereits oben (S. 90) erwähnt, existieren im Germanischen zwei etymologisch nahe verwandte Lexeme, von denen das eine (hauptsächlich) die Bedeutung 'Monat', das andere die Bedeutung 'Mond' trägt: Got. *mēnōþs* m. (Dentalstamm) bzw. got. *mēna* m. (*n*-Stamm) und ihre Verwandten. Diese zwei Wörter werden traditionell als Abspaltungen aus einem einzigen Paradigma betrachtet. Got. *mēnōþs* setzt dann die obliquen bzw. pluralischen Formen des *t*-Stamms fort, während im Nominativ Singular der auslautende Dental schwand und die resultierende Form urgerm. **mē₁nō₂* ganz parallel zum Wort für 'Neffe' zu den *n*-Stämmen überführt wurde. Auch hier liegt also eine *n*-stämmige Kontinuante eines Dentalstamms vor.

Folgende Belege sind zu nennen:

- Got. *mēnōþs* m. 'Monat' (Dat. Sg. *mēnōþ*, Dat. Pl. *mēnōþum*,
Akk. Pl. *mēnōþs*)
mēna m. 'Mond', *n*-Stamm (nur ein Beleg im Nom. Sg.)
- Awn. *máni* m. 'Mond, Monat', auch in *mána-dagr* m.
mánaðr, *mánoðr* 'Monat', *t*-Stamm (Gen. Sg. *mánaðr*,
Nom. Pl. *mánaðr*, *mánuðr*)
- Ae. *mōna* m. 'Mond', *n*-Stamm
mōnað m. 'Monat', *t*-Stamm (Nom. Pl. *mōnað*, *mōn(e)ðas*)
daneben: *mōnað-fylen* f. 'Zeit des Vollmondes'
- Afr. *mōna* m., Bedeutung vorwiegend 'Monat' und einmal evtl.
'Mond'
mōnath m. 'Monat'
- As. *māno* m. 'Mond', *n*-Stamm
Dat. Sg. *mānutha* 'Monat' (nach *a*-Stämmen flektiert)

Ahd. *māno* m. 'Mond', *n*-Stamm
mānōd m. 'Monat'

Es weisen also sämtliche altgermanischen Sprachen sowohl den *n*-Stamm als auch den *t*-Stamm auf. Letzterer hat teilweise die konsonantische Flexion bewahrt, teilweise die Endungen der *a*-Stämme angenommen. Die Bedeutungen sind überwiegend so verteilt, dass der *n*-Stamm 'Mond' bedeutet und der Dentalstamm 'Monat'. Es gibt aber Ausnahmen in beide Richtungen: Im Altenglischen kommt dem Dentalstamm als Kompositionsvorderglied auch die Bedeutung 'Mond' zu, im Altfriesischen bedeutet der *n*-Stamm auch 'Monat'.

Zunächst zu der von CASARETTO 2004: 581f. vertretenen Ansicht, das ursprüngliche Paradigma von 'Mond, Monat' sei nicht das eines regulären Dentalstamms gewesen, sondern ein *s/t*-heteroklitisches, das Formen eines *s*- und eines *t*-Stamms miteinander kombinierte. Tatsächlich deuten die verwandten indogermanischen Sprachen häufig auf einen *s*-Stamm, etwa durch Fortsetzungen von idg. **mēns-* wie lat. *mēnsis* 'Monat' usw. (s. dazu DE VAAN 2008 s. v.). Wie schon erwähnt, wird allerdings die Existenz von Heteroklitika mit *s/t*-Alternation in der Forschung bisweilen auch bezweifelt, etwa von BJORVAND/LINDEMAN 2007 *∗māned*, nach denen es keine sonstigen Beispiele für einen solchen Typ gebe.

Aus germanistischer Perspektive gibt es keinen Anlass zur Annahme eines Heteroklitikons, da alle germanischen Formen, so weit ich sehe, von einem *t*-Stamm aus herleitbar sind. Auch für den Übertritt zu den *n*-Stämmen braucht man keine *s*-stämmige Form vorauszusetzen. Im Gegenteil: Wie schon ausgeführt ist der Übertritt zu den *n*-Stämmen sogar aus lautlichen Gründen nur dann verständlich, wenn der Nominativ Singular auf einen Dental ausging. Ich gehe also für das Germanische von einem zu **nēfō₂(d)* ganz parallelen Dentalstamm Nom. Sg. **mē₁nō₂(d)* aus.

Die Flexion nach den *n*-Stämmen ist in diesem Fall genau wie bei 'Neffe' durch den lautlichen Zusammenfall mit den maskulinen *n*-Stämmen im Nominativ Singular zu erklären.

Gegenbeispiel? Ae. *hæle*

GRIEPENTROG 1995: 165^[Fn.25] macht geltend, dass ein entsprechender Übertritt auch bei anderen Dentalstämmen erwartet werden müsste. Er nennt ae.

hæle m. 'Mann, Held', Nom. Akk. Pl. *hæleð*, das aus einem Nom. Sg. **χalōd* (GRIEPENTROG: **halōz*) herzuleiten sei, aber keinen *n*-Stamm ae. **hala* ergeben habe. Die Entwicklung dieses Wortes im Germanischen ist aus zwei Gründen besonders schwer nachvollziehbar: Zum einen ist die Etymologie umstritten, zum anderen weisen die Belege auf ganz unterschiedliche Suffixformen zurück:

- Awn. *halr* m. 'Mann', Pl. *-ir*
hōlðr m. 'freigeborener Bauer, Mann'
- Ae. *hæle*, *hælep* m. 'Mann, Held', Nom. Akk. Pl. *hæleð* (neben *hæleðas*)
- As. *helith* 'Mann, Mensch, Kämpfer, Krieger', Nom. Akk. Pl. *helithos*, *-as*, Gen. Pl. *helitho*, Dat. Pl. *helithon*, *-un*
- Ahd. Pl. *helidos* (Hl.) mit altsächsischer Flexionsendung, (mhd. *helt* m. 'Held', Gen. *-des*)

Daraus sind mindestens die Stammvarianten **χaliþa-* (Altsächsisch) und **χalupa-* (awn. *hōlðr*) zu gewinnen. Awn. *halr* dürfte **χaliz* (< **-et-s* ?) fortsetzen. Ae. *hæle* weist dagegen auf eine Form mit *-e* als Suffixvokal zurück, d. h. **χaleþa-*, da als Produkt des *i*-Umlauts im Altenglischen normalerweise *-e-*, nur selten *-æ-* steht, s. Ae. Gr. §53^[3]. Das *-e-* in der zweiten Silbe von *hæle* setzt somit wohl ein urgermanisches **-e-*, nicht **-i-* (wie in ae. *wine* m. 'Freund' < **winiz*) fort.

Der (offenbar ältere) *e*-Vokalismus und der stimmlose Dental des Suffixes erfordern einen Stammansatz **χalēþ-*, der am besten mit dem Ansatz eines ursprünglich hysterokinetischen Paradigmas vereinbar ist, s. LÜHR 2000a: 265, SCHAFFNER 2001: 89. Nach BOUTKAN sind alle bezeugten Formen aus einem Stamm **χaleþ-* ohne Suffixablaut herleitbar (diejenigen mit **-uþ-* aufgrund der Regel *-e- > -u- / _ u*, die im Akkustiv Singular oder Akkusativ/Dativ Plural gewirkt habe). Somit ist klar, dass dieses Wort für 'Held' in Bezug auf sein Akzent-/Ablautmuster nicht direkt mit 'Neffe' bzw. 'Mond, Monat' verglichen werden kann, für welche ein amphikinetisches Muster anzusetzen ist (siehe oben). Das Wort hat also höchstwahrscheinlich nie einen Ausgang **-ōd* im Nominativ Singular gehabt und kann somit nicht als Gegenbeispiel für die oben beschriebenen Übertritte zu den *n*-Stämmen gelten.

Etymologisch wird das Wort meist an die Wurzel idg. **kel-* 'antreiben' (LIV₂:

348) angeschlossen (d. h. ‘Antreiber’), s. z. B. LÜHR 2000a: 265, doch man vergleiche auch die skeptischen Anmerkungen bei BOUTKAN 1995a: 1 und EWA *helid*, IV,939 (eher zu einer Wurzel idg. **kal-* ‘hart werden?’).

Das einmalig belegte ahd. *belōthelm* ‘Tarnkappe’ hat in diesem Zusammenhang vermutlich nichts zu bedeuten, da es sich beim Vorderglied nach EWA *hel-mackus* (IV,947) wohl um ein Partizip Präteritum zu einem schwachen Verb **helōja-* handelt, vgl. ahd. *(bi)hellen* ‘umhüllen, verhüllen’. Dazu passt auch der altenglische Beleg *beolophelm*, wohingegen as. *helithhelm* – wiederum nach EWA – eine nachträgliche Umdeutung zu ‘Helm eines Helden’ darstellen dürfte.

Fazit

Die zwei Wörter für ‘Neffe’ und ‘Monat, Mond’ sind m. E. im Frühgermanischen als Dentalstämme **néfōd* und **mē₁nōd* anzusetzen. In beiden Fällen ist es im Urgermanischen früh zum Dentalchwund gekommen, wonach von den Formen des Nominativ Singular auf **-ō₂* aus neue *n*-stämmige Paradigmen aufgebaut wurden. Beim Wort für ‘Monat, Mond’ hat sich parallel zum *n*-Stamm auch der Dentalstamm erhalten, wobei die formale Aufteilung auch zu einer semantischen Neuregelung geführt hat: Der Dentalstamm hat ganz überwiegend die Bedeutung ‘Monat’ übernommen, wohingegen der *n*-Stamm fast überall ‘Mond’ bedeutet.

Zusätzlich zum lautlichen Zusammenfall von **néfō₂* und **mē₁nō₂* mit dem Ausgang der urgermanischen maskulinen *n*-Stämme könnten bei ‘Neffe’ auch semantische Faktoren mitgewirkt haben, da der Anschluss an vergleichbare Verwandtschaftsnamen nahe lag.

Beim Wort für ‘Held’, das ebenfalls ein alter Dentalstamm ist, wurde ein Stammansatz **χalēþ-* erschlossen, der auf ein hysterokinetisches Paradigma zurückweist und somit kein Gegenbeispiel für die beschriebenen Übertritte zu den *n*-Stämmen darstellt.

4.12 Awn. *frelsi* n. ‘Freiheit’, *fróði* n. ‘Weisheit’ usw.

Die altwestnordischen Abstrakta *frelsi* ‘Freiheit’ und *fróði* ‘Weisheit’ werden von den Grammatikschreibern in der Regel als *ja*-Stämme bestimmt. Diese Klassifikation liegt darin begründet, dass sie neutrales Genus mit einem Genitiv Singular auf *-is* verbinden:

<i>frelsi</i> n.	Gen. (til) <i>frelsis</i> (eONP ↗ <i>frelsi</i>)
<i>frōði</i> n. (auch f.)	Gen. (<i>vanda orð</i>) <i>frōðis</i> (Lex. Poet. ↗2. <i>fræði</i>)

Diese *ja*-Flexion stimmt aber nicht mit dem ost- und westgermanischen Material überein, wo die Entsprechungen als feminine *in*-Stämme in Erscheinung treten. Man vergleiche:

Awn.	Got.	Wgerm.
<i>frelsi</i> n. 'Freiheit'		ahd. <i>frīhalsī</i> f. afr. <i>frīhelse</i> , <i>frīhalse</i> f.
<i>frōði</i> n./f. 'Weisheit'	got. <i>frōdei</i> * f.	ahd. <i>fruotī</i> f.

Diesen zwei Wörtern fügt STURTEVANT 1936 ein weiteres hinzu, nämlich awn. *hylli* 'Huld'. Auch diesem entsprechen im westgermanischen *in*-Stämme (as. *buldi* f., ahd. *huldī* f.), doch liegt der Fall hier insofern anders, als eine Klassifikation als *ja*-Stamm im Altwestnordischen kaum zutreffend ist: Das Wort ist ganz überwiegend als Femininum belegt; ein einzelner Beleg mit neutralem Genus ist evtl. mit CEDERSCHIÖLD 1913: 88 als deverbale Ableitung zu awn. *hylla* 'geneigt machen' zu betrachten. Dass es sich um eine Angleichung an die *ja*-Stämme handelt, ist nicht zu sichern, weshalb das Wort in der folgenden Diskussion unberücksichtigt bleibt.

Was ahd. *frīhalsī* und *fruotī* angeht, ist der Befund in den ost- und westgermanischen Sprachen für sich genommen klar: Es handelt sich um Adjektivabstrakta, die mit dem Suffix **-in-* gebildet sind. Die entsprechenden Adjektive liegen noch als Simplicia vor, vgl. ahd. *frīhals* 'frei' (Glosse, St. Gl. I, 208.8), ahd. *hold*, *holt* 'geneigt, zugetan', *fruot* 'klug'. Aufgrund der übereinstimmenden *in*-Flexion in den ost- und westgermanischen Sprachen und aufgrund der wohlbekannten Produktivität des Suffixes **-in-* sowie der völligen Transparenz der Bildungen wird man bei diesen Lexemen die Stammbildung mit *-in-* als die ursprüngliche anzusehen haben. Die Flexion als *ja*-Stamm stellt dann demgegenüber eine jüngere Sonderentwicklung der nordgermanischen Sprachen dar.

Mit der Frage, wie es im Nordgermanischen zur sekundären Angleichung der *in*-Stämme an die *ja*-Stämme kommen konnte, mit der auch ein Genuswechsel vom Femininum zum Neutrum einherging, haben sich CEDERSCHIÖLD 1913: 77-89 und STURTEVANT 1936 auseinandergesetzt. STURTEVANT

macht zwei Faktoren für die Umbildung verantwortlich. Zunächst weist er auf die lautgesetzlich bedingte formale Nähe der *īn*-Stämme zu den neutralen *ja*-Stämmen hin (letztere wiesen das -s im Genitiv lautgerecht auf). Abgesehen vom Genitiv Singular waren beide Klassen im Singular bereits ganz identisch geworden (alle Kasus auf -i), sodass lediglich der Genitiv sowie das Genus Unterscheidungsmerkmale darstellten. Die Pluralformen spielten dagegen aufgrund der abstrakten Bedeutung der meisten *īn*-Stämme sowie einem Teil der neutralen *ja*-Stämme eine untergeordnete Rolle – die Verwendung von Abstrakta im Plural ist grundsätzlich selten, und erfolgt meist erst nach einem semantischen Übergang zum Konkretum (vgl. nhd. *die Kostbarkeiten, die Schönheiten*). Bei den altwestnordischen *īn*-Stämmen fehlen Belege für Pluralformen sogar ganz (Awn. Gr. §410). Die Flexion der in Betracht stehenden Wörter präsentiert sich folgendermassen:

	n. <i>ja</i> -Stamm	f. <i>īn</i> -Stamm
NSg	<i>kvæði</i> ‘Gedicht’	<i>fróði</i> ‘Weisheit’
GSg	<i>kvæðis</i>	<i>fróði</i> (analog: <i>fróðis</i>)
DSg	<i>kvæði</i>	<i>fróði</i>
ASg	<i>kvæði</i>	<i>fróði</i>

Als zweiten Faktor, der an der Umbildung beteiligt war, identifiziert STURTEVANT einen semantischen Konnex zwischen beiden Flexionsklassen, und zwar aufgrund der Tatsache, dass beide Klassen Abstraktbildungen enthielten. Die *īn*-Stämme waren bekanntlich fast ausschliesslich Adjektivabstrakta, und auch unter den *ja*-Stämmen gab es sehr viele mit abstrakter Bedeutung, ebenfalls häufig zu Adjektiven. Beispiele des letzteren Typs sind etwa got. *frumisti** n. ‘Anfang’ zu *frumists* ‘erster’, got. *azēti** ‘Leichtigkeit, Vergnügen’ zu **azēts* ‘leicht’ (Adv. *azētaba*), got. *kunþi* ‘Kunde, Kenntnis’, awn. *kynni* ‘Kennzeichen, Geschlecht’ zu got. *kunþs* ‘kund, bekannt’, awn. *kunnr*, s. KLUGE 1926 §111, CASARETTO 2004: 125-9. Gemäss STURTEVANTS Argumentation spielte also die semantische Nähe für die Angleichung des Flexionsverhalten eine entscheidende Rolle.

In der Tat ist es wahrscheinlich, dass hier eine Kombination von sowohl lautlicher als auch semantischer Nähe (Abstraktheit) für die Vermischung ausschlaggebend gewesen ist: Beide Klassen waren mit einem ähnlichen Flexionsklassenprofil ausgestattet. Ob es zuerst zum Genuswechsel und dann zum

Flexionswechsel gekommen ist oder umgekehrt, oder ob beides gleichzeitig eingetreten ist, lässt sich anhand des überlieferten Datenmaterials nicht feststellen.

Zu den *in*-Stämmen, die einen Genitiv auf *-is* bilden, lassen sich nach Awn. Gr. §411^[2] noch (*v*)*reiði* f. 'Zorn', *fr̥endsemi* f. '(Bluts-)Verwandtschaft', *forvitni* f. 'Neugier' und *kristni* f. hinzufügen – die Liste liesse sich bestimmt auch noch verlängern. Ein besonders klarer Fall ist *fr̥endsemi* f. '(Bluts-)Verwandtschaft', das sich durch die genaue strukturelle Entsprechung zu ahd. *hōrsamī* f. 'Gehorsam', *sorgsamī* f. 'Fürsorge' usw. ohne Zweifel als (etymologischer) *in*-Stamm erweist. Auch in den anderen Fällen liegt es nahe, feminine *in*-Abstrakta, überwiegend zu Adjektiven, anzusetzen (*forvitni* dürfte zum Verbaladjektiv *forvitinn* 'neugierig' gebildet sein; *kristni* zum Verbaladjektiv *kristinn* 'christlich, christianisiert'; (*v*)*reiði* 'Zorn' zum Adjektiv (*v*)*reiðr* 'zornig, wütend'). Auffällig ist, dass die Genitive dieser Wörter fast ausschliesslich als Kompositionsvorderglieder oder in gewissen fixen Konstruktionen auftreten, vgl. *úgleðis-klæði* n. 'Trauergewand' zu *úgleði* f. 'Traurigkeit', *reiðis-verk* n. 'Zornestat'; *fyrir fr̥endsemis sakir* 'in Bezug auf die Verwandtschaftsangelegenheiten', *fyrir forvitnis sakar* 'aus Neugier' usw. (Belege bei eONP, jeweils s. v.). Sofern man in diesen Belegen nicht bloss ein Kompositionsfugenelement sehen will, haben auch diese *in*-Feminina nach dem genannten Muster sekundär die Genitivendung von den *ja*-Stämmen bezogen.

Zur Vermischung beider Typen haben wohl insbesondere einige Wortbildungsdubletten beigetragen, worauf CEDERSCHIÖLD 1913: 82 zu Recht aufmerksam macht. So ist etwa *laus-yrði* n. 'unzuverlässige Rede, Wortbruch' der Genese nach ein Kompositum aus *lauss* 'los, lose' und *orð* n. 'Wort, Rede', mit der für Komposita typischen *ja*-Flexion. Daneben vorkommendes *laus-yrði* f. mit gleicher Bedeutung stellt dagegen ein Adjektivabstraktum mit Suffix **-in* zu *laus-orðr* 'unzuverlässig sprechend' dar. Dass es sich um zwei ursprünglich separate Bildungen handelt, erkennt man noch ganz deutlich im Gotischen: Die Wulfilabibel bezeugt got. *lausawairdi** n. neben *lausawairdei** f., beides mit der Bedeutung 'leeres Gerede'. Bei dieser und bei ähnlichen Dubletten ist leicht nachvollziehbar, wie es aufgrund der geringen formalen Unterscheidbarkeit und der ähnlichen Semantik zu Angleichungen und Übertritten kommen konnte.

Auch Angleichungen von *ja-* an *in*-Stämme?

Wenn es stimmt, dass die formale und semantische Nähe für die Beeinflussung der *in*-Stämme durch die *ja*-Stämme verantwortlich zu machen ist, könnte man erwarten, dass dieselben Faktoren auch in die umgekehrte Richtung gewirkt hätten. Ein Nachweis dieses umgekehrten Angleichungsprozesses könnte erbracht werden, wenn es gelänge, im Altnordischen synchron als feminine *in*-Stämme erscheinende Lexeme zu identifizieren, die auf historisch vergleichender Grundlage als neutrale *ja*-Stämme zu bestimmen wären.

Als Kandidaten kommen die von KLUGE 1926 §111 als *ja*-Stämme bezeichneten Wörter awn. *øði* 'Wut' als Ableitung zu *øðr* 'wütend' und awn. *deyfi* 'Taubheit' als Ableitung zu *dauf* 'taub, gehörlos' in Frage. Diesen wird von den Lexikographen synchron im Altnordischen feminines Genus zugewiesen. Auf die Frage, ob diese zwei Lexeme wirklich historisch betrachtet als *ja*-Stämme gelten können, ist im Folgenden genauer einzugehen.

Zunächst zu awn. *deyfi* 'Taubheit': Es erscheint nur in der Prosasprache und dort nach Auskunft des eONP s. v. nur in wenigen, späten Belegen (15. Jahrhundert). Ein Genus ist an den entsprechenden Stellen nicht erkennbar, so dass die von den Lexikographen vorgenommene Bestimmung als Femininum als Vermutung gewertet werden muss. Formal vom Nominativ abweichende Belege gibt es ebenfalls nicht, weshalb die Bestimmung der Flexionsklasse nicht möglich ist. Es liegt deshalb am nächsten, das Wort als Kontinuante von **daubīn*- f. aufzufassen und mit got. *daubei* 'Verstocktheit' zu vergleichen (s. zu weiteren Ableitungen von urgerm. **dauba-* HEIDERMANNS 1993: 148). Im Neuisländischen scheint das Wort durch die *-ti*-Ableitung *deyfið* f. verdrängt worden zu sein. Für die Bestimmung von awn. *deyfi* als *ja*-Stamm, wie sie KLUGE vorgenommen hat, sehe ich keinen triftigen Grund.

Etwas schwieriger zu beurteilen ist der Fall von awn. *øði* 'Wut'. Die Lexikographen (Lex. Poet., HOLTHAUSEN 1948, DE VRIES 1977, BAETKE 2008, HEGGSTAD/HØDNEBØ/SIMENSEN 2008, eONP) pflegen hier übereinstimmend zwei verschiedene Lexeme anzusetzen: Einmal *øði* f. 'Wut, Wahnsinn' und daneben *øði* n. 'Sinn, Verstand, natürliche Beschaffenheit, Charakter usw.'. Im Fall des Neutrums sind auch Genitivformen auf *-is* belegt, was die Bestimmung als *ja*-Stamm bekräftigt. Rein formal gesehen liegt also eine ähnliche Situation vor wie bei den oben dargestellten Fällen der Angleichungen von *in*- an *ja*-Stämme, und man könnte verleitet sein, auch hier die *ja*-Flexion gegenüber der *in*-Flexion als jüngere Neuerung anzusehen. Dagegen spricht

jedoch die Semantik: Die Bedeutungsfelder liegen m. E. zu weit auseinander, als dass man beide Wörter aus derselben Quelle herleiten könnte. So werden sie denn in der Fachliteratur auch etymologisch unterschiedlich bewertet. Das Femininum *ōði* 'Wut, Wahnsinn' ist aus semantischen Gründen kaum anders denn als Adjektivabstraktum auf **-īn-* zu *ōðr* 'wütend' zu beurteilen und entspricht genau ahd. *wuotī* 'Wahnsinn, Raserei', s. HEIDERMANNS 1993: 685. Dass awn. *ōði* in der Bedeutung 'Wut' ein *ja*-Stamm sei, wie bei KRAHE/MEID 1967-9: III,72 angegeben, kann ich nicht bestätigen.

Das Neutrum *ōði* n. 'Sinn, Verstand usw.' sieht man dagegen als unabhängige Bildung an; es wird von HOLTHAUSEN 1948 und DE VRIES 1977 (jeweils s. v.) zum Komparativ awn. *ōðri* 'besser, höher, mächtiger, vornehmer' und ferner zu got. *wōþeis**, ahd. *wuodi* 'süss, milde, angenehm usw.' gestellt. Diese Etymologie wirft allerdings mehr Fragen auf, als sie beantwortet. Nach HEIDERMANNS 1993: 689 weisen got. *wōþeis** usw. auf eine adjektivische Grundlage **wōþja-* (besser: **wōþija-*) 'angenehm' zurück; ein semantischer Zusammenhang mit dem altnordischen Substantiv ist für mich nicht erkennbar. Zusätzlich erschwert wird die Beurteilung der Sippe um got. *wōþeis** 'angenehm' durch fehlende indogermanische Anschlussmöglichkeiten; es existiert "keine brauchbare Etymologie" (FEIST 1939 *↗wōþeis*, S. 572). Besser scheint mir da die bei Lex. Poet. 2. *æði* in einer knappen Bemerkung angedeutete Beurteilung von *ōði* n. 'Sinn, Verstand usw.' als denominale Ableitung von awn. *ōðr* m., das im poetischen Wortschatz mit der Bedeutung 'Seele, Verstand' erscheint (nur einmal; sonst trägt es die Bedeutung 'Gesang, Dichtung', s. Lex. Poet. s. v.). Wenn damit das Richtige getroffen ist, gehört *ōði* n. also letzten Endes zur selben Wortsippe wie awn. *ōði* f., ist aber eine desubstantivische Ableitung und damit eine eigenständige, lexikalisch vom Adjektivabstraktum *ōði* f. 'Wut, Wahnsinn' zu trennende Bildung.

Keine der beiden Abstraktbildungen, die KLUGE als *ja*-Stämme bezeichnet hat, vermag also eine Beeinflussung der *ja*-Stämme durch die *īn*-Stämme zu bezeugen. Im einen Fall hat man es wohl gar nicht mit einem *ja*-, sondern mit einem *īn*-Stamm zu tun, im anderen existieren das Neutrum und das Femininum vermutlich als unabhängige Derivate nebeneinander, ohne dass es zu einer flexivischen Beeinflussung gekommen wäre.

CEDERSCHIÖLD 1913: 79 weist noch auf einige altnordische Komposita in der Art von *gaum-gæfi* f. 'Aufmerksamkeit' hin, die zwischen Neutrum und Femininum schwanken. Es ist denkbar, dass einige davon hierhergehören,

doch wird man vielleicht gerade in diesem Fall mit CEDERSCHIÖLD die Erklärung des femininen Genus nach der parallelen *ti*-Ableitung *gaum-gæfð* f. vorziehen. Bei den insgesamt nicht zahlreichen Belegen, die es von diesen Komposita gibt, ist zudem häufig das Genus nicht ersichtlich. Im Altwestnordischen ist der Vorgang also nicht mit Sicherheit nachweisbar. Vermutlich gehören aber einige Formen im Althochdeutschen hierher, wo neben neutralen *ja*-Stämmen *heimingi* ‘Heimat’, *antwurti* ‘Antwort’ auch synonyme Feminina *heimingī*, *antwurtī* erscheinen, s. Ahd. Gr. §201_[AI]. Da es sich dabei um Abstrakta handelt, liegt es nahe, an die gleiche Ursache zu denken wie bei awn. *frēlsi* usw., aber mit umgekehrter Wirkungsrichtung.

Fazit

Ohne Zweifel gibt es auf historisch vergleichender Basis als *īn*-Stämme zu bestimmende Feminina, die sich im Altnordischen an die *ja*-Stämme angeglichen haben und unter Übernahme des neutralen Genus mit diesen verschmolzen sind. STURTEVANT trifft wahrscheinlich das Richtige, wenn er dafür sowohl formale wie auch semantische Faktoren verantwortlich macht. Besonders die vorwiegende Verwendung im Singular und das semantische Merkmal der Abstraktheit dürfte der Entwicklung Vorschub geleistet haben. Für den umgekehrten Fall, d. h. für eine Beeinflussung von *ja*-Stämmen durch die *īn*-Stämme, konnten dagegen keine sicheren Beispiele beigebracht werden – die Entwicklung ist also anscheinend unidirektional verlaufen.

Beim Übertritt von den *īn*- zu den *ja*-Stämmen handelt es sich nicht um einen systematischen Prozess, da es auch *īn*-Stämme gibt, die – soweit das den uns erhaltenen Quellen entnommen werden kann – davon nicht erfasst wurden. So sind etwa *gleði* f. ‘Freude’ (Simplex) und andere, die sowohl in formaler als auch in semantischer Hinsicht ebenfalls gute Übertrittskandidaten gewesen wären, davon unberührt geblieben.

4.13 Got. *haims** f. ‘Dorf’, ae. *bām* m., ahd. *beima* f.

Das Wort mit der Bedeutung ‘Heim’ zeigt im Gotischen einen eigenartigen Unterschied zwischen einem anscheinend *i*-stämmigen Singular mit der Bedeutung ‘Dorf’ und einem *ō*-stämmigen Plural mit der Bedeutung ‘Dörfer, Land’. Die Beleglage präsentiert sich folgendermassen:

- Got. *haimōs* Nom. Akk. Pl. f. κῶμαι, ἄγροι 'Dörfer, Land' (im Gegensatz zu *baúrgs* πόλεις 'Städte'), Gen. Pl. *haimō*, Dat. Pl. *haimōm*
*haims** f. κῶμη 'Dorf', Dat. Sg. *haimai*, Akk. Sg. *haim*
- Awn. *heimr* m. 'Heim, Wohnsitz, Heimat, Welt', Adv. *heim* 'heimwärts', *-heimr* und *-heimar* in Ortsnamen
heima n. 'Heim, Wohnsitz'
- Ae. *hām* m. 'Dorf, Weiler, Gut, Heim', Adv. *hām* 'nach Hause'
- Afr. *hēm* n. 'Heim, Hausstätte'
- As. *hēm* n. 'Zuhause, Wohnsitz, Heimat, Stammsitz'
- Ahd. *-heim* (auch in Ortsnamen), Adv. *heim* 'heimwärts', *heime* 'daheim'
heima f. 'Wohnung, Aufenthaltsort, Heimat'

Man hat es also im Nord- und Westgermanischen überwiegend mit einem neutralen oder maskulinen *a*-Stamm zu tun, wohingegen im Gotischen Formen eines *i*- bzw. *ō*-Stamms erscheinen. Im Althochdeutschen begegnen zwei Varianten, von denen die eine formal dem *a*-Stamm entsprechen kann, während die andere einen femininen *ō*-Stamm darstellt. Es stellt sich die Frage, ob es sich jeweils etymologisch um dasselbe Lexem handelt, und wie die von einander abweichenden Stammbildungen zu beurteilen sind.

Die Datenlage zu 'Heim' wurde bereits von BJORVAND 1994: 56, 146ff. besprochen und m. E. weitgehend geklärt, was mir erlaubt, mich hier auf die wesentlichen Punkte zu beschränken. Der Gegensatz zwischen dem nord- und westgermanischen *a*-Stamm (**χaima-*) und dem femininen *ō*-Stamm (**χaimō-*) ist wohl nicht als Flexionsklassenübertritt, sondern als ein Relikt einer alten Opposition Singular vs. Kollektivum zu werten. Wie BJORVAND besonders anhand von nordgermanischem onomastischen Material gezeigt hat, gibt es Hinweise darauf, dass in Teilen des germanischen Sprachgebiets bis in die einzelsprachliche Zeit hinein zu einem Singular ein Kollektivum (ehemals mit Suffix **-eh₂-*, später oft mit Pluralendung der fem. *ō*-Stämme) gebildet werden konnte. Dieser Gegensatz ist im Bibelgotischen noch erkennbar, wo die formale Diskrepanz bei *haims** (*i*-stämmiger Singular vs. *ō*-stämmiger Plural) mit einer entsprechenden semantischen einhergeht: Der Singular bedeutet 'Dorf', der Plural '(Dörfer), Land'. Offenbar hat das Kollektivum in dieser Sprache die Flexion eines pluralischen *ō*-Stamms angenommen, wie

es häufig auch im Nordgermanischen geschehen ist (vgl. awn. *engi* n. 'Wiese' - *engjar* Pl. f. 'Weideland' usw.). Die Singularformen des Gotischen könnten nach einer Idee von HIRT 1897: 236f. zu einem *a*-Stamm gehören, wenn man es mit HIRT für möglich hält, die Dativform *haimai* als "alten dativ-locativ eines *o*-stammes auf[zu]fassen". Die Endung got. *-ai* hätte sich dann regulär aus idg. **-ōi* (Dativ) oder **-o-i* (Lokativ) entwickelt, s. zu diesen Rekonstruktionen MEIER-BRÜGGER 2010: F311. Das *-a* im Dativ Singular der gotischen *a*-Stämme setzt dagegen nach verbreiteter Ansicht die Instrumentalendung **-oh₁* oder **-eh₁* fort. Die Singularformen wären in diesem Szenario also gar nie *i*-stämmig gewesen, sondern setzten einen archaischeren Zustand des *a*-stämmigen Singular-(Teil-)Paradigmas fort, mit nachträglicher Übernahme des femininen Genus durch die Einwirkung der *ō*-stämmigen Pluralformen und die formale Übereinstimmung mit den femininen *i*-Stämmen.

Die Erklärung von HIRT lässt aber verschiedene Fragen offen, nicht zuletzt, weshalb ein alter Dativ/Lokativ gerade hier erhalten sein soll, während ansonsten bei den maskulinen und neutralen *a*-Stämmen im Gotischen überall die Instrumentalendung *-a* vorherrscht. Zudem scheint es gewagt, davon auszugehen, dass im Zug einer sekundären Übernahme des femininen Genus aus dem Plural nicht auch diese (angeblich) archaische Flexionsendung im Dativ Singular erneuert worden wäre. Alternativ könnte man sich fragen, ob ein Kollektivum nicht auch zu einem *i*-stämmigen Singular hätte gebildet werden können. Nach MEIER-BRÜGGER 2010: S415 ist die Kollektivbildung als Derivationsprozess einzustufen, weshalb dies nicht prinzipiell ausgeschlossen scheint, auch wenn es zugegebenermassen an Parallelfällen mangelt. Eine weitere Erklärung geht von der Beobachtung aus, dass vom Singularparadigma neben dem Akkusativ nur noch der Dativ *haimai* bezeugt ist. Da der Dativ *haimai* formal problemlos zum *ō*-stämmigen Plural gehören könnte, beruht die Bestimmung als *i*-Stamm einzig auf dem endungslosen Akkusativ *haim*. Dies wirft die Frage auf, ob dem Problem nicht durch eine alternative Herleitung des Akkusativ Singular *haim* beizukommen ist. In Betracht kommt etwa eine Beeinflussung durch das im Gotischen nicht bezeugte, aber im Nord- und Westgermanischen häufige Richtungsadverb awn. ahd. *heim* 'heimwärts'. Es scheint sich dabei ursprünglich um einen adverbialen Akkusativ **χaima^m* zum ausserhalb des Gotischen gut bezeugten *a*-Stamm gehandelt zu haben, s. KLUGE/SEEBOLD 2011 *↗heim*. Urgerm. **χaima^m* hätte nun im Gotischen **haim* ergeben und könnte in einem entsprechenden syntaktischen

Kontext umgedeutet und in dieser Form als Akkusativ Singular ins Paradigma des femininen *ō*-Stamms inkorporiert worden sein.

Der neutrale *n*-Stamm *heima* des Altwestnordischen ist nach BJORVAND 1994: 152 ein umgedeuteter Akkusativ Plural des *ō*-Stamms. Beim *a*-Stamm, wo sowohl maskulines als auch neutrales Genus vorkommt, sei das Material dann leichter zu erklären, wenn man das Maskulinum als älter betrachtet, s. BJORVAND 1994: 164f. Zur Etymologie des Wortes s. CASARETTO 2004: 388f. und EWA *heim* (IV,905–7).

Ein weiteres Beispiel für einen Gegensatz von *a*-stämmigem Singular vs. *ō*-stämmigem Plural mit kollektiver Bedeutung erkennt BJORVAND 1994: 154f. in awn. *lauf* n. 'Laub', selten 'Blatt', ahd. *loub* n. 'Blatt, Laub', as. *lōf* n., ae. *lēaf* n. 'Blatt' gegenüber got. *laubōs* 'Laub', sofern es sich bei letzterem tatsächlich um einen Nominativ Plural eines *ō*-Stamms handelt (formal käme auch ein mask. *a*-Stamm in Frage).

Nach WIDMER 2006: 438ff. sind auch Dubletten von maskulinen und neutralen (germ.) *a*-Stämmen über eine Kollektivbildung vermittelt worden (Umdeutung aufgrund der fehlenden Genusspezifika des Kollektivums).

Fazit

Das hier behandelte Material ist wohl mit BJORVAND auf zwei Ausgangsformen zurückzuführen: Zum einen ein maskuliner (evtl. auch neutraler) *a*-Stamm **χaima-* und zum anderen ein als Kollektivum zu diesem gebildetes **χaimō-*, das im Gotischen wie ein pluralischer femininer *ō*-Stamm flektiert. Der Bedeutungsunterschied ist noch im Gotischen erkennbar, wo der Singular 'Dorf', der Plural dagegen neben 'Dörfer' auch 'Land' (im Gegensatz zu 'Stadt') bedeutet. Man muss die einzelsprachlichen Unterschiede in der Stammbildung also wohl als Relikt einer alten Opposition Singular vs. Kollektivum verstehen.

Ein vergleichbarer Zusammenhang zwischen Singular und (ehemaligem) Kollektivum scheint in urgerm. **laubā-* n. (awn. *lauf*) vs. **laubō-* f. (got. *laubōs* Pl.) vorzuliegen. Für die eigenartige Mischflexion von got. *haims**, das sich im Singular (scheinbar) nach den *i*-Stämmen richtet, fehlen Parallelen.

4.14 Got. *gabruka** f. ‘Brocken’, ae. *gebrocu* n. Pl. ‘Bruchstücke’

Dem gotischen Femininum *ga-bruka** ‘Brocken’ entspricht im Altenglischen ein Neutrum Plural *ge-brocu* ‘Bruchstücke’. Beide gehören zum starken Verb germ. **breka-*, Kl. IV, s. SEEBOLD 1970: 132, mit dem Vokalismus des jeweiligen Partizip Präteritum (got. *-brukans**, ae. *brocen*). Die Belege sind:

Got. *gabruka** f. κλάσμα ‘Brocken (von Brot, Fleisch, Fisch)’, nur
Gen. Pl. *gabrukō*

Ae. Nom. Akk. Pl. (*ge-*)*brocu* n. ‘Bruchstücke (besonders von Brot)’, Gen. Pl. *gebroya*, Dat. Pl. *gebroyum*

Aus diesen Belegen lassen sich im Prinzip zwei separate Stammansätze **ga-bruka-* n. und **ga-brukō-* f. gewinnen (so bei SEEBOLD, a. a. O.). Sowohl **ga-bruka-* n. als auch **ga-brukō-* f. sind als Derivate des starken Verbs **breka-* plausibel. Für **ga-bruka-* n. sei auf got. *ga-baur* n. ‘Kollekte; Steuer’ (zu got. (*ga-*)*baíran*) oder *us-luk** n. ‘Eröffnung, Öffnung’ (zu got. *us-lūkan*) verwiesen. Für **ga-brukō-* f. vergleiche man die zwar nicht sehr häufigen, aber durchaus vorkommenden schwundstufigen *ō*-Stämme wie got. *us-waurpa* f. ‘Verwerfen; Fehlgeburt’ (zu got. *us-wairpan*) oder got. *wulwa* f. ‘Raub’ (zu got. *wilwan* ‘rauben’).

Obwohl das Vorliegen von zwei unabhängigen Derivaten also eine Möglichkeit ist, muss es als eine abgelegene bezeichnet werden, denn verschiedene Indizien machen deutlich, dass höchst wahrscheinlich ein und dasselbe Lexem vorliegt, das in einer der beiden Sprachen einen Flexionsklassen- und Genuswechsel durchgemacht hat. Nicht nur stimmen die Belege in ihrem Wurzelsvokalismus und in der (überwiegenden) Präfigierung mit **ga-* überein; sie haben auch die exakt gleiche, recht spezifische Semantik ‘Brocken (von Esswaren)’. Beide werden zudem – soweit die Beleglage einen solchen Schluss zulässt – stets pluralisch gebraucht. Diese Indizien sprechen m. E. klar dafür, dass es sich um Kontinuanten eines einzigen Lexems handelt.

Zu starken Verben treten auch sonst sehr häufig parallel zueinander ein neutraler *a*-Stamm und ein femininer *ō*-Stamm auf. Der Berührungspunkt zwischen beiden Paradigmen ist der Gleichlaut zwischen dem *a*-stämmigen Neutrum Plural und dem *ō*-stämmigen Femininum Singular. Bei dieser Übereinstimmung handelt es sich um keinen Zufall: Nach NEU 1969: 239 (und

anderen) haben beide Formen sprachhistorisch gesehen ein und denselben Ursprung, nämlich eine Kollektivbildung auf $*-eh_2 > *-ā$ (> urgerm. $*-ō_1$), aus dem sich die idg. $ā$ -Stämme (germ. $ō$ -Stämme) und damit auch das Femininum als eigenständiges grammatisches Genus erst entwickelt haben. Beide Endungen lauten deshalb in den indogermanischen Sprachen in der Regel gleich (vgl. z. B. lat. *flamma* f. ‘Flamme’ und *iuga* n. Pl. ‘Joche’, s. MEISER 1998 §95_[6]) und ergaben jederzeit die Möglichkeit zur “omtolking av nøytrum pl. på $*-ā$ til femininum sg.” (BJORVAND 1994: 208) bzw. zur “Umdeutung der grammatischen Funktion des kollektiven Nominativ Singular femininum [...] zu Nominativ bzw. Akkusativ Plural neutrum” (SCHAFFNER 2001: 223). Davon zeugt, dass die femininen $ō$ -Stämme als Verselbstständigung solcher Kollektivbildungen noch in den germanischen Sprachen – besonders im Plural – häufig kollektive Bedeutung aufweisen, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,63, BJORVAND 1994.

Da das Neutrum Plural aufgrund seiner kollektiven Bedeutung ursprünglich mit einem Verb im Singular konstruiert wurde, was in den späteren Einzelsprachen teilweise noch so erhalten ist, s. SCHAFFNER 2001: 106, BEEKES/DE VAAN 2011: 188, mussten beide Flexionsformen in ältester Zeit auch in ihrem Kongruenzverhalten übereinstimmen. Daraus folgt, dass es seit der Herausbildung der eh_2 -Stämme als selbstständiger Stammklasse über eine lange Zeit hinweg *bridging contexts* gegeben haben muss, die eine Reanalyse eines $ō$ -Stamms als Nominativ/Akkusativ Plural eines neutralen a -Stamms erlaubten, und umgekehrt. Der bei BJORVAND 1994: 210 besprochene Parallelfall awn. *val* n. vs. ahd. *wala* f. kann den Zusammenhang zwischen neutralem a -Stamm und femininem $ō$ -Stamm noch deutlicher veranschaulichen. Er soll im Folgenden kurz ausgeführt werden.

Parallelfall awn. *val* n. vs. ahd. *wala* f. ‘Wahl’

Dem altwestnordischen starken Neutrum *val* ‘Wahl, Auswahl, Möglichkeit’ steht im Althochdeutschen ein femininer $ō$ -Stamm *wala* f. ‘Wahl’ gegenüber. Die Belegsituation präsentiert sich folgendermassen:

- Awn. *val* n. ‘Wahl, Auswahl, Möglichkeit’, Pl. *völ*
 auch *völ* f. (?), (nisl. *völ* f.)
 Ahd. *wala* f. ‘Wahl’

In den anderen Sprachzweigen ausserhalb des Hochdeutschen und Westnordischen erscheinen Belege dieses Wortes nur noch im Englischen, und zwar ab dem Mittenglischen in Belegen wie me. *wal*, *wale*, *waile* ‘Wahl’ (eMED $\nearrow w\ddot{a}le$).

Dem althochdeutschen femininen \bar{o} -Stamm scheint auch im Altwestnordischen ein Femininum *völ* zu entsprechen (als solches angesetzt bei Lex. Poet., DE VRIES 1977, eONP und HEGGSTAD/HØDNØ/SIMENSEN 2008, jeweils s. v.). Für die lexikalische Eigenständigkeit eines solchen Femininums gibt es allerdings nur ganz vereinzelte Hinweise. Belege in der Art von *áttak næst vól nýtra drengja* ‘(noch) vor kurzem hatte ich die Wahl unter tüchtigen Männern’ (4. Lausavísa des Ófeigr Skíðason, 11. Jh.) und *eiga vól á öllum (mönnum)* ‘unter allen (Männern) wählen können’ (BandM 48,10, 14. Jh.), von denen bezeichnenderweise ersteres beim Lex. Poet. unter *völ* f., zweiteres dagegen bei eONP und BAETKE 2008 unter *val* n. gebucht ist, sind formal mehrdeutig und lassen in grammatischer Hinsicht keine Unterscheidung zwischen Neutrum Plural und Femininum Singular zu. Symptomatisch für die schwere Unterscheidbarkeit beider Formen ist auch die Doppelüberlieferung einer Stelle in der *Karlamagnúss saga*, wo eine Handschrift *mikil vól var þar [...]*, die Parallelüberlieferung dagegen *mikil vól váru þar [...]* mit pluralischer Kongruenz hat, s. eONP $\nearrow vól$ f. Als Femininum kommt das Wort auch im Neuisländischen vor (nisl. *völ* f.).

Der beim eONP unter *völ* f. gelistete altnorwegische Beleg [...] *æi var a mæiru voll* (Brief aus Bergen, 14. Jh.; DN: VIII,149) gehört dagegen eher nicht hierher, sondern ist wohl mit dem Maskulinum *verð* ‘Wert’ zu identifizieren, d. h. ‘(...weil) es nicht mehr wert war’. Zur Schreibung von /rð/ als <l> vgl. etwa den mno. Ortsnamen *Kammefíol* < **-fjorð* (Awn. Gr. §252_A; dort weitere Beispiele).

Es gibt also Hinweise darauf, dass bereits sprachintern im Altwestnordischen ein Gegensatz von neutralem *a*-Stamm und femininem \bar{o} -Stamm vorhanden war, und ein solcher besteht ohne Zweifel im Sprachvergleich zwischen Altwestnordisch und Althochdeutsch. Die Situation präsentiert sich also ganz ähnlich wie bei got. *gabruka** f. vs. ae. *gebroc* n.

Aufgrund formaler Gesichtspunkte wäre es sowohl denkbar, dass der altwestnordische *a*-Stamm die ursprüngliche Bildung repräsentiert, und dass im Althochdeutschen durch Reanalyse ein femininer \bar{o} -Stamm sekundär entstanden ist, als auch umgekehrt, dass mit dem althochdeutschen femininen

ō-Stamm der ältere Zustand bewahrt ist und der altwestnordische *a*-Stamm eine jüngere Umdeutung aus dem Femininum darstellt. Aufgrund der Wortbildung sowie zahlreicher Parallelfälle lässt sich jedoch in diesem Fall eine Entscheidung zugunsten des ersten Szenarios fällen.

Vgl. dazu auch WIDMER 2006: 434f. und Fn. 17, nach dem “[z]wingende Beispiele für die Reinterpretation eines femininen Nominativ Singular (*-*ō*) als Nominativ/Akkusativ Plural eines neutralen *a*-Stammes [...] bisher nicht beigebracht worden [sind]”. Diese Aussage steht also im Widerspruch zur oben erwähnten Aussage SCHAFFNERS 2001: 223, wonach auch die Umdeutung von Femininum Singular zu Neutrum Plural möglich war. SCHAFFNER verweist in diesem Zusammenhang auf eine Stelle bei EICHNER 1985: 141^[Fn.46], wo ein Szenario mit einem Übergang von “Nominativ Singular fem.” zu “Nominativ/Akkusativ Komprehensiv [= traditionell ‘Plural’] neutr.” in einer frühen Phase des Urindogermanischen entworfen wird.

Etymologisch gehört das Substantiv mit einem im Germanischen gut bezeugten schwachen Verb **walja-* ‘wählen’ (got. (*ga-*)*waljan**, awn. *velja* sw. Vb. ‘wählen’, as. *wellian*, ahd. *wellen*) zusammen. Im Gegensatz zu got. *gawal-eins** ‘Wahl’, das mit Suffix **-ini-* direkt zu diesem schwachen Verb gebildet ist, kann das hier interessierende **wala-* n. oder **walō-* f. aber aufgrund seiner Struktur kaum vom schwachen Verb abgeleitet sein. Vielmehr wird man von einer Bildung direkt zur lexikalischen Wurzel **wel-* ‘wollen’ auszugehen haben, s. SEEBOLD 1972: 551f., BJORVAND/LINDEMAN 2007 *✓velge*. Das Femininum ahd. *wala* f. wäre dann ohne Weiteres als Abstraktum zur Wurzel **wel-* verständlich und liesse sich in Bezug auf die Stammbildung und den Wurzelvokalismus direkt mit got. *wraka** f. ‘Verfolgung’, ae. *wracu* f. ‘Rache’ (zu got. *wrikan** ‘verfolgen’, st. Vb. V) und ae. *stalu*¹⁶ f. ‘Diebstahl’ (zu ahd. *stelan*, st. Vb. IV) vergleichen, s. KRAHE/MEID 1967-9: III,62f. Allerdings finden sich ebenso neutrale *a*-Stämme mit entsprechender Struktur, vgl. **laga-* n. (awn. *lag* n. ‘etwas Liegendes, Lage’, as. *gi-lag* n. ‘Geschick’; zu got. *ligan**, st. Vb. V), **braka-* n. (awn. *brak* n. ‘Krachen, Lärm’, ae. *bræc* n. ‘Geräusch, Lärm’; zu got. *brikan*, st. Vb. IV) usw., s. KRAHE/MEID 1967-9: III,60. Da beide Typen

¹⁶ Damit ist vielleicht auch ahd. *stala* zu vergleichen. Dieses müsste dann entgegen dem üblichen Ansatz *stāla* (z. B. bei SCHÜTZEICHEL 2012 s. v.) mit Kurzvokal angesetzt werden, s. auch oben S. 181.

häufig Nomina actionis bilden, sind die Ansätze **wala-* n. und **walō-* f. als etwa gleich wahrscheinlich einzustufen.

Zieht man jedoch auch das schwache Verb **walja-* mit in Betracht, erklären sich die derivationellen Zusammenhänge wohl dann am leichtesten, wenn man zunächst von einem zur Wurzel **wel-* ‘wollen’ gebildeten Abstraktum **wala-* n. ‘Wahl, (Gewolltes)’ ausgeht. Das schwache Verb **walja-* ‘wählen’ stellt dann den gleichen Typ von denominaler Ableitung zum *a*-Stamm **wala-* dar wie got. *hunsljan** ‘opfern’ zu *hunsl* ‘Opfer’. Würde man nämlich umgekehrt vom Abstraktum **walō-* f. ausgehen, müsste eine denominaler Ableitung wohl got. **walōn* lauten, so wie got. *ga-paidōn** ‘bekleiden’ zu *paida* f. ‘Gewand’. Somit ergibt sich für das genannte lexikalische Material folgende Ableitungskette:

**wel-* ‘wollen’ \Rightarrow **wala-* n. ‘Wahl, (Gewolltes)’ \Rightarrow **(ga-)waljan-* ‘wählen’ \Rightarrow
**ga-walīni-* ‘das Wählen, Wahl’

Der feminine *ō*-Stamm **walō-* f. dürfte dann mit BJORVAND 1994: 210 so zu erklären sein, dass der Nominativ/Akkusativ Plural von **wala-* n., nämlich **walō_i* (> wgerm. **walu*), zu einem bestimmten Zeitpunkt als Nominativ Singular der femininen *ō*-Stämme reanalysiert wurde. Über den Zeitpunkt dieser morphologischen Umdeutung lässt sich sagen, dass sie 1) aufgrund der dialektal unterschiedlichen Verhältnisse nicht mehr in die gemein germanische Zeit fallen kann, und dass sie 2) erfolgt sein muss, bevor die *ō*-Stämme in Teilen des Westgermanischen die Endung *-a* vom Akkusativ auf den Nominativ übertrugen, da ab diesem Zeitpunkt die Übereinstimmung mit dem Neutrum Plural nicht mehr gegeben war (die Form des Neutrum Plural kommt z. B. im Althochdeutschen bei den *a*-Stämmen durchwegs ohne Flexionsendung aus).

Entsprechende Umdeutungen von Neutrum Plural zu Femininum Singular sind auch in der Entwicklung vom Lateinischen zu den romanischen Einzelsprachen nachweisbar. So ist lat. *grānum* n. im Französischen als *grain* m. ‘Korn’ fortgesetzt, der (kollektive) Plural lat. *grāna* dagegen durch Reanalyse als Femininum zu franz. *graine* f. ‘Samen, Saatkorn’ geworden, s. HOCK 1991: 225. Ein Übergang nach diesem Muster tritt im Mittellateinischen “massenhaft” auf (STOTZ 1996-2004: IV,6; Beispiele S. 154ff.).

Weitere Parallelfälle

BJORVAND 1994: 210 führt zahlreiche weitere Fälle an, in denen in vergleichbarer Weise zu einem starken Verb ein neutraler *a*-Stamm neben einem femininen *ō*-Stamm bezeugt ist, wobei sich jeweils beide in der Semantik kaum und im Wurzelvokalismus gar nicht unterscheiden. Die Hypothese, dass die Vermittlung zwischen beiden Stammklassen über die Scharnierform **-ō_i* (ehemalige Kollektivendung) erfolgt ist, lässt sich weiter damit stützen, dass die entsprechenden *a*-Stämme des Altwestnordischen auffallend häufig pluralisch gebraucht werden. Dies geht aus den bei BJORVAND zusammengestellten Fällen klar hervor:

<i>a</i> -Stamm	<i>ō</i> -Stamm
awn. <i>slag</i> n. Pl. <i>sløg</i> 'Schlag, Schaden'	ae. <i>-slagu</i> f. 'Schlag' ahd. <i>slaga</i> f. (neben <i>slag</i> m.)
awn. <i>svor</i> n. Pl. 'Antwort, Bescheid'	ae. <i>and-swaru</i> f. 'Antwort'
awn. <i>rþk</i> n. Pl. 'Ursache, Grund'	ae. <i>racu</i> f. 'Erklärung' as. <i>raka</i> f. 'Sache, Angelegenheit' ahd. <i>rab(h)a</i> f. 'Angelegenheit, Handlung'

Die Annahme, dass es sich um Umdeutungen aufgrund der Scharnierform zwischen Neutrum Plural / Femininum Singular handelt, passt somit gut ins Bild. Ob die Neutra oder die Feminina älter sind, lässt sich nicht im Allgemeinen sagen, sondern müsste für jedes Paar einzeln geklärt werden. Zwar ist WIDMER zuzustimmen, dass die Übertritte vom Neutrum zum Femininum besser nachweisbar sind (s. oben S. 257), doch scheint mir auch ein sekundärer Übertritt zum Neutrum nicht ausgeschlossen zu sein. Für letzteres könnte zumindest der Umstand sprechen, dass es sich bei den genannten Beispielen um Verbalabstrakta handelt. Da Abstrakta im Allgemeinen vorwiegend im Singular gebraucht werden, ist die Ausgangslage für die Umdeutung vom Neutrum zum Femininum, nämlich die Pluralflexion der Neutra, im Vergleich als weniger plausibel einzustufen.

Eine Durchsicht von SEEBOLD 1970 ergibt eine grosse Anzahl weiterer Fäl-

le, in denen in vergleichbarer Weise zu starken Verben ein neutraler *a*-Stamm neben einem femininen *ō*-Stamm belegt ist, die sich häufig semantisch sehr ähnlich sind und zudem den gleichen Wurzelsvokalismus aufweisen. Diese sind zwar weniger sicher als die oben genannten Fälle, da die Neutra hier, so weit ich sehe, nicht vorwiegend im Plural auftreten. Doch legt die Parallelität der Fälle dennoch eine Rückführung beider Stämme auf einen gemeinsamen Ursprung nahe. Im Folgenden seien einige exemplarische Beispiele angeführt:

<i>a</i> -Stamm	<i>ō</i> -Stamm
ae. <i>gebeorg</i> n. 'Schutz, Zuflucht'	awn. <i>björg</i> f. 'Rettung' ae. <i>-beorg</i> f. 'Schutz' (in <i>hēafod-beorg</i> f. 'Helm, (Kopfschutz)')
ae. (<i>ge-</i>) <i>feoht</i> n. 'Gefecht, Kampf' afr. <i>fiuht</i> n. ahd. <i>gi-feht</i> n.	ae. <i>feohte</i> f. 'Kampf' (schwach) as. <i>feh̆ta</i> f. ahd. <i>feh̆ta</i> f.
ae. <i>græf</i> n. 'Höhle' afr. <i>gref</i> n. 'Grab, Graben?' as. <i>graf</i> n. 'Grab' ahd. <i>grab</i> n. 'Grab, Gruft'	got. <i>graba</i> * f. 'Graben' awn. <i>grōf</i> f. 'Grube, Grab'
awn. <i>-troð</i> n. (in <i>á-troð</i> n. ¹⁷ 'Spur') ae. <i>trod</i> n. 'Spur'	ae. <i>trodu</i> f. 'Spur' ahd. <i>trota</i> 'Kelter, Weinpresse' (lat. <i>calcatorium</i>) (?) awn. <i>trōð</i> f. 'Einhegung, Pferch'

In einigen Fällen hat ein Übergang zum Konkretum stattgefunden, wodurch auch die Pluralflexion der Neutra plausibel erscheint, sodass beide Übertrittsrichtungen in Betracht kommen. Wo abstrakte Bedeutung vorliegt (z. B. 'Rettung'), ist der Übertritt dann leichter verständlich, wenn er in der Richtung vom Femininum zum Neutrum erfolgt ist. Natürlich ist aber auch nicht auszuschliessen, dass trotz der Übereinstimmungen in einigen Fällen separate Ableitungen vorliegen.

¹⁷ Neben *á-troði* m. mit derselben Bedeutung.

Einige weitere Übergänge von Neutrum Plural zu Femininum Singular, die in die jüngere Geschichte der nordgermanischen Sprachen gehören, bespricht CEDERSCHIÖLD 1913: 38-40; vgl. auch LUNDAHL 1936.

Fazit

Das Nebeneinander von got. *gabruka** f. und ae. *gebrocu* n. Pl. reiht sich also in eine lange Liste von Parallelfällen ein, bei denen zu einem starken Verb neben einem neutralen *a*-Stamm auch ein femininer *ō*-Stamm existiert – ganz ähnlich wie beim in Kap. 4.13 besprochenen Paar **χaima*- n. – **χaimō*- f. Während solche Bildungen grundsätzlich auch unabhängige Derivate sein können, legen die Entsprechungen im Wurzelvokalismus, in der Semantik (Verbalabstrakta, teilweise mit semantischer Weiterentwicklung zum Konkretum) und (zumindest im Fall von **ga-bruk*⁹⁶-) auch die Wortstruktur (Präfigierung) den Schluss nahe, dass es sich um ein und dasselbe Lexem handelt, das aufgrund der formalen Übereinstimmung zwischen Neutrum Plural und Femininum Singular in die jeweils andere Klasse übergewechselt ist.

Beim Parallelfall 'Wahl' spricht die Beweislast zugunsten eines Ansatzes **wala*- n., das in awn. *val* n. direkt fortgesetzt ist. Von diesem her ist das schwache Verb **walja*- herleitbar. Aufgrund der formalen Übereinstimmung des Plurals der neutralen *a*-Stämme mit dem Nominativ Singular der femininen *ō*-Stämme, deren historische Erklärung im gemeinsamen Ursprung beider Formen in einem Kollektivum auf *-*eh*₂ zu suchen ist, kam es im Althochdeutschen und im Westnordischen zu einer Umdeutung zum fem. *ō*-Stamm (ahd. *wala* f., nisl. *völ* f.). Zeitlich muss die Umdeutung nach der dialektalen Aufsplitterung des Urgermanischen, aber vor der Übertragung der Endung -*a* aus dem Akkusativ in den Nominativ der fem. *ō*-Stämme in Teilen des Westgermanischen eingereicht werden.

Was die Übertrittsrichtung betrifft, konnte beim Wort für 'Wahl' aufgrund von Überlegungen zur Wortbildung der Ansatz **wala*- n. als älter bestimmt werden. In diesem Fall ist also wohl ein Neutrum Plural als Femininum Singular reanalysiert worden. Obwohl man davon ausgehen muss, dass aufgrund der Scharnierform urgerm. *-*ō*₁ Übertritte im Prinzip in beide Richtungen möglich waren, lassen sich die Übertritte vom Neutrum Plural zum Femininum Singular leichter nachweisen. Zugunsten der umgekehrten Übertrittsrichtung spricht immerhin, dass es sich häufig um Verbalabstrakta handelt, bei denen die Pluralflexion im Allgemeinen nicht häufig gewesen sein dürfte.

Auch für got. *gabruka** f. und ae. *gebrocu* n. Pl. ist deshalb ein Übertritt nach diesem Muster am wahrscheinlichsten: Der feminine *ō*-Stamm im Gotischen dürfte dann gegenüber dem altenglischen Neutrum eine Neuerung darstellen. Zum Übertritt haben bei diesem und auch bei den anderen Wörtern also wohl zwei Faktoren beigetragen: Zum einen die Scharnierform auf *-*ō*₁ und zum anderen die von BEITO 1976: 14 als semantische "Brücke" beschriebene inhaltliche Nähe zwischen Neutrum Plural und (kollektivem) Femininum Singular.

4.15 Urgerm. **mari*- 'Meer' usw.

Das gotische Wort *marei* f. 'Meer' und seine nord- und westgermanischen Verwandten weisen hinsichtlich ihrer Stammbildung in der frühesten Überlieferung eine beträchtliche Verschiedenheit auf:

- Got. *marei* f. 'Meer', *īn*-Stamm; Vorderglied *mari*- in *mari-saiws** m. 'See'
- Awn. *marr* m. 'Meer, See', (Gen. *mars*, *marar*), *i*-Stamm
- Ae. *mere*, *mære* m. (f.)¹⁸ 'Meer, See, Teich, Zisterne'
- Afr. *mer(e)*, *mar*, *mër* m. n. 'Meer; stehendes Gewässer, Wasserloch; durch Trockenlegung entstandenes Land?'; auch im Kompositum *reid-mere* m. 'Gewässer mit Schilfufer'
- As. *meri* f. 'Meer, See'; Vorderglied *meri*- in Komposita
- Ahd. *meri*, *mere* m./n. 'Meer', Gen. Sg. *meres*, Dat. Sg. *mere*, *meri*, auch in Komposita wie *meri-diob* m. 'Seeräuber', *meri-kalb* n. 'Meerkalb, Seehund' und in Ableitungen wie *mer(i)lih* 'zum Meer gehörig'

Dem gotischen femininen *īn*-Stamm entspricht also im Nordgermanischen und in grossen Teilen des Westgermanischen (vom Altsächsischen einmal abgesehen) ein *i*-Stamm maskulinen, seltener neutralen Genus.

Im Altsächsischen hat man es mit einem Femininum *meri* zu tun, das bezüglich seiner Stammbildung nicht leicht zu beurteilen ist. Belegt sind Nom. Sg. *meri* Hel. C 2245 und Akk. Sg. *meri* Hel. C 2233, ausserdem *meri*- als

¹⁸ Ein vereinzelter Beleg eines Femininums in *of ðære mere* (Ch 786 (Birch 1282) 10).

Vorderglied in *meri-dior* ‘Meerestier’, *meri-gras* ‘Seetang’ usw. GALLÉE listet das Wort bei den fem. *i*-Stämmen (As. Gr. §317), TIEFENBACH 2010 s. v. dagegen vermerkt beim Stammsuffix ein “*i*”, was bedeutet, dass er das Wort als *in*-Stamm auffasst und somit dem gotischen *marei* gleichsetzt. Formal gesehen lässt sich nicht entscheiden, was von beidem richtig ist, da sich die fem. *i*-Stämme und die *in*-Stämme im Altsächsischen – wenn überhaupt – nur noch durch die Länge des Vokales *-i-* unterscheiden, und die Quantität dieses Vokals hat in der Schrift generell keinen Niederschlag gefunden (vgl. as. *buldi*, As. Gr. §311 und as. *stedi*, As. Gr. §317). Angesichts der Verteilung des Femininums im Westgermanischen ist m. E. die Erklärung des femininen Genus als Neuerung des Altsächsischen gegenüber der Gleichsetzung mit got. *marei* zu bevorzugen (so auch BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*mar(e)-¹*).

Etymologisch pflegt man das Wort als ererbten *i*-Stamm mit neutralem Genus anzusetzen, d. h. man geht von einem Rekonstrukt urgerm. **mari*- n. aus, das mit lat. *mare* n. verglichen wird und auf ein älteres **mori*- n. zurückweist, s. CASARETTO 2004: 190, BJORVAND/LINDEMAN a. a. O., DE VAAN 2008 ↗*mare*. Damit gehörte das Lexem also aller Wahrscheinlichkeit nach einer ausgesprochen kleinen Gruppe von Wörtern an, die neutrales Genus mit einem *i*-Stammsuffix kombinierten. Bereits J. SCHMIDT 1871-5: II,280 hatte “die große seltenheit oder das gänzliche felen neutraler *i*-stämme in allen europäischen sprachen außer dem lateinischen” festgestellt, und diese Seltenheit ist auch für die Weiterentwicklung der neutralen *i*-Stämme im Germanischen von Bedeutung.

Nach LAHIRI/DRESHER 1984: 160^[15] ist für ahd. *meri* stattdessen von einem *ja*-Stamm auszugehen. Der Einwand, es habe im Althochdeutschen keine neutralen *i*-Stämme gegeben, wiegt allerdings gering, da es sich ja um den einzigen Überrest dieser alten Klasse handeln könnte (s. zu einigen weiteren Spuren der neutralen *i*-Stämme unten ab S. 266). Ausserdem ist der Ansatz eines *ja*-Stamms mit der Etymologie schwer in Einklang zu bringen.

Die Rekonstruktion **mari*- n. wirft die Frage auf, wie (und ob) die verschiedenen einzelsprachlich bezeugten Stammbildungen, wie etwa der feminine *in*-Stamm des Gotischen, von einem solchen neutralen *i*-Stamm her erklärbar sind.

Zunächst zum femininen *in*-Stamm *marei* des Gotischen: Eine ältere Erklärung von J. SCHMIDT 1889: 45f. geht von einem femininen Kollektivum

**mari* aus, das sich in got. *marei* verselbstständigt habe (zustimmend: MEID 1982: 95, Got. Gr. §99). Nach DARMS 1978: 479^[52] muss diese Erklärung jedoch als fraglich bezeichnet werden, da keine guten semantischen Gründe für die Bezeichnung als Kollektivum auszumachen sind. Bedenkt man, dass das Wort einzelsprachlich häufig ‘stehendes Gewässer, See’ bedeutet, ist ein Kollektivum in der Bedeutung ‘Gewässer’ o. ä. in meinen Augen allerdings nicht problematisch. Schwerer wiegt dagegen der Umstand, dass morphologische Parallelen für eine derartige Kollektivbildung, die in den germanischen Sprachen als *in*-Stamm fortgesetzt sein soll, fehlen. Wahrscheinlicher ist da die von BJORVAND/LINDEMAN vertretene Ansicht, dass man es beim gotischen *in*-Stamm mit einer jüngeren, auf das Gotische beschränkten Umbildung zu tun hat. Der *i*-Stamm ist wohl noch direkt im Kompositionsvorderglied *mari*- bezeugt, s. Got. Gr. §88a. BJORVAND/LINDEMAN machen allerdings keinen Versuch, ein Motiv für diese Neuerung beizubringen. CASARETTO 2006: 129^[Fn.11] erwägt eine Zugehörigkeitsbildung, was sich aber durch die Semantik nicht stützen lässt. Da zwischen dem *in*-Stamm des Gotischen und dem *i*-Stamm der übrigen Sprachen kein semantischer Unterschied festzustellen ist, wird man kaum mit einem Derivationsprozess rechnen können. Als Alternative kommt in Betracht, dass man es mit einem weiteren Fall der im Germanischen so häufigen “funktionslosen” *n*-Erweiterung zu tun hat, s. oben Kap. 3.4.2. Was die Semantik betrifft, handelt es sich zwar nicht um einen der typischsten Kandidaten für eine *n*-Erweiterung (am häufigsten tritt diese bei Agensbezeichnungen, besonders bei Verwandtschaftswörtern auf), doch finden wir *n*-Erweiterungen durchaus auch in anderen Bedeutungsfeldern vor. Auch das vergleichsweise junge Alter der (Um-)Bildung (wohl erst im Gotischen, sofern nicht doch das altsächsische Wort dazugehört) muss nicht dagegen sprechen, da die *n*-Erweiterungen zwar häufig, aber nicht immer in die gemeinermanische Periode zurückdatiert werden müssen.

Wenn auch in lautlicher Hinsicht Unsicherheiten bleiben (woher der Langvokal *-ī-?), scheint mir ein sekundärer, nur gotischer Anschluss an die *in*-Stämme dennoch die glaubhafteste Erklärung zu sein. Die Motivation für die Umbildung ist wahrscheinlich mit CASARETTO 2004: 190 in der ungewöhnlichen Kombination von *i*-Deklination und neutralem Genus zu suchen. Ein solcher Typ existierte synchron im Bibelgotischen nicht mehr, und **mari*- *n*. musste, wenn es als solches ins Gotische ererbt wurde, bei einem der anderen Flexionstypen eingeordnet werden. Da eine *n*-Erweiterung einen Stamm

**marin-* ergeben hätte, es aber keine *in*-Stämme gab, hat man sich wohl mit der Überführung zu den *in*-Stämmen beholfen.

Ein formal stimmiges Bild ergäbe sich, wenn man das Wort als *n*-Erweiterung eines Femininums des *dēvī*-Typs erklären würde, wie es JOHNSEN 2005a: 117–9 für got. *gabei* ‘Reichtum’ vorschlägt. Einen konkreten Hinweis auf ein dieser Erweiterung zugrunde liegendes Substantiv des *dēvī*-Typs gibt es allerdings m. W. nicht. Zu bedenken ist vielleicht, dass nach KRAHE/MEID 1967–9: III,102 am Prozess, der zur Entstehung der germanischen *in*-Stämmen geführt hat, auch *i*-Stämme beteiligt gewesen sind.

Für den Übertritt trotz Kürze des *i*-Lautes sei noch auf die Übertritte der *inō*-Bildungen (ahd. *burdin* f. ‘Bürde’) zu den *in*-Bildungen (ahd. *bōhī* f. ‘Höhe’) im Althochdeutschen hingewiesen, s. Ahd. Gr. §211_[A3b]. Bei BAESECKE 1918: 165 wird dies mit den Worten kommentiert, dass “die Differenz der Quantität der *i* diese Übertritte nicht verhindert” habe.

Geht man davon aus, dass die aussergewöhnliche Kombination von *i*-Deklination und neutralem Genus für die Umbildung zum *in*-Stamm im Gotischen verantwortlich war, liegt es nahe, auch die flexivischen Innovationen in den übrigen Sprachen vor diesem Hintergrund zu sehen. Die *i*-Maskulina (Altnordisch, Altenglisch, Althochdeutsch) lassen sich dann so erklären, dass man in diesen Sprachen an der *i*-Stammflexion festgehalten, aber dafür das Genus an das bei den *i*-Stämmen weitaus häufigere Maskulinum angepasst hat. Es entsteht somit der Eindruck, dass zwar sowohl das neutrale Genus als auch die *i*-Deklination für sich alleine genommen akzeptabel waren, aber nicht in dieser Kombination, sodass die Einzelsprachen jeweils entweder das Genus oder die Flexionsweise (oder, wie im Gotischen, sogar beides) erneuert haben. Auch das altsächsische Femininum kann aus dem Bedürfnis entstanden sein, den neutralen *i*-Stamm in eine gewöhnlichere Flexionsklasse zu überführen, wobei das Wort aber in diesem Fall aufgrund der Endung *-i* im Nominativ Singular formal mit den femininen *in*-Stämmen zur Übereinstimmung kam (vgl. as. *huldi* f. ‘Huld’ usw.) und sich diesen anschloss. Der Übertritt zog auch einen Genuswechsel zum Femininum nach sich (so BJORVAND/LINDEMAN, mit Verweis auf mnl. *mēre* n., das auch als Femininum bezeugt ist). Die vergleichsweise seltenen neutralen Belege des Wortes in der westgermanischen Überlieferung wären in diesem Fall als Archaismen zu werten.

Parallelfälle?

Ob die für got. *marei* usw. gegebene Erklärung stimmt, liesse sich allenfalls anhand eines Vergleichs mit dem Schicksal anderer neutraler *i*-Stämme in den altgermanischen Einzelsprachen überprüfen. Es steht allerdings zur Debatte, ob es solche überhaupt gegeben hat. Nach Auskunft von BJORVAND/LINDEMAN 2007 ↗*mar(e)*-¹ handelt es sich bei **mari*- n. um “det eneste nøytrale *i*-stammesubstantivet” im Germanischen. Nach Ahd. Gr. §202_[A1], §214_[A2] könnte ahd. *bini* n. ‘Biene’ eventuell als zweiter Fall dazugerechnet werden. Auch KLUGE/SEEBOLD 2011 ↗*Biene* nehmen eine Rekonstruktion **bini*- n. vor, die von den Autoren als “vordeutsch” bezeichnet wird. HIRT 1931-4: II,44 klassifiziert zudem as. *-meni* in *bals-meni* ‘Halsschmuck’ als neutralen *i*-Stamm, und nach As. Gr. §318 ist auch das Kompositionshinterglied as. *-skipi*, *-skepi* m. n. so zu bewerten. STREITBERG 1895: 244 hatte ferner auch ae. *spere* ‘Speer’ und *sife* ‘Sieb’ hierhergestellt, die bereits oben in Kap. 4.10 besprochen worden sind. Bei ae. *spere* hat sich allerdings herausgestellt, dass der Ansatz eines *u*-Stamms wahrscheinlicher ist. KRAHE/MEID 1967-9: II,29 stellen ferner as. *-lagi* in as. *ur-lagi* ‘Krieg’ und auch das Hinterglied von as. *aldar-lagu* (Pl.) ‘Lebenszeit’, das die Autoren offenbar mit *-lagi* gleichsetzen, als neutralen *i*-Stamm dar.

CAMPBELL 1959 §607 und Ae. Gr. §263, §267 bezeichnen ferner im Altenglischen eine Gruppe von Neutra als *i*-Stämme, bei denen jedoch fraglich ist, ob überhaupt solche darunter sind, die als ererbte *i*-Stämme gelten können. Der überwiegende Teil der Mitglieder dürfte nach Ae. Gr. §263_[A4], §267 auf ältere *ja*- und *s*-Stämme zurückzuführen sein.

Einen weiteren neutralen *i*-Stamm hat man in der älteren Forschungsliteratur im germanischen Wort für ‘Feuer’ erkennen wollen; dieser *i*-Stamm sei nach J. SCHMIDT 1871-5: II,273-81 noch in ahd. as. *fiur*, *fuir* n. fortgesetzt. Der Ansatz gilt aber seit BECHTEL 1879: 113f. als überholt. Das Wort wird heute auf ein *r/n*-Heteroklitikon zurückgeführt; ahd. as. *fiur*, *fuir* werden als Verselbstständigungen des *r*-Stamms erklärt, s. CASARETTO 2004: 579.

Es ist also im Folgenden zu überprüfen, ob die genannten Wörter tatsächlich als neutrale *i*-Stämme rekonstruiert werden können, und falls ja, ob ihre Umbildungen in den altgermanischen Einzelsprachen mit den bei **mari*- n. beobachteten Entwicklungen übereinstimmen.

ahd. *bini*

Das Material zu ahd. *bini* (Nom. Pl. *bini*) ist spärlich, s. Ahd. Wb. s. v. (I,1058). Das neutrale Genus ist nur an einem Beleg festzumachen, ausserhalb des Hochdeutschen gibt es – soweit ich sehe – eine Entsprechung nur im Vorderglied as. *bini-* (*bini-sūga* f. ‘Honigklee, Thymian’, *bini-wurt* f. ‘Bienenkraut, Melisse’). Auch im Althochdeutschen tritt dieses Vorderglied öfters auf, vgl. *bini-bluomo* m. ‘Bienenblume (Thymian oder Quendel)’, *bini-kar* n. ‘Bienenkorb’ usw. (Glossen). Das Kompositions-fugen-*i* besagt allerdings für die Stammbildung wenig, da auch die *ja*-Stämme, die synchron im Althochdeutschen ebenfalls auf *-i* ausgehen, öfters mit *-i-* erscheinen: Man vergleiche ahd. *erbi-nomo* ‘der Erbe’, got. *arbi-numja* zu ahd. *erbi* n. ‘das Erbe’, got. *arbi* n. (Gen. *arbjis*) usw. Der Ansatz eines neutralen *i*-Stamms ist somit unsicher und stützt sich weitgehend auf das Ausbleiben der Konsonantengemination, die man bei einem *ja*-Stamm zu erwarten hätte. Dieses Argument ist insofern aussagekräftig, als der Wurzelvokal nach EWA aufgrund von Notationen mit Akut bei Notker als kurz bestimmt werden kann. Da die Geminatio vor *-j-* nach kurzer Silbe regelmässig zu erwarten ist (schwankend dagegen nach langer Silbe, s. Ahd. Gr. §92), spricht dies gegen einen *ja*-Stamm.

Noch häufiger als *bini* n. werden für ‘Biene’ die mit abweichender Stammbildung auftretenden ahd. *bīna* f. (*ō(n)*-Stamm) und – ohne nasales Element – *bīa* f. (*ōn*-Stamm) gebraucht, die sich somit von ersterem nicht nur in der Stammbildung, sondern auch im Wurzelvokalismus unterscheiden. Da es sich bei der Nasalerweiterung von *bini* nach BEEKES 1987: 47 um eine germanische Innovation handelt, kann die *i*-Flexion nicht aus dem Indogermanischen erbt sein.

Nach MOTTAUSCH 2011: 61 sind die sehr unterschiedlichen Formen aus einem amphikinetischen *n*-Stamm-Paradigma herleitbar. Dies überzeugt aber nicht vollends, da zwar so die Varianten der Stammsilbe erklärt werden können (ganz ohne Kontaminationen kommt man allerdings auch in diesem Szenario nicht aus), nicht aber die in diesem Fall sekundäre *i-* (bzw. *ja-*)Flexion von ahd. *bini*.

Der Ansatz eines Stamms **bini-* n. stützt sich also auf wenige Indizien ab, ist aber insgesamt doch die wahrscheinlichste Variante. Da das Wort nur so dürftig belegt ist, ergibt sich kaum die Möglichkeit, seine Entwicklung für Vergleiche mit **mari-* n. herbeizuziehen.

As. -meni

Etwas besser ist die Beleglage bei as. -meni und seinen Verwandten:

- As. -*meni* in *bals-meni* n. 'Halsschmuck' (belegt nur Akk. Sg. *bēlag balsmeni* 'heiliger Halsschmuck', Hel. CM 1722)¹⁹
- Ae. *mene, myne* m. 'Halskette, Schmuck' (Pl. *mynas*)
- Ahd. *menni* Nom. Akk. Pl. n. 'Halskette, Halsband' (Glossen); Gen. Sg. evtl. in *mennes-tūba* f. 'Ringeltaube'
- Awn. *men* n. 'Halsschmuck, Geschmeide' (noch fortgesetzt in nisl. *men*)
- Lgb. *menni* 'Hundehalsband', s. GAMILLSCHEG 1935-70: II,151

Das Wort ist im Althochdeutschen durch Umlaut und Geminate zweifellos als *ja*-Stamm erwiesen (s. zur Geminatbildung des -n- im Deutschen SIMMLER 1974: 73-88). Auch im Altwestnordischen liegt ein *ja*-Stamm vor, wie aus Sigsk. 46 *mōrk menja* 'Land des Schmucks' (Kenning für 'Frau') und ähnlichen Belegen hervorgeht. Das altenglische *mene, myne* verhält sich dagegen wie ein maskuliner *i*-Stamm.

Beim Versuch, diese Formen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, kommt DAL 1971c: 67 zum Schluss, es müsse "wohl ein gemeingerm[anischer] neutraler *ja*-Stamm" angesetzt werden. Die im Altsächsischen und Altenglischen beobachtete *i*-Flexion sei dagegen "wohl [...] eine Neuerung". Auch MAGNÚSSON 1989 *men* und OREL 2003 **manjan* führen die verschiedenen Wörter auf urgerm. **manja-* zurück und stufen somit implizit die *i*-Stämme als Neuerungen ein.

Den Ansatz als *ja*-Stamm hat man mit der Etymologie begründet: Das Lexem wird oft als eine Zugehörigkeitsbildung zu einem Wort für 'Hals, Mähne', urgerm. **manō-* f. (vgl. awn. *mōn*, ae. *manu*, ahd. *man(a)*), dargestellt, z. B. bei SPECHT 1947: 95. Durch die Ableitung mit dem Zugehörigkeit signalisierenden Suffix **-ja-* wird das Wort ahd. *menni* also als 'das, was zum Hals gehört' gedeutet. Von dieser Basis sind dann die althochdeutschen und die altwestnordischen Formen ohne Weiteres verständlich. Nicht den Erwartungen entspricht jedoch die altenglische Form *mene*, da man einen kurzsilbigen

¹⁹ Die äusserst dürftige Beleglage hat CATHEY 2002: 272 nicht davon abgehalten, das Wort zu einem vollständigen Paradigma zu ergänzen und in seiner knappen Darstellung der altsächsischen Grammatik als Repräsentant für die neutralen *i*-Stämme anzuführen.

neutralen *ja*-Stamm ae. **men(n)*, parallel zu ae. *cyn(n)*, *bed(d)* (aus **kunja^m*, **badja^m*) erwartet. Auch die altsächsische Form passt mangels Geminata nicht ins Bild.

Wenn man von einem *ja*-Stamm ausgeht, so wie DAL 1971c: 67f. und BOUTKAN 1995b: 210, muss man sich fragen, wie es im Altenglischen und Altsächsischen zum Übertritt zu den *i*-Stämmen kommen konnte. In der Forschung wurden zwei unterschiedliche Lösungen vorgeschlagen. Zum einen erklärt DAL ae. *mene* und as. *meni* als im Nominativ und Akkusativ Singular lautgesetzlich ungeminiert. Die einsilbigen Nominativ/Akkusativ-Formen des Typus *cyn(n)* hätten dagegen die Geminata aus den obliquen Kasus eingeführt. Andererseits glaubt BOUTKAN in ae. *mene* eine Umbildung nach den *i*-Stämmen erkannt zu haben, die durch gleichlautende Formen im Genitiv und Dativ Singular zustande gekommen sei.

Bei beiden Vorschlägen bleibt allerdings unklar, warum sich urgerm. **man-ja^m* nicht gleich wie z. B. urgerm. **kunja^m* verhalten haben soll. Da sich **man-ja^m* und **kunja^m* strukturell genau entsprechen, ist grundsätzlich zu erwarten, dass sie sich auch in gleicher Weise weiterentwickeln. Eine semantische Berührung mit den *i*-Stämmen kann nicht wahrscheinlich gemacht werden. Bei den *ja*-Stämmen handelt es sich zudem um eine grosse Gruppe, die in dieser Phase noch nicht allgemein zum Abbau neigte. Es scheint mir also, dass man die bezeugten Stammbildungen nicht hinreichend erklären kann, wenn man von einem neutralen *ja*-Stamm ausgeht.

Es bleibt der umgekehrte Ansatz: Man spricht den *i*-stämmigen Formen im Altenglischen und Altsächsischen hohes Alter zu und beurteilt die *ja*-Stämme ahd. *menni* und awn. *men* als Neuerungen. Da die singuläre Form as. *-meni* n. kaum als Neuerung erklärt werden kann, steht sie unmittelbar unter Verdacht, den alten Zustand bewahrt zu haben. Zugunsten eines *i*-Stamms spricht nun auch der Umstand, dass mit ai. *mañi-* m. ‘am Hals getragener Schmuck’ eine direkte Entsprechung zum germanischen Wort vorliegen dürfte (erwogen schon bei FALK/TORP 1909: 308f.). Diese Verbindung wurde zwar teilweise abgelehnt, u. a. mit Verweis auf lautliche Schwierigkeiten und das abweichende Genus (s. WALDE/J. B. HOFMANN 1954-82: II,108). Die lautlichen Verhältnisse erklären sich aber, wenn man ai. *mañi-* mit EWAia: II,293f. auf idg. **monh₂-i-* zurückführt. Der *i*-Stamm ist als Derivat zum Femininum **moneh₂-* ‘Hals’ anzusehen und hat wohl – entgegen WALDE/J. B. HOFMANN – bereits in sehr früher Zeit die Bedeutung ‘Halsschmuck’ gehabt. Die ger-

manische Geminata *-*nn*- ist dann das Resultat einer Laryngalgemination, d. h. sie ist mit MARTINET und OTTMANN (bei SIMMLER 1974: 73_[Fn.400]) als urgermanisch zu betrachten. Aufgrund der Geminata und des *i*-Umlauts stand das Wort den *ja*-Stämmen besonders nahe und es ist leicht ersichtlich, wie es in einigen Sprachen zum Übertritt zu diesen kam. Der Wechsel zwischen Einfachkonsonanz und Geminata im Germanischen könnte durch teilweisen Rückbezug auf das Femininum, evtl. auch durch ein ehemals mobiles Akzentmuster zu erklären sein.

Bei einem Paradigma mit mobilem Akzent, z. B. einem proterokinetischen, wäre es nur bei einem Teil der Formen lautgerecht zur Geminata gekommen, weil die Laryngalgemination nur nach betontem Vokal erfolgte, nicht aber nach unbetontem, s. S. MÜLLER 2007: 88. Daraufhin können die Einzelsprachen unterschiedliche Stammformen verallgemeinert haben (Hinweis von R. SCHUHMANN, Privatkorrespondenz).

Weiteres zugehöriges Material ist gr. μάννος, μόννος m. 'Halskette (barbarischer Völker)', daneben auch gr. μανιάκης f. 'goldenes Halsband', s. FRISK 1973-91: II,171; ferner lat. *monile* n. 'Halsband, Schmuck' und air. *muin-torc* 'Halskette', s. DE VAAN 2008 ↗*monile*.

Somit scheint es wahrscheinlich, dass der Familie ein zu **meri*- vergleichbarer neutraler *i*-Stamm **man(n)i*- zugrunde liegt, der ebenfalls aufgrund der ungewöhnlichen Kombination von *i*-Flexion und neutralem Genus einzelsprachlich auf verschiedene Weisen morphologisch umgebildet worden ist. Entweder wurde das Wort bei den *i*-Stämmen belassen, und lediglich das Genus an die häufigen *i*-Maskulina angeglichen (so im Altenglischen), oder es wurde am Genus festgehalten und stattdessen die Flexion an die lautlich naheliegenden *ja*-Stämme angepasst (so im Althochdeutschen und Altwestnordischen).

As. -*skipi*

Dieses Kompositionshinterglied, das bereits auf Stufe der ältesten nord- und westgermanischen Korpusssprachen im Begriff ist, zu einem Derivationssuffix zu werden, wird von KRAHE/MEID 1967-9: III,221 als *-*skapi*- (mit einer Variante *-*skafti*-) angesetzt. Es ist im Altenglischen als -*scipe* erhalten (ae. *fēondscipe* m. 'Feindschaft', *bodscipe* m. 'Botschaft, Befehl'), im Althochdeutschen entspricht wohl -*scaf* (ahd. *fiantscaf* f., *trütscaf* f. 'Freundschaft, Gemein-

schaft’), im Altwestnordischen *-skapr* (awn. *vinskapr* m. ‘Freundschaft’). Als Simplex liegt es vor in awn. *skap* n., ahd. *scaf* m. n. f., ae. *gesceap* n. ‘Beschaffenheit, Form’. Typische altsächsische Komposita nach diesem Muster sind as. *folcscepi* n., *ambahtscepi* m., *frundskepi* m. u. v. m., vgl. noch engl. *friendship* usw. Etymologisch verbindet man das Wort mit got. *(ga-)skapjan** ‘erschaffen’. Auffällig ist, dass die Stammbildung des Simplex offenbar von der des Kompositionshinterglieds abweicht, und dass sich auch die Genuszugehörigkeit in den Sprachen stark unterscheidet. WILMANN 1899-1922: II,390 vertritt die Ansicht, es sei anzunehmen, “dass schon im Urgermanischen verschiedene aus derselben Wurzel gebildete Nomina der Zusammensetzung dienten, aber sich nicht neben einander behaupteten, so dass je nach der Mundart diese oder jene zur Herrschaft kam”. Im Folgenden soll ein Versuch unternommen werden, die Formenvielfalt sprachhistorisch zu entwirren.

Nach BJORVAND/LINDEMAN 2007 *✓-skap* m./n. lässt sich die Mehrheit der Formen auf einen maskulinen *i*-Stamm **skapi*- zurückführen, doch erwähnen die Autoren auch ein daneben belegtes Neutrum awn. *skap*, welches sie als eigenständiges Substantiv einstufen. Für das Hinterglied as. *-skipi* kommt ein *ja*-Stamm aus lautlichen Gründen nicht in Frage, da es offensichtlich nicht zur Konsonantengemination gekommen ist (vgl. as. *skeppian* < **skapja*-, ahd. *skepfo* ‘Schöpfer’ < **skapjō*₂). Da die Feminina nur im Althochdeutschen auftauchen, stehen sie im Verdacht, jünger zu sein – sie dürften ihr Genus von den häufigen, durchwegs femininen Ableitungen mit **-skaf**ti*- bezogen haben. Für die übrige Materiallage sehe ich zwei mögliche Erklärungen:

(1) Man hat es mit zwei separaten Substantiven zu tun, einmal einem *i*-Stamm **skapi*- m. und einmal einem *a*-Stamm **skapa*- n. mit ähnlicher Bedeutung. Diese zwei Substantive, die etwa im Altwestnordischen noch klar geschieden sind (awn. *-skapr* m. vs. *skap* n.), hätten sich im Westgermanischen miteinander vermischt, sodass etwa die Bildungen mit as. *-skipi* bald mit maskulinem, bald mit neutralem Genus in Erscheinung treten (vgl. die Übersicht bei As. Gr. §318).

(2) Es liegt ein ehemaliger neutraler *i*-Stamm **skapi*- n. zugrunde, der sich einzelsprachlich häufig, aber nicht konsequent den maskulinen *i*-Stämmen angeschlossen hat.

Da die Maskulina gegenüber den Neutra als Neuerungen verständlich sind (Überführung in eine gängige Klasse), nicht aber umgekehrt, wird man die Maskulina eher als jünger anzusehen haben. Der Ansatz des Kompositions-

hinterglieds als **-skapi-* n. ist deshalb m. E. vorzuziehen.

As. *-lagi*

Das Hinterglied as. *-lagi* in as. *ur-lagi* 'Krieg' wird von KRAHE/MEID 1967-9: II,29 den neutralen *i*-Stämmen zugewiesen. Die Belege in den ältesten germanischen Korpussprachen sind:

- Awn. *ørlygi* n. 'Krieg', Gen. *-is*
- Aon. adän. *ørlygh*, *ørlog*, aschwed. *örligh*, *-lygh* m. usw.
- Ae. *or-lege* n. 'Streit, Krieg'
- As. *urlagi*, *urlogi* n. 'Krieg', Gen. Sg. *-as*, *-ies*
- Ahd. *urliugi*, *urlouge* n. 'Aufstand, Krieg' (Glossen), Dat. Sg. *-e*

Von diesem Wort zu trennen sind m. E. die zahlreichen Belege eines sehr ähnlichen Wortes mit der Bedeutung 'Schicksal', das jedoch grösstenteils als neutraler *a*-Stamm in Erscheinung tritt: Ahd. *urlag* m. 'Schicksal', auch *ur-laga* f., as. *aldar(gi)lagu* n. Pl. 'vorherbestimmte Lebenszeit, -jahre' (Gen. auf *-o* und *-io*, Akk. auf *-u*), ae. *orleg*, *orlæg* n. 'Schicksal', awn. *ørlag* n. 'Schluss, Ende', Pl. *ørlog* 'Schicksal, Tod'. Dieses Wort ist etymologisch wahrscheinlich mit dem schwachen Verb **lagia-* 'legen' (got. *lagjan*, ahd. *leggen*) zu verbinden, d. h. es bezeichnet das Schicksal als 'das (im Voraus) Festgelegte', und ist aufgrund der genannten Belege als **uz-laga-* n. zu rekonstruieren.

Bereits VON GRIENBERGER 1900: 149f. hat gesehen, dass ahd. *urliugi* 'Krieg' usw. dagegen mit got. *liugan* 'heiraten', sw. Verb 3, *liuga** f. 'Ehe, Heirat' zusammengehört und dass seine Bedeutung als 'der Zustand aufgehobener oder gebrochener Verträge' zu bestimmen ist. Auch die Untersuchung von CROZIER 1987: 6f. bestätigt, dass ahd. *urliugi* 'Kampf' und seine Entsprechungen von ahd. *urlag* 'Schicksal' getrennt werden müssen. Ersteres gehört etymologisch vielmehr mit air. *luige* n. 'Eid' und vielleicht auch dem Ethnonym *Lugii* als 'die durch einen Eid Verbundenen' zusammen, s. zur Etymologie CASARETTO 2004: 108, *liuga** f.; zum Ethnonym *Lugii* s. RÜBEKEIL 2002: 430. Auch in der späteren Entwicklung des Deutschen heisst das Wort nur 'Krieg, Fehde', s. dazu S. S. NERI 2005: 148f.

Zur Semantik: Verschiedene Umstände deuten darauf hin, dass die Germanen die Heirat als Mittel zur Friedensschliessung und -sicherung nutzten. Aufgrund des hohen Stellenwertes der Sippe, innerhalb derer man sich zu gegenseitigem

Schutz verpflichtet war, kam der Erweiterung der Sippe durch Eheschliessung ein politisches Gewicht zu. Davon zeugen beispielsweise der Umstand, dass ahd. *sippa* und seine Verwandten neben ‘Sippe, Familie’ auch ‘Frieden’ bedeuten. Im Beowulf-Epos (Z. 2022) wird die dänische Prinzessin *Frēawaru* erwähnt, die zur Beilegung einer Fehde mit dem König der verfeindeten *Heaðobeardan* verheiratet wurde, s. CROZIER 1987: 7. Vor diesem Hintergrund fügt sich der Gegensatz von got. *liuga** f. ‘Ehe, Heirat’ ← ‘Eid’ und ahd. *urlingi* ‘vertragsloser Zustand, Krieg’ ohne Weiteres in die altgermanische Vorstellungswelt ein (Weiteres zu den kulturgeschichtlichen Hintergründen bei GREEN 1998: 52f.).

Aufgrund der Ähnlichkeit dieses Wortes mit dem vorher genannten Wort für ‘Schicksal’ kam es wiederholt zu Verwechslungen, die nach CROZIER womöglich bereits in altgermanischer Zeit eingesetzt haben und jedenfalls die Situation in den Wörterbüchern und in der übrigen Sekundärliteratur bis in die jüngere Forschungsliteratur hinein prägen. So nennt etwa noch SIMEK (RGA, *↗Schicksalsglaube*, Bd. 27, S. 9) Formen beider Lexeme in einem Atemzug und versucht die semantische Diskrepanz durch einen Bedeutungsansatz ‘Schicksal (durch Krieg)’ zu überbrücken – seiner Meinung nach ein Indiz für einen bei den Germanen “durchwegs negativ besetzt[en]” Schicksalsbegriff.

Das altsächsische *urlagi* n. ‘Krieg’ wird von TIEFENBACH 2010 s. v. und As. Gr. §318 als neutraler *i*-Stamm bestimmt. Ahd. *urlingi* scheint in der Stammbildung, nicht aber im Wurzelvokalismus dazu zu passen. Es weist auf **uz-leugi*- n. oder **uz-leugia*- n. zurück. Awn. *ørlygi* ist synchron als lang- bzw. mehrsilbiger *ja*-Stamm zu bestimmen (wie *kvæði* n., Awn. Gr. §372). Der Wurzelvokal -y- wird von den Lexikographen als kurz angesetzt und kann in diesem Fall nur auf *-*ǔ*- zurückgehen. Die Flexionsweise mit Nominativ Singular auf -*i* wäre dann der Zweisilbigkeit des Stamms geschuldet. Möglich wäre aber auch, dass es sich beim Wurzelvokal um einen Langvokal -*ý*- handelt, das *i*-Umlautsprodukt von urgerm. *-*eu*-. Das Wort könnte dann auf dieselbe Grundlage **uz-leugi*- n. oder **uz-leugia*- n. zurückgehen. Dass es sich bei awn. *ørlygi* um ein Lehnwort aus mnd. *orloge* handelt, wie DE VRIES 1977 s. v. meint, halte ich aus lautlichen Gründen für weniger wahrscheinlich. Wie HELLQUIST 1948 *↗örliġ* und MAGNÚSSON 1989 *↗örlygi* festhalten, kann aber ein Teil der ostnordischen Formen durchaus diese Herkunft haben.

Die fehlende Konsonantengemination im Westgermanischen beweist in diesem Fall für die Stammbildung nichts, weil es sich um eine diphthongische und damit lange Wurzelsilbe handelt, wo die Geminatio nicht regelmässig

durchgeführt worden ist. Als Ausgangslage kommt somit **uz-leugi-* n. in Betracht, sofern man geneigt ist, im Althochdeutschen und Altwestnordischen einen zu ahd. *menni* und awn. *men* parallelen Übertritt zu den *ja*-Stämmen zu akzeptieren. Doch scheint der Ansatz eines *ja*-Stamms insgesamt ökonomischer zu sein; jedenfalls sehe ich nichts, was dem widersprechen würde.

Die Kontinuanten dieses somit wohl als **uz-leugja-* n. 'Fehde, Krieg' anzusetzenden Wortes sind noch im Althochdeutschen und im Altwestnordischen klar von denen von **uz-laga-* 'Schicksal' zu trennen – sowohl in formaler wie auch in semantischer Hinsicht. Im Altsächsischen dagegen scheint es zu Interferenzen gekommen zu sein. So hat as. *urlagi* 'Krieg' wahrscheinlich den Wurzelsilbe vom *a*-Stamm bezogen; bereits die Kombination von *a*-Vokal in der Wurzelsilbe und Endung *-i* zeigt, dass bei diesem Wort nicht die lautgesetzlichen Verhältnisse erhalten sein können, weil es nicht den bei *i*- und *ja*-Stämmen im Singular zu erwartenden *i*-Umlaut zeigt (vgl. as. *slegi* m. < **slagi-*, *net* < **natja-*). Ebenso dürfte ae. *orlege* n. 'Krieg' (erwartet: **orlīge* o. ä., vgl. ae. *lihtan* = got. *-liuhtjan* 'leuchten') den Vokalismus von *orleg*, *orlæg* 'Schicksal' übernommen haben.

Fazit

Beim Wort für 'Meer' ist der Ansatz eines neutralen *i*-Stamms, d. h. **mari-* n., gesichert. Als Motiv für die einzelsprachlichen Umbildungen wurde die ungewöhnliche Kombination von neutralem Genus und *i*-Flexion in den Vordergrund gerückt. Auf der Suche nach Vergleichsmöglichkeiten für die Weiterentwicklung von **mari-* n. wurden die Spuren weiterer neutraler *i*-Stämme im Germanischen verfolgt. Die Belegsituation ist, wie es bei einer so marginalen Klasse zu erwarten ist, im Allgemeinen dürftig. Folgende neutrale *i*-Stämme konnten (mit jeweils unterschiedlicher Sicherheit) erschlossen werden:

- **mari-* n. 'Meer'
- **-skapi-* n. 'Beschaffenheit'
- **man(n)i-* n. 'Halskette, Schmuck'
- **sibi-* n. 'Sieb' (?) (dazu oben S. 222f.)
- **bini-* n. 'Biene' (?)

Im Fall des Bienenwortes, das als **bini-* n. zu rekonstruieren wäre, wurden die Anhaltspunkte als zu schwach eingestuft, um daraus irgendwelche Schlüsse ziehen zu können. Beim Wort für ‘Fehde, Krieg’ hat sich der Ansatz **uz-leugja-* n. (neutraler *ja*-Stamm) als überzeugender herausgestellt. Die Weiterentwicklungen dieser Wörter folgten offenbar keinem konsequenten Muster. Erkennen lässt sich aber immerhin eine Tendenz zur Überführung dieser Substantive zu den neutralen *ja*-Stämmen (awn. *men*, ahd. *menni*). In anderen Fällen wurden die Wörter den *i*-stämmigen Maskulina zugeschlagen (z. B. awn. *marr*). Am besten erhalten zu sein scheint der Typus im Altsächsischen, doch ist die Beleglage dort jeweils so fragmentarisch, dass die Bestimmung als neutraler *i*-Stamm nicht über alle Zweifel erhaben ist. Nicht ganz ins Bild passt ausserdem der Umstand, dass as. *meri*, welches von allen genannten Lexemen mit der grössten Wahrscheinlichkeit auf einen neutralen *i*-Stamm zurückzuführen ist, im Altsächsischen gerade nicht mehr länger dieser Flexion angehört, sondern ein Femininum des *in*-Typs geworden ist.

Im Allgemeinen zeigt sich also das Bedürfnis, die neutralen *i*-Stämme entweder durch die Erneuerung der Flexion oder die Veränderung des Genus in eine der geläufigeren Klassen zu überführen. Eine Parallele für die Umbildung von **mari-* zum gotischen *n*-Stamm *marei* f. ist im hier behandelten Material nicht zum Vorschein gekommen. Einige der besprochenen Wörter stehen den *ja*-Stämmen besonders nahe, und es liegt deshalb auf der Hand, nach weiteren Spuren von *i*-Stämmen am ehesten bei den *ja*-Stämmen Ausschau zu halten. Ob es gelingen kann, unter diesen weitere (ehemalige) neutrale *i*-Stämme zu identifizieren, ist allerdings fraglich. Nach KELLE 1863: 143 haben formale Berührungspunkte zwischen den neutralen *i*- und *ja*-Stämmen mindestens im Nominativ, Vokativ und Akkusativ Singular zu einer Vermischung geführt, sodass es “deshalb [...] im Einzelnen schwer, im Allgemeinen aber unmöglich [ist], in den uns erhaltenen Quellen noch die dem Germanischen ehemals eigenen neutralen *i*-Stämme aus der Zahl der *ia*-Stämme auszuscheiden”.

4.16 Awn. *máttr* m. ‘Macht’, got. *mahts* f.

Ein germanisches Wort mit der Bedeutung ‘Macht’, das im Altwestnordischen als *máttr* m. erscheint, ist in den frühesten Korpussprachen folgender-

massen belegt:

Got.	<i>mahts</i> f. 'Macht, Kraft, Vermögen', Pl. <i>mahteis</i>
Awn.	<i>mátrr</i> m. 'Macht', Pl. <i>mættir</i>
Ae.	<i>miht</i> , <i>meaht</i> f.
Afr.	<i>macht</i> f.
As. Ahd.	<i>mabt</i> f.

Etymologisch wird das Wort auf Grundlage des Gotischen und Westgermanischen auf urgerm. **maχti-* f. zurückgeführt, s. CASARETTO 2004: 502. Awn. *mátrr* m. wird in der Forschungsliteratur dagegen synchron als *u*-Stamm eingestuft, und zwar aufgrund des fehlenden *i*-Umlauts, der bei einem langsilbigen *i*-Stamm zu erwarten wäre (vgl. awn. *sétt* f. 'Vertrag, Friede' < **saχti-*). Zudem gibt sich der *u*-Stamm noch in der Ableitung *máttuligr* 'mächtig' (*máttu-ligr*) zu erkennen; gleichbedeutendes *máttugr* ist dagegen mehrdeutig, da es auch als *mátt-ugr*, d. h. als Ableitung mit Suffix **-uga-* zu analysieren sein könnte.

Falls das Wort awn. *mátrr* m. mit den übrigen Belegen etymologisch gleichzusetzen ist, muss es im Altwestnordischen sowohl sein Genus als auch seine Flexion an die maskulinen *u*-Stämme angepasst haben. Allerdings war die Flexion der *i*- und *u*-Stämme im Altwestnordischen kaum mehr geschieden (am deutlichsten noch im Dativ Singular auf -Ø bzw. -*i* und im – besonders bei Abstrakta nicht sehr häufigen – Akkusativ Plural auf -*i* (m.) / -*ir* (f.) bzw. -*u*), sodass sich der Flexionsklassenübertritt, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen will, in erster Linie im nicht *i*-umgelauteten Wurzelvokal manifestierte.

Nach WESSÉN 1927: 102f., 108 hängt der Anschluss an die maskulinen *u*-Stämme bei diesem und einigen weiteren altwestnordischen Wörtern damit zusammen, dass die femininen *i*-Stämme in dieser Sprache formal unter den Einfluss der *ō*-Stämme gerieten, jedoch teilweise das -*r* im Nominativ Singular beibehielten, wodurch sie den *u*-Stämmen sehr ähnlich wurden. Zudem soll ein semantischer Faktor den Übergang erleichtert haben, nämlich das Vorhandensein vieler Abstrakta in beiden Klassen (a. a. O., S. 103).

SYRETT 1994: 101 modifiziert WESSÉNS Darstellung dahingehend, dass er die mit dem Suffix **-ti-* gebildeten Wörter in den Vordergrund rückt. SYRETT weist m. E. zu Recht darauf hin, dass die Parallelität der beiden noch

aus indogermanischer Zeit ererbten Wortbildungssuffixe **-ti-* und **-tu-* (s. zu diesen KRAHE/MEID 1967-9: III, 151ff.) wohl mit den genannten flexivischen Umbildungen in einem Zusammenhang steht. Da beide Suffixe Deverbativa (Nomina actionis und Nomina rei actae) bildeten, die im Fall von **-ti-* mit femininem, im Fall von **-tu-* jedoch mit maskulinem Genus ausgestattet waren, kam es so zum Nebeneinander von zwei formal und semantisch sehr ähnlichen Wortgruppen. Im Anschluss an die Synkope nebentoniger Kurzvokale, die (zumindest im Singular) den Verlust der Klassenmarker *-i-* und *-u-* zur Folge hatte, waren sogar fast keine Merkmale mehr vorhanden, anhand derer man zwischen alten **-ti-* und **-tu-*-Bildungen hätte unterscheiden können. Eine Vermischung beider Typen erstaunt vor diesem Hintergrund wenig. Diese Entwicklung im Altwestnordischen ist im Gegensatz etwa zur Situation im Gotischen zu sehen, wo aufgrund der dort geltenden Synkoperegeln das Klassenmerkmal der *u*-Stämme und damit ein formaler Gegensatz im ganzen Singular erhalten blieb (got. *mahts* f. vs. *lustus** m. 'Lust'). Eine entsprechende Vermischung beider Gruppen lässt sich im Gotischen nicht beobachten. Mit BJORVAND 1972: 211 darf man annehmen, dass der Erhalt des Ausgangs *-r* im Nominativ Singular von awn. *máttir* usw., das im Altwestnordischen ein typisches (wenn auch nicht ausschliessliches) Merkmal der Maskulina darstellt, eine massgebliche Rolle dabei gespielt hat, diese Lexeme zu den maskulinen *u*-Stämmen umzulenken.

Zwar lässt es sich nicht vollständig ausschliessen, dass awn. *máttir* m. eine eigenständige Ableitung auf **-tu-* fortsetzt, doch deuten mehrere Indizien darauf hin, dass es sich vielmehr um eine sekundäre Umbildung eines fem. *i*-Stamms handelt. Erstens ist dies die vergleichende Evidenz: Die übrigen Sprachen (inkl. Altostnordisch) kennen ausschliesslich einen fem. *i*-Stamm. Ein ererbter *tu*-Stamm müsste also überall ausser im Altwestnordischen spurlos verschwunden sein. Um eine Neubildung auf Stufe des Altwestnordischen kann es sich kaum handeln, da die *tu*-Abstrakta schon früh unproduktiv geworden sind; jedenfalls lassen sich nach CASARETTO 2004: 519 im Germanischen "keine deutlichen Beispiele für einzelsprachliche Neubildungen finden". Ein drittes Indiz ist, dass die *tu*-Stämme weitaus häufiger als die *ti*-Stämme einzelsprachlich mit konkretisierter und lexikalisierter Bedeutung in Erscheinung treten, was bei awn. *máttir* 'Macht' nicht der Fall ist. Wenn auch keines dieser Argumente echte Beweiskraft hat, legen sie zusammen genommen doch den Schluss nahe, dass auch die altwestnordische Form

etymologisch von urgerm. **maxti*- f. herzuleiten ist.

Nach MEID 1985: 253 gibt es einen semantischen Unterschied zwischen den Suffixen *-*ti*- und *-*tu*-, wobei *-*ti*- "objektiv und effektiv" sei, *-*tu*- dagegen "subjektbezogenen, potentiellen Sinn" habe. Eine solche semantische Diskrepanz ist für mich zwar im germanischen Material nicht erkennbar, doch könnte sie, falls von MEID richtig erkannt, aufgrund der vielleicht eher als "effektiv" denn als "potentiell" zu bezeichnenden Bedeutung 'Macht' zugunsten eines Ansatzes **maxti*- f. sprechen. S. zum funktionalen Unterschied dieser Bildungen auch CASARETTO 2004: 518^[Fn.1690] mit weiterer Literatur.

Offenbar hat hier also die Parallelität der Ableitungssuffixe *-*ti*- (fem.) und *-*tu*- (mask.) den Weg für die Flexionsklassenübertritte bereitet. Durch das Fehlen eines formalen oder funktionalen Kontrastes zwischen Bildungen beider Typen bildeten diese eine Art Brücke zwischen beiden Flexionsklassen und ermöglichten Übergänge von der einen zur anderen. In den Worten von SYRETT 2002: 720 war es "the presence of word-formational suffixes that could fluctuate between the nominal classes with the same morphological function", die hinter den hier geschilderten morphologischen Vorgängen steckt.

Weiter stützen lässt sich der für awn. *mátttr* angesetzte Flexionsklassenübertritt durch eine Reihe von Parallelfällen, bei denen ebenfalls einem altwestnordischen maskulinen *u*-Stamm in den verwandten Sprachen ein femininer *i*-Stamm gegenübersteht, z. B. awn. *burðr* m. 'Tragen, Leibesfrucht, Geburt', aschwed. *byrð* f., ahd. (gi)*burt* f. < **burði*- f., *dráttr* m. 'Zug, Aufziehen' (Akk. Pl. *dráttu* und *drétti*), aschwed. *dræt* f., mnd. *dracht* f. 'das Tragen, Schwangerschaft', ahd. *trabt*²⁰ 'tractus, circulus, Windung' (weitere Beispiele bei WESSÉN und BJORVAND an den genannten Stellen). Auch in diesen Fällen weist die vergleichende Evidenz auf Derivate mit *-*ti*- (fem.) hin, sodass ihre Entwicklung aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso verlaufen ist wie bei awn. *mátttr*.

Einige weitere Kandidaten können der Liste von *ti*-Stämmen bei MOTTAUSCH 2011: 22-4 entnommen werden, von denen einige auch mit maskulinem Genus auftreten.

²⁰ Von SCHÜTZEICHEL 2004 *trabt* als Maskulinum bestimmt, doch ist in den mir zugänglichen Belegen kein Genus ersichtlich. Daneben kommt ein anders gebildetes ahd. *trabta* f. '(Zug-)netz' vor.

Got. *baidus, ahd. *beit* m. f.**

Ein ähnliches Nebeneinander von *u*- und *i*-Stamm liegt auch bei got. *baidus** und seinen Entsprechungen vor:

- Got. *baidus** m. 'Art und Weise', *u*-Stamm
 Awn. *heiðr* m. 'Ehre, Rang, Lohn, Gabe', Gen. Sg. *heiðar*, *heiðrs*,
 Dat. Sg. *heiðri*, *heiðr*
 Ae. *hād* m. 'Person, Charakter, Rang, Zustand usw.'
 As. *hēd* m. 'Amt, Rangstufe', Dat. Sg. auf *-a*, Akk. Sg. auf *-∅*
 Ahd. *beit* m. 'Wesenheit, Beschaffenheit, Art und Weise, Person',
 Nom. Pl. *-a*, Dat. Pl. *-um*, *-im*
beit f., Gen. Dat. Sg. *-i*, Nom. Pl. *-i*

Das Wort wird im Westgermanischen zunehmend als Kompositionshinterglied verwendet und verblasst semantisch allmählich zu einem Abstraktsuffix (nhd. *-heit* und *-keit*, engl. *-hood*), s. KRAHE/MEID 1967-9: III,220f.

Die belegten Formen weisen überwiegend auf urgerm. **χaidú-* m. zurück. Die bei HOLTHAUSEN 1974: 143 und auch sonst in der Fachliteratur öfters angeführte Nebenform ae. *hād* finde ich nur in den Psalmenglossen *giogædhæde* 'iuventute' und *on sæcerdhæd his* 'in sacerdotibus eius' (PsGIE (Harsley) 70.5, 70.17, 98.6) belegt, wo allerdings auch sonst häufig <æ> für <a> eintritt. Auf dieser Grundlage darf man m. E. keine Form ae. /hæd/ ansetzen, die durch den umgelauteten Wurzelvokal einen *i*-Stamm für diese Sprache hätte erweisen können.

Bei urgerm. **χaidú-* handelt es sich nach CASARETTO 2004: 196 eher nicht um eine ursprüngliche *tu*-Ableitung (so SCHAFFNER 2001: 507), sondern um einen *u*-Stamm zu idg. **kejt-* 'glänzen' handelt, s. LIV₂: 347 (bzw. **k^wejt-*? Siehe ebd., Anm. 1). Auf Stufe des Germanischen musste das Wort allerdings zweifellos als den *tu*-Ableitungen zugehörig empfunden worden sein, weshalb man eine zu den *tu*-Stämmen vergleichbare Weiterentwicklung erwarten darf.

Im Althochdeutschen tritt jedoch (neben dem Maskulinum) ein dieser Rekonstruktion nicht entsprechender femininer *i*-Stamm auf, der, wie für mask. *i*-Stämme typisch, den Plural auch gemäss den *a*-Stämmen bilden kann. Dieser *i*-Stamm ahd. *beit*, der gegenüber dem *u*-Stamm als sekundär zu beurteilen ist, durchlief mit einiger Wahrscheinlichkeit die oben zu awn. *máttr* beschriebene Entwicklung in gerade umgekehrter Richtung. Auch im Alt-

hochdeutschen waren die Voraussetzungen für eine Vermischung von *ti*- und *tu*-Stämmen gegeben; hier kam es ebenfalls durch die Synkope zu einem weitgehenden Gleichlaut beider Deklinationen im Singular (konsequent bei den langsilbigen; von den kurzsilbigen haben einige wie ahd. *quiti* 'Ausspruch', *situ* 'Sitte' den Stammvokal erhalten). Statt dass alte *ti*-Stämme in die *u*-Deklination übergetreten wären, hat sich hier offenbar ein alter maskuliner *u*-Stamm den femininen (*t*)*i*-Stämmen angeschlossen. Diese morphologische Neuerung äussert sich sowohl in der *i*-Flexion als auch im neben dem Maskulinum vorkommenden femininen Genus, das im deutschsprachigen Raum letzten Endes den Sieg davon getragen hat (Bildungen auf nhd. *-heit/-keit* sind stets feminin). Der unterschiedliche Verlauf zum bei awn. *máttr* Beobachteten ist wohl u. a. darin begründet, dass die westgermanischen Sprachen auslautendes *-z* eingebüsst hatten und eine Reanalyse als Maskulinum, wie sie im Altnordischen aufgrund des auslautenden *-r* im Nominativ Singular stattgefunden hat, aus lautlichen Gründen ausgeschlossen war.

Zu einem möglichen *s*-Stamm **χaidú*_a*z-*, der in Runeninschriften der Übergangszeit auftritt (Björketorp/Stentoft), vgl. EWA *heit* (IV,913).

Ganz ähnlich wie **χaidú-* hat sich wohl auch urgerm. **lustu-* entwickelt: Hier entspricht ebenfalls ein gotischer *u*-Stamm (*lustus** m. 'Lust') einem nord- und westgermanischen *i*-Stamm (awn. *lyst* f., ahd. *lust* f./m., as. *lust* f./m.?), s. MOTTAUSCH 2011: 33.

Fazit

Awn. *máttr* ist vermutlich zusammen mit einigen anderen altwestnordischen Nomina von den *i*- zu den *u*-Stämmen übergetreten und hat im gleichen Zug auch das feminine Genus zugunsten des maskulinen aufgegeben. Als ausschlaggebend für diese Umbildung sehe ich mit SYRETT die Tatsache an, dass sich die mit *-*ti*- und *-*tu*- abgeleiteten Deverbativa in vielerlei Hinsicht gleichen, und zwar sowohl in formaler als auch in semantischer Hinsicht. Ihre bereits von Haus aus sehr ähnlichen Flexionsklassenprofile wurden im Altwestnordischen dadurch noch ähnlicher, dass sie aufgrund der Synkoperegeln (zumindest im Singular) auch noch ihr Klassenmerkmal einbüsst, wodurch die Voraussetzungen für Vermischungen und Übertritte gegeben waren. Für die Einreihung bei den maskulinen *u*-Stämmen dürfte der Ausgang *-r* als typisches Merkmal der Maskulina verantwortlich gewesen sein. Der Flexions-

klassenübertritt von *máttr* m. lässt sich anhand von Parallelfällen wie awn. *burðr* m., *dráttr* m. und anderen stützen.

Die Kontinuante von **χaiðú-* im Althochdeutschen, ahd. *heit*, bezeugt durch ihre *i*-Flexion und das (teilweise) feminine Genus den umgekehrten Fall: Hier wurde durch die Berührungen zwischen den Bildungen auf *-*ti-* und *-*tu-* ein alter maskuliner *u*-Stamm zu den femininen *i*-Stämmen transferiert.

5 Auswertung und Synthese

Ausgangspunkt für die in Kap. 1.1 entwickelten Fragestellungen war die Beobachtung, dass etymologisch zusammengehörige Substantive im Vergleich zwischen den altgermanischen Einzelsprachen häufig ganz unterschiedlichen Stammklassen angehören. Im genannten Kapitel wurden vier Szenarien entworfen, die beschreiben, wie es zu einer solchen Situation kommen kann (vgl. Abb. 1):

1. Es handelt sich um ehemals parallel existierende Ableitungen (Wortbildungen), von denen sich einzelsprachlich jeweils eine durchgesetzt hat.
2. Es handelt sich um erst einzelsprachlich und somit unabhängig zustande gekommene Ableitungen, die nicht auf eine gemeinsame Ausgangsform zurückgehen.
3. Eine der vorliegenden Stammbildungen zeigt den älteren Zustand an, in den anderen Fällen hat eine sekundäre Überführung in eine andere Klasse (Flexionsklassenübertritt) stattgefunden.
4. Sämtliche Sprachen haben eine Neuerung; die gemeinsame Ausgangsform ist in keinem Fall erhalten.

In den Fallstudien (Kap. 4) war in der überwiegenden Anzahl der Fälle eine Entscheidung zwischen der Zuordnung zu 1./2. (unterschiedliche Ableitungen) oder 3. (Flexionsklassenübertritt) zu treffen. Zugunsten der unter 4. genannten Möglichkeit wurde dagegen nur einmal entschieden, nämlich bei urgerm. **wini-* (Kap. 4.9). Der geringen Häufigkeit des letztgenannten Szenarios kommt aber kaum eine Bedeutung zu, denn sie hängt sicherlich mit der Materialauswahl zusammen: Da hauptsächlich Fälle aufgenommen wurden, bei denen sich im Sprachvergleich Stammklassenunterschiede gezeigt

haben, erstaunt es nicht, dass Fälle wie urgerm. *wini-, wo alle Sprachen den geneuerten Stamm aufweisen, insgesamt untervertreten sind.

Wie sich gezeigt hat, sind damit aber noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Auf Grundlage der Auswertung sämtlicher Fallstudien lassen sich dieser Liste noch folgende Szenarien hinzufügen:

5. Es handelt sich um Fortsetzer unterschiedlicher Stammvarianten, die ursprünglich in einem Paradigma vereinigt waren und sich dann verselbstständigt haben (starker vs. schwacher Stamm; Heteroklisie).
6. Es liegen Fortsetzer einer ehemaligen Numerusopposition vor, die als solche nicht mehr fortlebt (Singular vs. Dual).
7. Es liegen Fortsetzer einer verdunkelten Opposition Singular vs. Kollektivum vor.

Von einem Flexionsklassenübertritt im engeren Sinn kann man nicht bei allen diesen Szenarien sprechen. Berechtigt ist die Wertung als Flexionsklassenübertritt m. E. bei 3., bei 4., evtl. 5. (sofern bei der Abspaltung aus dem ursprünglichen Paradigma Flexionswechsel eingetreten sind) und bei 6. Bei 7. hängt die Beurteilung davon ab, ob man das Kollektivum als grammatische oder derivationelle Kategorie des Nomens einzustufen hat, worüber es in der Forschung keine Einigkeit gibt (zum Kollektivum als grammatischem Numerus s. NEU 1969: 240, BJORVAND 1994: 186; zum Kollektivum als Derivationskategorie s. STÜBER 2002: 22, MEIER-BRÜGGER 2010: S415; weitere Literatur bei SCHAFFNER 2001: 107_[Fn.54]). Wenn man das Kollektivum mit Singular und Plural in eine Reihe stellt, d. h. zu den Numeri zählt, handelt es sich beim Kollektivum um eine Flexionsform. Somit kann das Kollektivum als Scharnierform und der Aufbau eines neuen Paradigmas auf seiner Grundlage als Flexionsklassenübertritt gewertet werden. Verweist man dagegen die Bildung eines Kollektivums in den Bereich der Wortbildung, ist es als ein Derivat einzustufen. In diesem Fall hat man es mit unterschiedlichen Lexemen und damit nicht mit einem Flexionsklassenübertritt, sondern mit einem Derivationsprozess zu tun. Welche von beiden Ansichten das Richtige trifft, ist eine Frage, die an dieser Stelle nicht entschieden werden kann. In den verbleibenden Fällen liegen eigenständige Derivate oder Verselbstständigungen älterer Stammalternanten vor, die im Sprachvergleich lediglich den Anschein eines Flexionsklassenübertritts erwecken.

Wie in den Fallstudien deutlich geworden ist, sind die Übertritte nicht direkt am Material beobachtbar, sondern müssen stets aus verschiedenen Begleitumständen erschlossen werden. Dies liegt darin begründet, dass es sich bei Flexionsklassenübertritten um analogische und somit um nicht vorhersagbare Prozesse handelt. Für einen auf die schriftliche Überlieferung angewiesenen Beobachter laufen die Analogien im Verborgenen ab und hinterlassen – etwa im Gegensatz zu Lautgesetzen – nur indirekte Spuren. Während ein Blick auf eine Wortform in der Regel sofort klar macht, ob ein bestimmtes Lautgesetz eingetreten ist oder nicht, ist der Klassenwechsel am Material nicht so einfach ablesbar. Einerseits sind viele Flexionsformen in Bezug auf die Flexionsklassenzugehörigkeit mehrdeutig und die Wörter zudem nicht in ganzen Paradigmen, sondern nur in versplitterten Einzelformen belegt, andererseits muss eine vom erwarteten Paradigma abweichende Flexionsform nicht zwingend einen Klassenübertritt anzeigen, sondern kann zu einem ähnlichen, aber unabhängigen Lexem gehören.

In der Praxis erfolgt der Entscheid zugunsten eines Übertritts deshalb durch ein kombiniertes Verfahren, das auf drei Säulen beruht: 1) Dem Ausschluss anderer Szenarien, etwa unabhängiger Ableitungen; 2) dem Vorliegen einer erkennbaren Motivation für den Übertritt; und 3) dem Aufzeigen von Parallelfällen. Es versteht sich von selber, dass ein solcher Nachweis nie echte Beweiskraft hat, sondern stets auf ein Abwägen von Wahrscheinlichkeiten hinausläuft.

Trotz dieser Einschränkungen meine ich, dass in einer Reihe der behandelten Fälle kaum daran gezweifelt werden kann, dass ein entsprechender Übertritt stattgefunden hat. Zumindest in einem Teil der Fälle ist es gelungen, die Triebkräfte lautlicher, morphologischer und semantischer (seltener prosodischer) Natur aufzuzeigen, die zum Übertritt geführt haben. Diese auslösenden Faktoren sollen im Folgenden – im Anschluss an ein kurzes Unterkapitel zu unabhängigen Ableitungen und Rückbildungen – in der genannten Reihenfolge besprochen werden.

5.1 Nicht als Flexionsklassenübertritte gewertete Fälle

Hierzu zählen diejenigen Fälle, in denen eine Erklärung der einzelsprachlichen Stammbildungsunterschiede durch unabhängige Wortbildungsprozesse

vorzuziehen war, es sich also um Wortpaare handelt, die “der Entstehung wie dem Gebrauch nach selbständige Wörter” sind (EGLI 1954: 12). Als Beispiele sei auf got. *lausā-waurdi** n. neben *lausā-waurdei** f. ‘leeres Gerede’ (Kap. 4.12, S. 247) oder awn. *ōði* n. ‘Sinn, Verstand usw.’ gegenüber ahd. *wuotī* f. ‘Wahnsinn, Raserei’ (Kap. 4.12, S. 249) verwiesen, bei denen sich der Verdacht auf einen Flexionsklassenübertritt nicht erhärtet hat. Aus dem Neuhochdeutschen wäre etwa *Unterbruch* neben *Unterbrechung* zu vergleichen. Terminologisch kann man solche Wortpaare mit EGLI als “Parallelismen” oder “Dubletten” bezeichnen.

In der Abwesenheit eindeutiger, den Wortbildungsprozess anzeigender Indizien ist die Linie zwischen Wortbildungsdubletten und Flexionswechseln nur schwer zu ziehen. Äusserliche Ähnlichkeit und semantische Gleichartigkeit oder Gleichheit sind für beide Szenarien typisch. Letzten Endes läuft die Unterscheidung auf die Frage hinaus, ob es zwischen den unter Betracht stehenden Formen einen Kontrast gibt (etwa in Bezug auf Semantik, Genus o. ä.) oder ob sie lediglich als gleichwertige, austauschbare Realisierungsvarianten empfunden werden (wie *Pizzas* neben *Pizzen*, *buk* neben *backte*). Im zweiten Fall, dem Fall des Flexionsklassenwechsels, handelt es sich um eine rein äusserliche Erneuerung des Wortes, die ohne Auswirkungen auf seine Identität bleibt. Aus der heutigen Retroperspektive fällt die Differenzierung zwischen beidem, die in manchen Fällen wohl schon für die Muttersprachler nicht leicht war, und bei Korpusssprachen ausserdem durch die oft lückenhafte Überlieferung zusätzlich verkompliziert wird, natürlich besonders schwer.

Zur Illustration der Problematik sei noch einmal auf das in Kap. 4.14, S. 255ff. besprochene Wortpaar awn. *val* n. ‘Wahl’ und ahd. *wala* f. ‘Wahl’ verwiesen. Obwohl es sich prozessual gesehen um einen typischen Fall des Flexionsklassenübertrittes aufgrund einer Scharnierform (Neutrum Plural bzw. Femininum Singular auf $*-\bar{o}_1$) handelt, also eine rein formale Erneuerung ohne Bedeutungsunterscheidung vorliegt, wäre es kaum richtig, awn. *val* und ahd. *wala* – diachron gedacht – als ein und dasselbe Lexem zu betrachten. Awn. *val* n. und ahd. *wala* f. sind zwar bedeutungsgleich, unterscheiden sich aber im Genus: Die Umdeutung aufgrund einer Scharnierform hat nicht nur einen Flexions-, sondern auch einen Genuswechsel verursacht. Somit muss es zwischen $*wala-$ n. und $*walō-$ f. (sofern sie überhaupt je gleichzeitig existierten) einen Genus-, und damit einhergehend wohl auch einen beschränkten lexikalischen Kontrast gegeben haben. Man kann sich deshalb auf den Stand-

punkt stellen, dass beide als eigenständige Lexeme zu gelten haben und der Fall in den Bereich der Wortbildung zu verweisen sei.

Nur bedingt einverstanden bin ich mit der Aussage von EGLI 1954: 22f., für die Feststellung eines Wortbildungsverhältnisses (EGLI spricht von *Wort-schöpfung*) sei entscheidend, ob ein neuer Nominativ Singular entstehe. Sicherlich kommt dem Nominativ Singular als Basisform eine grosse Bedeutung zu, doch zeigen Fälle, wo der Nominativ Singular analogisch nach einem anderen Kasus umgeformt wird, dass eine erneuerte Endung an dieser Paradigmenposition nicht automatisch einem Wortbildungsprozess gleichgesetzt werden darf. Man vergleiche ahd. Nom. Sg. *geba* f. 'Gabe' statt **geb-Ø* < **-ō₁*, wo die Endung analogisch vom Akkusativ *geba* < **-ō^m* bezogen ist. Der Umstand, dass sich die Form des Nominativ Singular verändert hat, erlaubt es m. E. noch nicht, von Wortbildung zu sprechen – ahd. *geba* bleibt auch nach der Analogiewirkung das gleiche Wort.

Erschwerend kommt bei der Unterscheidung von Wortbildung und Flexionsklassenübertritt hinzu, dass man auch bei Bedeutungsunterschieden nicht automatisch auf Wortbildungsdubletten schliessen kann, da ein Flexionsklassenübertritt eine (spätere) semantische Ausdifferenzierung nicht ausschliesst. So sind etwa got. *mēna* 'Mond' (*n*-Stamm) und got. *mēnōps* 'Monat' (Dentalstamm) als zwei separate Lexeme mit zwar noch in einem deutlichen Bezug stehender, aber dennoch ausdifferenzierter Bedeutung einzustufen, obwohl sie historisch auf ein und denselben Dentalstamm zurückgehen. Wie oben S. 241ff. ausgeführt, ist got. *mēna* durch Flexionsklassenübertritt aus dem Paradigma des Dentalstamms herzuleiten. Trotz semantischem Unterschied liegen also eindeutig keine Wortbildungsdubletten vor.

Auch die Suffixerweiterungen (S. 33ff. und Kap. 3.4) sind vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zur Scheidung von Wortbildungsdubletten und Flexionswechseln zu beurteilen. Da bei Thematisierungen, *n*-Erweiterungen usw. in der Regel kein lexikalischer Kontrast (Semantik, Genus o. ä.) festzustellen ist, rechtfertigen diese Erscheinungen m. E. nicht die Bezeichnung als Wortbildungsprozesse. Die hierhergehörigen Fälle sind vielmehr als rein äusserliche Erneuerungen des Wortes und somit als Flexionsklassenübertritte zu werten, die, soweit erkennbar, mehrheitlich systemisch motiviert sind (s. unten Kap. 5.3.1).

Als Kriterien für die Entscheidung zugunsten von Wortbildungsdubletten sind in der praktischen Arbeit folgende Punkte zur Anwendung gekommen

(vgl. Kap. 2.3):

1. Unterschiede im Wurzelvokalismus
2. Unterschiede im Genus
3. Semantische Unterschiede, die mit den entsprechenden Wortbildungsmustern in Einklang stehen oder aufgrund einer sekundären semantischen Differenzierung nicht plausibel sind
4. Produktivität entsprechender Ableitungsmuster
5. Vorhandensein entsprechender Ableitungsgrundlagen

In Kap. 4 wurde in den folgenden Fällen zugunsten von separaten Ableitungen entschieden:

- In Kap. 4.6 bei der Gruppe mit \bar{u} -Vokalismus ('Braue') gegenüber der Gruppe mit \bar{a} -Vokalismus ('Blinzeln, Wimper usw.') einerseits, und innerhalb letzterer zwischen den Stämmen $*bra\chi^w a-$ und $*br\bar{e}_i g^w/\chi^w \bar{o}-$ andererseits.
- Bei got. *balgs** 'Schlauch' < urgerm. $*balgi-$ m. gegenüber ai. *barhīs-* n. (Kap. 4.9, S. 214)
- Bei urgerm. $*kelb-uz-$ n. 'Mutterschaf' gegenüber $*kalb-az-$ n. 'Kalb' (Kap. 4.10, S. 218).
- Bei got. *lausā-waurdi** n. neben *lausā-waurdei** f. 'leeres Gerede' und ihren Entsprechungen (Kap. 4.12, S. 247)
- Bei awn. *ōði* n. 'Sinn, Verstand usw.' gegenüber dem Adjektivabstraktum *ōði* f. 'Wut, Wahnsinn' (Kap. 4.12, S. 249).
- Zögernd bei den Stammbildungsvarianten $*sang^w a-$ und $*sang^w i-$ 'Gesang' (Kap. 4.1, S. 123 und Kap. 4.9, S. 211)

Rückbildungen

Um einen Spezialfall von Wortbildungsdubletten handelt es sich dort, wo Rückbildungen involviert sind. Unter Rückbildung wird eine Art der Ableitung verstanden, bei der eine Wortbildungsregel "rückwärts" angewendet wird, d. h. zu einem als Derivat aufgefassten Wort eine (vermeintliche) Basis neu geschaffen wird, meist unter Tilgung eines Ableitungssuffixes, s. HENZEN 1965: 240-3, HOCK 1991: 214, FLEISCHER/BARZ 2012: 92f. So wird etwa

nach dem Ableitungsmuster nhd. *Riss* \Rightarrow *rissig* zum Adjektiv nhd. *zweirädrig* ein Substantiv *Zweirad* rückgebildet, s. HENZEN 1965: 82. In den altgermanischen Sprachen sind Rückbildungen besonders via Verbum häufig. Im Gotischen kommt beispielsweise neben dem *i*-Stamm *dails** f. ‘Teil’ ein *ō*-Stamm *daila** f. ‘Teilnahme, Gemeinschaft; Mine (Pfund)’ vor, der eine Rückbildung zum schwachen Verb got. *dailjan* ‘teilen, zuteilen; teilnehmen lassen’ darstellt, s. CASARETTO 2004: 104, 411. Dass es sich bei *dails** f. und *daila** f. um separate Derivate und nicht um einen Klassenwechsel handelt, ist in diesem Fall an den semantischen Verhältnissen leicht ersichtlich.

In anderen Fällen ist die Abgrenzung gegenüber einer flexivischen Umgestaltung deutlich schwieriger. Vergleicht man got. *lita** f. ‘Heuchelei’ mit ahd. *liz* m. ‘Vorwand’ (Glossen), könnte man vorderhand einen Flexionsklassenübertritt von den *ō*- zu den *a*-Stämmen (oder umgekehrt) vermuten. Tatsächlich dürfte aber bei got. *lita** f. eine Rückbildung zu got. (*mip*)-*litjan** ‘heucheln’ vorliegen, s. CASARETTO 2004: 105 (die Ableitungsverhältnisse sind allerdings nicht zweifelsfrei zu klären). Es handelt sich also in diesem Fall vermutlich um zwei unabhängige Derivate, die etymologisch nicht gleichzusetzen sind.

Als “Rückbildungen” werden bei EGLI 1954: 25ff. auch Flexionsklassenwechsel aufgrund einer Scharnierform im Plural oder Dual bezeichnet. Für das, was hier *Rückbildung* heisst, verwendet EGLI dagegen den Begriff der *rückläufigen Ableitung* (S. 107). Ich vermeide diesen Terminologiegebrauch, weil Übertritte aufgrund von Plural- oder Dualformen m. E. nicht in den Bereich der Wortbildung fallen und somit als *Rückbildungen*, heute ein Fachbegriff der Wortbildung, unzutreffend benannt wären.

Übergang zwischen Flexionsklassen via Adjektiv

Von noch grösserer Bedeutung ist im vorliegenden Zusammenhang die Möglichkeit eines Übergangs zwischen substantivischen Flexionsklassen via Adjektiv. Es ist bekannt, dass es aufgrund von Derivationsketten via Adjektiv zum Nebeneinander von semantisch ähnlichen, aber lexikalisch distinkten Substantiven kommen kann. Der Prozess umfasst zwei Schritte: Ausgehend von einem Substantiv wird in einem ersten Schritt ein denominales Adjektiv gebildet, das in einem zweiten Schritt wieder substantiviert wird. Ein Beispiel dieser Art aus dem Neuhochdeutschen ist etwa *Gült(e)* f. ‘Schuld, Zins’ (ar-

chaisch) vs. *Gültigkeit*. Die Derivationsschritte sind: Mhd. *gülte* f. ‘Zahlung, Schuld, Wert’ \Rightarrow mhd. *gültic* ‘zu zahlen verpflichtet, wert’ > nhd. *gültig* \Rightarrow nhd. *Gültigkeit* f. Ein zweites neuhochdeutsches Beispiel ist *Heim* vs. *Heimlichkeit* (via Adjektiv *heimlich*), wobei allerdings in diesem Fall der semantische Zusammenhang verdunkelt ist.

Auf ähnliche Weise können auch in den altgermanischen Sprachen Adjektive substantiviert werden, die dann neben bereits bestehenden Substantiven der gleichen etymologischen Ausgangslage zu stehen kommen, vgl. etwa ahd. *bō* n. ‘Höhe’ neben ahd. *bō(h)ī* f. ‘Höhe, Grösse, Hoheit’ (via Adjektiv *bō(h)* ‘hoch’) oder ahd. *scaf* m. n. f. ‘Beschaffenheit’ (s. zur Beleglage FROSCHAUER 2003: 284) neben ahd. *ga-scaf* f. ‘Schöpfung, Geschaffenes, Beschaffenheit’ (nach HINDERLING 1967: 82 via ein nicht belegtes Bahuvrihi-Adjektiv **ga-scaf*). Diese Substantivierungen sind naturgemäss den älteren Substantiven semantisch ähnlich, können sich von diesen aber in der Stammbildung und/oder im Genus unterscheiden. In der Regel ist davon auszugehen, dass eine solche Konkurrenzsituation durch die Verdrängung der einen Variante durch die andere entschärft wird, oder dass es zu einer sekundären semantischen Differenzierung kommt. Doch können solche Dubletten, wie etwa *Einfalt* vs. *Einfältigkeit* zeigen, durchaus auch über einen gewissen Zeitraum nebeneinander vorkommen.

Die Dublette *Einfalt* vs. *Einfältigkeit* ist allerdings etwas anders zu erklären als *Gült(e)* vs. *Gültigkeit*. Basis ist hier in beiden Fällen das Adjektiv, d. h. es liegt eine Abstraktbildung *einfältig* \Rightarrow *Einfältigkeit* neben einer Rückbildung *einfältig* \Rightarrow *Einfalt* vor (s. zu letzterem KLUGE/SEEBOLD 2011 \nearrow *einfältig*).

Die substantivierten Adjektive sind für die Frage nach Flexionsklassenübertritten in den altgermanischen Sprachen deshalb von besonderer Relevanz, weil es zwischen Adjektiven und Substantiven grundsprachlich keine prinzipielle Scheidung gab – die Flexion der Adjektive war “zunächst rein nominal” (HIRT 1931-4: II,85).

Es wäre allerdings nicht richtig, die grundsprachlichen Adjektive und Substantive in flexivischer Hinsicht ganz gleichzusetzen, denn die Adjektive kennen im Gegensatz zu den Substantiven das Genus als flexivische Kategorie. Auch die Steigerung kann – sofern man sie als grammatischen und nicht als derivationalen Vorgang ansieht – als flexivische Besonderheit der Adjektive gelten.

Den formalen Gleichlauf zeigen etwa die alten thematischen Bildungen in der

Art von gr. φορός ‘tragend; fortreissend, heftig; förderlich, günstig’, gr. τομός ‘einschneidend, scharf’ neben gr. φόρος m. ‘Tribut, Zoll’, gr. τόμος m. ‘Abschnitt, Stück’ (poet.). Davon stehen erstere als Nomina agentis den Adjektiven, zweitere als Nomina actionis den Substantiven nahe, weshalb sie auch als “Verbaladjektive” bzw. “Verbalsubstantive” bezeichnet werden (WIDMER 2006: 432). Die Wörter dieser zwei Typen unterscheiden sich weder strukturell noch flexivisch, sondern einzig in ihrer Betonung (s. zu den thematischen Bildungsweisen ausführlich SCHAFFNER 2001: 95ff., CASARETTO 2004: 47f. und WIDMER 2006). Die Adjektivflexion etablierte sich als selbstständiges grammatisches Teilsystem mit ihren spezifischen Besonderheiten erst in germanischer Zeit. Deshalb sind substantivierte Adjektive im Germanischen in der ältesten Überlieferungsschicht häufig nicht durch ein charakteristisches, adjektivbildendes Wortbildungselement als solche erkennbar. Man vergleiche:

Substantiv		Adjektiv
ahd. <i>hō</i> n. ‘Höhe’	⇐	<i>hō(h)</i> ‘hoch’ (s. HEIDERMANN 1993: 285)
ae. <i>bealu</i> n. ‘Übel, Unglück, Verderben’	⇐	ae. <i>bealu</i> (-w-) ‘böse, verderblich’ (s. HEIDERMANN 1993: 116)
ahd. <i>liob</i> n. ‘Liebe, Angenehmes’	⇐	ahd. <i>liub</i> ‘lieb’ (s. HEIDERMANN 1993: 376f.)
ahd. <i>lioba</i> f. ‘Liebe’ (Glossen)	⇐	ahd. <i>liuba</i> (fem. sw.)
ahd. <i>balda</i> f. ‘Abhang’	⇐	ahd. <i>bald</i> ‘geneigt, schräg’, <i>balda</i> (fem. sw.) (s. HEIDERMANN 1993: 276)
usw.		

Da Adjektive im Gegensatz zu den Substantiven nach Genus und nach Determiniertheit (stark/schwach) flektiert werden, kann es auf diese Weise über den Umweg des Adjektivs zu Genus- und Flexionsunterschieden kommen. Tritt beispielsweise neben einem neutralen *a*-Stamm ein femininer *ō(n)*-Stamm auf, wie bei ahd. *liob* n. vs. ahd. *lioba* f., kann es sich aufgrund des funktiona-

len Zusammenhang zwischen *a*- und *ō*-Flexion bei den Adjektiven (S. 64) beim Femininum um die Substantivierung (Konversion) des femininen Adjektivs handeln. Ebenso wird man Wörter wie ahd. *halda* f. als Substantivierungen des (schwachen) Adjektivs, hier im Femininum, aufzufassen haben. Es kann auf diese Weise also auch zum Übergang in die schwache Flexion kommen. Zum Nebeneinander von Genusvarianten vergleiche man die persönlichen Bildungen got. *unbulpa* m. 'Unhold, Teufel' und got. *unbulþō* f. 'Unholdin, Dämon', eigentlich Substantivierungen 'der Unholde' und 'die Unholde' des mit *un-* präfigierten Adjektivs got. *bulps* 'hold', s. CASARETTO 2004: 246f. Auch dort, wo im Vergleich zwischen den indogermanischen Einzelsprachen Genusunterschiede vorkommen, werden sie zum Teil durch unterschiedliche Substantivierungen eines zugrundeliegenden Adjektivs erklärt, s. z. B. das bei STÜBER 2002: 127 zu got. *mizdō* f. 'Lohn, Miete' und seinen Verwandten Gesagte.

Auf ähnliche Weise ist wohl das Nebeneinander von ae. *earh* n.¹ 'Pfeil' < **árχ^w(w)a-* neben awn. *ǫr* f. (Gen. *ǫrvar*) < **árχ^w(w)ō-* f. 'Pfeil' bzw. ae. *ar(e)we* f. < **arg^w(w)ón-* zu erklären, s. SCHAFFNER 2001: 388f., MOTTAUSCH 2011: 128. Die Wörter sind nach SCHAFFNER vermutlich als verschiedene Substantivierungen eines exozentrischen thematischen Adjektivs 'was zum Bogen gehört' zu deuten, das seinerseits zu einem *u*-Stamm mit der Bedeutung 'Bogen' gebildet ist, vgl. lat. *arcus* 'Bogen' (zur weiteren Verwandtschaft s. DE VAAN 2008 s.v.). Wenn diese Deutung zutrifft, liegen also Wortbildungsdubletten vor, und nicht etwa ein Flexionsklassenübertritt. Auch urgerm. **ferχwa-* 'Leben; Welt' (?) ist vielleicht in diesem Zusammenhang zu sehen, jedenfalls wenn die Verbindung mit lat. *quercus* f. 'Eiche' das Richtige trifft (dazu oben Kap. 4.1, S. 124).

Einige derartige Substantivierungen sind vielleicht durch Ellipsen zu erklären, wobei in einer Sequenz von attributivem Adjektiv und Substantiv letzteres ausgepart wurde und das Adjektiv anschliessend in die Rolle des Substantivs schlüpfte. Das grammatische Geschlecht richtet sich dann nach dem nicht genannten Substantiv, vgl. nhd. *ein Helles (Bier)*, d. h. *das Helle*, vs. *ein Schwarzer (Kaffee)*, d. h. *der Schwarze*. Vergleichbare Beispiele aus den altindogermanischen Sprachen sind bei SCHAFFNER 2001: 328 zusammenge-

¹ In den Wörterbüchern findet sich meist ein Ansatz als Femininum, doch s. zur Begründung des Neutrums SCHAFFNER 2001: 387[Fn.113].

stellt.

Im Gegensatz etwa zu *Gültigkeit*, dessen Struktur mit adjektivischem Formans *-ig-* und Abstraktsuffix *-keit* die Spuren seiner Derivationsgeschichte noch erkennbar in sich trägt, ist bei Substantivierungen des Typs ahd. *hō* n. (nhd. *das Hoch*) usw. keine entsprechende morphologische Transparenz gegeben, denn es handelt sich bei einer solchen Substantivierung nicht um einen Affigierungsprozess. Da auf diese Weise Substantive wie ahd. *liob* n. und *lioba* f. – und ferner mit Hilfe eines Suffixes derivierte wie ahd. *liubī* f. ‘Freude, Liebe’ (*in*-Stamm) – nebeneinander zu stehen kommen können, entsteht für den Betrachter bisweilen der Eindruck eines flexivischen Klassenwechsels, obwohl in Tat und Wahrheit unabhängig voneinander entstandene Lexeme vorliegen.

Dass auch die Semantik nicht immer eine klare Schlussfolgerung zulässt, zeigt die Wortbildungsdublette got. *lausā-waurdi** n. neben *lausā-waurdei** f. ‘leeres Gerede’ mit ihren Entsprechungen (Kap. 4.12, S. 247). Obwohl kein Bedeutungsunterschied feststellbar ist, geht aus der Derivationsgeschichte klar hervor, dass man es mit zwei separaten Derivaten zu tun hat: Im einen Fall liegt ein Nominalkompositum mit *ja*-Flexion vor, im anderen Fall ein zum Adjektiv (vgl. awn. *laus-orðr* ‘unzuverlässig sprechend’) gebildetes Abstraktum mit Suffix **-in*.

Ein Nebeneinander in der Art von ahd. *hō* n. ‘Höhe’ und ahd. *hō(h)ī* f. ‘Höhe, Hoheit’ oder got. *lausā-waurdi** n. neben *lausā-waurdei** f. ist bisweilen sehr schwer von einem rein flexivischen Klassenwechsel abzugrenzen. Nur eine genaue Beachtung der Wortbildungsverhältnisse inkl. möglicher Ableitungsgrundlagen sowie der semantischen Abhängigkeiten erlaubt in solchen Fällen eine korrekte Beurteilung des Materials.

Ob es sich bei den Übergängen zwischen Neutrum Plural und Femininum Singular, die auf ältere Kollektivbildungen auf **-eh₂-* zurückgehen (s. Kap. 4.13 und 4.14), ebenfalls um Rückbildungen handelt, hängt, wie oben S. 284 erwähnt, davon ab, ob man das Verhältnis zwischen Singular und Kollektivum als ein grammatisches oder als ein derivationelles betrachtet.

Durch Wortbildung ist m. E. auch die öfters bezeugte schwache Flexion von Kompositionshintergliedern zu erklären, die als Simplizia stark flektieren, s. z. B. das oben zu einigen altwestnordischen Komposita gesagte (S. 166). Für noch überzeugender als die Annahme bei KRAHE/MEID 1967-9: III,22, es handle sich in den meisten Fällen um Kompositionen mit neben den starken Formen vorkommenden schwachen Simplizia, halte ich die Erklärung, dass es ihm Rah-

men der Kompositionsbildung zu einer (auch für andere Wortbildungsprozesse typischen) Affigierung gekommen ist.

5.2 Lautliche Faktoren

In der überwiegenden Anzahl der in Kap. 4 behandelten Fälle konnten lautliche Faktoren als Auslöser der Flexionsklassenübertritte ausgemacht werden. Immer wieder zeigt sich, dass durch lautgesetzliche Vorgänge Scharnierformen zwischen Deklinationsklassen entstehen, die aufgrund ihrer formalen Mehrdeutigkeit eine Reanalyse der entsprechenden Wortform ermöglichen und so zu flexivischen Entgleisungen führen. Von „lautlichen“ Auslösern spreche ich deshalb, weil der Vorgang, der zur Entstehung einer Scharnierform führt, in der Regel durch Lautwandel zu erklären ist, auch wenn es sich beim eigentlichen Analogieschritt, nämlich der Umdeutung einer mehrdeutigen Scharnierform, genau genommen um einen morphologischen Prozess handelt. CASARETTO 2006: 139 spricht im Zusammenhang mit got. *skadus* (Kap. 4.1) von „Umbildung aus phonotaktischen Gründen“ – letztlich war aber auch in diesem Fall die morphologische Reanalyse der Scharnierform im Nominativ Singular ausschlaggebend.

Der Flexionsklassenübertritt nach diesem Muster ist auch in anderen Sprachen gut bezeugt, einige Beispiele sind bereits in Kap. 2.2 genannt worden. Ebenfalls um eine Art von scharnierformbedingtem Übertritt handelt es sich bei den von SCHAFFNER 2001: 85, 531^[Fn.65], 577 beschriebenen Übergängen zwischen den Akzent-/Ablautklassen im Indogermanischen. Übereinstimmungen dürfte es nach den Ansätzen der mobilen Paradigmen bei MEIER-BRÜGGER 2010: F319 zum Beispiel bei den Paradigmen mit einem schwachen Stamm W(Ø)-S(Ø)-E(é) gegeben haben (hystero- und amphikinetisch), oder bei den Paradigmen mit einem starken Stamm mit Wurzelbetonung und Schwundstufe in Suffix und Endung (akrostatisch und proterokinetisch; auch amphikinetisch, aber dort mit *o*-stufigem Suffix). Auch der Lokativ Singular mit schwundstufiger Wurzel und Suffixbetonung dürfte bei mehreren Paradigmen übereingestimmt haben. Es lag somit eine ganze Reihe von strukturellen Gemeinsamkeiten vor, die – zumindest theoretisch – allesamt Übertritte zwischen den Klassen verursacht haben können. Aufgrund der unterschiedlichen Ansichten zu Anzahl und Beschaffenheit dieser

Akzent-/Ablautklassen sowie der öfters unsicheren Zuweisung von Nomina zu diesen Klassen sind Nachweise solcher Übertritte allerdings schwierig.

An Scharnierformen aus urgermanischer und altgermanisch-einzelsprachlicher Zeit sind in den vorangegangenen Kapiteln folgende zur Sprache gekommen:

Urgerm.	* \bar{o}_1	Nom. Akk Pl. der neutr. <i>a</i> - und Nom. Sg. der fem. \bar{o} -Stämme	Kap. 4.1 (S. 118), 4.13, 4.14
Urgerm.	* u^m , * <i>unz</i>	Akk. Sg. und Pl. der Wurzelnomina und Akk. Sg. und Pl. der <i>u</i> -Stämme	Kap. 4.2
Urgerm.	* $-(n)unz$	Akk. Pl. der <i>u</i> - und amphikinetischen <i>n</i> -Stämme	Kap. 4.8
Urgerm.	* \bar{o}_2	Nom. Sg. der mask. amphikinetischen <i>n</i> - und Dentalstämme	Kap. 4.11
Urgerm.	* <i>iz</i>	Nom. Sg. der <i>i</i> -Stämme und Nom. Akk. Sg. der neutr. <i>s</i> -Stämme ²	Kap. 4.9, 4.10
Wgerm.	* <i>i</i>	Nom. Akk. Sg. der <i>i</i> - und <i>s</i> -Stämme	Kap. 4.10
Got.	<i>-us</i>	Nom. Sg. der <i>wa</i> - und <i>u</i> -Stämme	Kap. 4.1
Awn.	<i>-ir</i>	Nom. Pl. der mask. <i>u</i> - und <i>i</i> -Stämme	Kap. 4.7 (S. 192)
Wgerm.	* \tilde{i}		
Awn.	<i>-i</i>	Nom. Dat. Akk. der neutr. <i>ja</i> -Stämme und Sg. der <i>in</i> -Stämme	Kap. 4.12
Awn.	<i>-r</i>	Nom. Sg. der fem. <i>i</i> - und Nom. Sg. der mask. <i>u</i> -Stämme	Kap. 4.16

² Nach durchgeführter Verallgemeinerung des vollstufigen Suffixes **iz*- aus den schwachen Kasus.

Wgerm.	*-u	Nom. Sg. der fem. <i>ō</i> -Stämme und Nom. Sg. der fem. <i>u</i> - Stämme	Kap. 4.6
Wgerm.	*-ō ⁿ	Nom. Sg. der neutr. und fem. <i>n</i> -Stämme	Kap. 4.5 (S. 153)
Ahd.	-o	Nom. Sg. der <i>wa</i> -Stämme und Nom. Sg. der mask. <i>n</i> -Stämme	Kap. 4.1 (S. 117)
Ahd. As.	-a	Nom. Sg. der <i>ō</i> - und <i>ōn</i> -Stämme	Kap. 3.3.1 (S. 74)
As.	-i	Nom. Sg. der neutr. <i>i</i> -Stämme und Nom. Sg. der fem. <i>īn</i> - Stämme	Kap. 4.15
Ae.	-u, -o	Nom. Sg. der <i>wa</i> -Stämme, Nom. Sg. der <i>u</i> -Stämme und Nom. Sg. der starken Feminina	Kap. 4.1

Tabelle 6: Übersicht zu den Scharnierformen.

Aus dieser Übersicht geht hervor, dass besonders häufig der Nominativ Singular als Scharnierform gewirkt hat. Dies stimmt mit Beobachtungen in anderen Sprachen überein (vgl. zum Lateinischen HOCK 1991: 217; zu u. a. romanischen Sprachen LAHIRI/DRESHER 1984, besonders S. 148 mit weiterer Literatur). Etwas weniger häufig konnten Übertritte aufgrund des Nominativ Plural und aufgrund des Akkusativ Plural festgestellt werden. Selten wurde der Dativ Plural als unterstützende Scharnierform hinzugezogen, doch stets in Verbindung mit anderen lautlichen Übereinstimmungen (z. B. bei got. *fōtus* m. 'Fuss', Kap. 4.2, und bei urgerm. **χallu/i-*, Kap. 4.7; vgl. auch das S. 146 zu den obliquen Pluralkasus Gesagte).

Obwohl ich die Ansicht von LAHIRI/DRESHER bezüglich der Bedeutung des Nominativ Singular teile, halte ich die dort S. 156 gegebene Erklärung der Flexion der *ja*-Stämme im Gotischen für ungeeignet, um diesen Punkt zu illustrieren. Dass sich ein Lautgesetz (Vokalisierung des Halbvokals *-j-*) nur auf Maskulina, nicht aber auf Neutra ausgewirkt haben soll, ist mit dem gängigen Konzept von Lautgesetzen nicht in Einklang zu bringen.

Die Bedeutung des Nominativ Singular wird auch in der Fachliteratur zur Entwicklung der germanischen Adjektive hervorgehoben. Ross 1973: 98 macht für den westgermanischen Übergang der *i*- und *u*-Adjektive in die *a/ō*-Deklination den (schrittweisen) lautlichen Abfall der Nominativ-Singular-Endungen (*-iz, *-uz m. f.; *-i, *-u n.) verantwortlich, welcher zur Folge hatte, dass sich die entsprechenden Kasusformen nicht mehr länger von denjenigen der *a/ō*-Deklination unterschieden und die alten *i*- und *u*-Adjektive so bei jenen einrangierte werden konnten.

Im Rahmen der Markiertheitstheorie wird geltend gemacht, es sei grundsätzlich zweifelhaft, ob die sogenannten markierten Kasus, d. h. andere als der Nominativ, als Ausgangspunkt für eine morphologische Umbildung in Frage kommen. So äussert etwa VAN LOON 2005: 179 Bedenken, den Übertritt von got. *fōtus* und *tunþus** (Kap. 4.2 der vorliegenden Arbeit) durch die Scharnierformen im Akkusativ Singular und Plural zu erklären. Der Autor rückt deshalb die im genannten Kapitel ebenfalls zur Sprache gekommene semantische Beeinflussung durch andere *u*-stämmige Körperteilbezeichnungen, besonders got. *handus* 'Hand', in den Vordergrund. Ebenso äusserst sich ADAMCZYK 2012a: 5^[Fn.9] skeptisch zur Annahme, dass es zur analogischen Erneuerung des Nominativ Singular nach dem Akkusativ Singular gekommen sei. Die Bedenken VAN LOONS und ADAMCZYKS werden aber durch die in Kap. 4.8 beschriebenen Übertritte von awn. *ørn* 'Adler' und *bjørn* 'Bär' von den *n*- zu den *u*-Stämmen als unberechtigt erwiesen. Diese sind m. E. nur aufgrund von Scharnierformen im Akkusativ Plural verständlich; für die Annahme einer semantischen Beeinflussung gibt es bei diesen zwei Lexemen, soweit ich sehe, keinen Anhaltspunkt. Ich schliesse daraus, dass auch der Akkusativ als Scharnierform für Flexionsklassenübertritte gewirkt hat.

Die analogische Erneuerung des Nominativs nach dem Akkusativ (oder einem anderem obliquen Kasus) ist gar nicht so selten. Ein klarer Fall ist der oben (S. 287) erwähnte Nominativ Singular ahd. *geba*, bei dem es sich formal um den Akkusativ handeln muss. Vgl. ferner das in Kap. 2.4 (S. 43) zu lat. *honor* Gesagte sowie die weiteren Beispiele bei VAN LOON 2005: 82f. und HILL 2007: 95f.

Das Wirken des Akkusativs als Scharnierform findet seine Bestätigung in aussergermanischem Material. So sind im Altindischen einige Wurzelnomina aufgrund des Akkusativ Singular auf -am zu den (idg.) *o*-Stämmen überge-

treten. Die Scharnierform entstand durch einen lautlichen Zusammenfall der Akkusativendungen **-om* (*o*-Stämme) und **-m̥* (Konsonantstämme) in *ai. -am*, s. WACKERNAGEL/DEBRUNNER 1896-1964: III,235, EGLI 1954: 20-22.

Ob auch noch weitere Flexionsformen als Scharnierformen in Frage kommen, ist schwieriger zu beantworten. LÜHR 1988: 211 und (im Anschluss) KROONEN 2011: 59f. ziehen in Betracht, dass auch lautliche Übereinstimmungen im Genitiv Plural Flexionsklassenübertritte ausgelöst haben können. Obwohl es zweifellos zutrifft, wie LÜHR S. 211f.^[Fn.1214c)] auführt, dass der Genitiv in den altgermanischen Sprachen auch als Objektskasus und als Genitivus partitivus gängig war und so insgesamt häufiger verwendet wurde als in den modernen germanischen Sprachen, halte ich das Wirken des Genitiv Plural als Scharnierform für wenig wahrscheinlich. Gegen diese Ansicht spricht nämlich, dass der Ausgang des Genitiv Plural in den Flexionssystemen der altgermanischen Einzelsprachen jeweils bei sehr vielen Paradigmen übereinstimmte. So lauten etwa im Gotischen sämtliche Genitiv-Plural-Formen entweder auf *-ē* oder *-ō* aus, im Altwestnordischen, Altenglischen und Altfriesischen alle auf *-a*, im Altsächsischen und im Althochdeutschen alle auf *-o*. In keinem Fall waren diese Endungen also näher mit einer bestimmten Deklinationsklasse assoziiert. Hätten diese Formen als Scharnierformen gewirkt, wären fast beliebige Übergänge zwischen den Substantivklassen möglich gewesen – im Gotischen etwa hätte man unter den Maskulina und Neutra mit Genitiv Plural auf *-ē* einerseits und unter den Feminina mit Genitiv Plural auf *-ō* andererseits Vermischungen erwartet; in den nord- und westgermanischen Sprachen aufgrund der Einheitsendung für den Genitiv Plural sogar unter (beinahe) sämtlichen Deklinationsklassen. Der Umstand, dass davon in den genannten Sprachstufen nichts zu erkennen ist, lässt m. E. darauf schließen, dass der Genitiv Plural nicht oder kaum als Scharnierform gewirkt hat.

Die Feststellung, dass Nominativ und Akkusativ für Flexionsklassenübertritte wichtiger sind als die übrigen Kasus, deckt sich wiederum mit Beobachtungen im aussergermanischen Raum. In seiner Untersuchung zur Gelenkheteroklasie im Griechischen, worunter eine flexivische Entgleisung aufgrund einer Scharnierform verstanden wird, kommt EGLI 1954: 22 zum Schluss:

“Für ihr [gemeint ist die Gelenkheteroklasie, LT] Zustandekommen ist immerhin nicht so sehr die Zahl der Übergangskasus wichtig als vielmehr ihre Bedeutung im Kasussystem. Nomina-

tiv und Akkustiv als dessen eigentliche Pfeiler sind in der Regel entscheidend, besonders wenn sie wie beim Neutr. Pl. [...] noch formal identisch sind. [...] Genetiv und Dativ sind praktisch von geringem Einfluß, sei es hindernd oder fördernd.”

EGLI kennt daneben eine kleine Zahl an Fällen, wo Genetiv oder Dativ als Scharnierformen (mit-)gewirkt haben, doch sind sie offenbar auf die Herauslösung aus festen Formeln der dichterischen Sprache beschränkt (S. 124). In einem Fall macht EGLI ferner den Vokativ verantwortlich, und zwar bei att. ἀδελφός ‘Bruder’ (S. 98ff.); ein Übertritt aufgrund des frequenten Gebrauchs des Vokativs ist bei einer Bezeichnung für eine Person aus dem engeren Familienkreis nicht unplausibel.

Vor diesem Hintergrund erscheint der bei MOTTAUSCH 2011: 14f. und anderen vermutete Übertritt des Wortes für ‘Ernte’, got. *asans* f. ‘Ernte’ usw., von den *n-* zu den *ni-* Stämmen aufgrund einer Scharnierform im Dativ/Lokativ eher unwahrscheinlich. Vgl. auch die in der selben Arbeit vermuteten Übertritte von *n-* Stämmen zur proterokinetischen Flexion aufgrund des vollstufigen Suffixes im Lokativ Singular (a. a. O., S. 41) und die “genitive split-offs” bzw. “dative split-offs” bei KROONEN 2011: 58ff. und 61f.

Eindeutig ist auch das Fazit, dass Scharnierformen nicht notwendigerweise Übertritte auslösen müssen. Im Gotischen etwa stimmen die Endungen der *a-* und *ō-* Stämme im Nominativ Plural – sicherlich eine frequente Flexionsform – genau überein (*-ōs*). Dennoch gibt es m. W. keine Indizien dafür, dass es aufgrund dieser Scharnierform zu Flexionsklassenwechseln gekommen wäre. Ebenso stimmen im Althochdeutschen die *a-* und *ō-* Stämme im Nominativ und Akkusativ Plural überein (alle Formen gehen auf *-ā* aus). Ob diese Formen als Scharnierformen für einige der zahlreichen, bei FROSCHAUER 2003 zusammengestellten Genuswechsel im Althochdeutschen verantwortlich zu machen sind, könnte erst durch eine eingehendere Untersuchung des althochdeutschen Materials geklärt werden.

Zur lautlichen Assoziation ist ferner anzumerken, dass sie sich nicht auf Übereinstimmungen in den Flexionsendungen beschränken muss, sondern dass auch Ähnlichkeiten im übrigen Wortkörper von Bedeutung sein können. In diesem Zusammenhang sei auf awn. *guðr*, *gunnr* f. ‘Kampf, Streit’ (poet.) verwiesen, das nach SCHAFFNER 2001: 459f. von den *i-* zu den *jō-* Stämmen übergetreten ist. Der *i-* Stamm, der in Personennamen und im Vorderglied

von Komposita erscheint, sei womöglich wegen des Anklangs an awn. *heiðr* f. 'Heide' zum *jō*-Stamm übergegangen (bezeugt in as. *gūthia* f., ae. *gūð* f.). Wenn die Erklärung SCHAFFNERS zutrifft, hat hier also die charakteristische, (partiell) reimende Lautgruppe -ðr, worin auch die Überreste des Stammsuffixes enthalten sind, den Ausschlag gegeben.

Auf die Bedeutung der Reimbildung als Auslöser von morphologischen Angleichungen hat bereits WESSÉN 1927 hingewiesen. Der Autor beobachtet in seiner Untersuchung zur Flexion der Feminina im Altnordischen, dass Wörter, die sich reimen, eine deutliche Neigung haben, sich auf formaler Ebene zu beeinflussen. Er vermutet Reimbildung als wesentlichen Faktor beim Entstehen von Wortreihen:

“Det kan omöjligen vara en tillfällighet, att vi inom vår deklination [= konsonantische Flexion, LT] anträffa sådana ordserier som *brík, flík, spík, tík* och *vík* eller *þró, kló, fló, ló* och *ró* eller *røng, spøng, støng* och *tøng*.” (WESSÉN 1927: 91)

Es ist zu vermuten, dass auch anderswo bei den zahlreichen Übertritten aufgrund des Nominativ Singular Reimbildung mit im Spiel war, auch wenn sich der konkrete Vorgang – wie immer bei Analogie – einem direkten Nachweis entzieht.

Auch EGLI 1954: 58 identifiziert die Reimbildung als Triebkraft beim Flexionswechsel: So beweist nach EGLI die flexivische Angleichung von gr. χοῦς m. 'Kanne, Hohlmass' an βοῦς m. f. 'Rind, Kuh', "daß bloße Reimung auf ein geläufiges Muster Flexionswechsel verursachen kann." Ein weiteres Beispiel für einen analogischen Wandel, der mit einiger Sicherheit auf Reimbildung basiert, ist die geneuerte Form ae. (angl.) *bēom* 'bin' statt *bēo* nach *eam*, *am*, s. HOGG 1980: 279.

Gelegentlich wurde die Rolle der Reimbildung allerdings auch überschätzt. So wird etwa POLZIN bei CEDERSCHÖLD 1913: 98 zu Recht dafür kritisiert, für die Erklärung von Genuswechseln im Deutschen fast ausschliesslich auf Reimbildung verwiesen zu haben.

Zum Wirken lautlicher Assoziationen dürften ferner die zahlreichen Umlauterscheinungen in den nord- und westgermanischen Sprachen ihren Beitrag geleistet haben. Da viele Stammsuffixe umlautsauslösende Vokale oder

Halbvokale enthielten, aber jeweils nicht alle Mitglieder der entsprechenden Stammklasse einen umlautfähigen Wurzelsvokal aufwiesen, konnte dies eine Zersetzung der Klasse bewirken und zu Flexionsklassenübertritten Anlass geben. SCHAFFNER 2001: 497 weist beispielsweise darauf hin, dass ein (ehemaliger) *u*-Stamm wie awn. *grunnr* m. 'Meeresboden, Grund' mit Wurzelsvokal *-u-* im Vergleich zu anderen *u*-Stämmen weit weniger vom Umlaut betroffen war, vgl. Nom. Sg. **grunþuz* > awn. *grunnr* vs. **walþuz* > awn. *vøllr* m. 'Feld, Platz, Ebene'. Dass sich das Wort synchron im Altwestnordischen wie ein *a*-Stamm verhält (Gen. *grunns*, Akk. Pl. *grunna*), awn. *vøllr* dagegen die *u*-Flexion beibehalten hat, wird man vermutlich vor dem Hintergrund dieser formalen Divergenz zu sehen haben. Auch in anderen Fällen ist ein Effekt der Umlaute auf die Integrität der nominalen Deklinationsklassen zu verzeichnen, was in Kap. 3.3 wiederholt zur Sprache gekommen ist.

Frequenz

Die oben (S. 297) ablehnend referierte Ansicht VAN LOONS, es kämen nur unmarkierte Kasus als Grundlage für morphologische Umbildungen in Frage, ist vielleicht dahingehend zu modifizieren, dass die Frequenz einzelner Wortformen im Sprachgebrauch von Bedeutung ist. Bereits WESSÉN 1927 wies darauf hin, dass es bei Beeinflussungen von Wortgruppen untereinander nicht nur auf die Klassengröße, sondern auch auf die Frequenz der einzelnen Mitglieder ankomme. Die konsonantische Flexion in der bei ihm als "dritte Deklination" bezeichneten Gruppe sei in Anbetracht der Tatsache, dass nur eine Minderheit unter ihnen auf Wurzelnomina zurückgehen, damit zu begründen, ...

"[...] att ett flertal av dem tillhöra språkets allra allmännaste och mest brukade ord. Då man vill klargöra en formgrupps historiska utveckling, gäller det framför allt att tillse, ej blott hur många ord som höra dit, utan *vilka* det är som göra det." (WESSÉN 1927: 90)

Auch RIECKE 1994: 57, der sich mit der Bedeutung des Faktors Frequenz bei Übertritten von der starken in die schwache Verbalflexion im Deutschen beschäftigt, betont, dass nicht die Klassengröße, sondern die Gebrauchsfrequenz individueller Verben massgeblich sei. So liessen sich denn eventuell aus markiertheitstheoretischer Perspektive schwer erklärbare Vorgänge wie die –

wie oben erwähnt, tatsächlich gar nicht so seltene – Verdrängung des Nominativs durch den Akkusativ durch eine erhöhte Frequenz des Akkusativs begründen. Quantitativ argumentiert auch BOUTKAN 1992: 9, nach dem der Akkusativ gerade deshalb kaum Opfer von Analogie war, weil er sehr frequent war.

Auch bei den Flexionsklassenübertritten, die aufgrund von Pluralformen zustande gekommen sind, hat die Frequenz mit Sicherheit eine Rolle gespielt. So wurde oben S. 255ff. darauf hingewiesen, dass die im Altwestnordischen aufgrund des Nominativ/Akkusativ Plural zu Feminina umgedeuteten Neutra wie awn. *val* n., Pl. *vpl* (nisl. *völ* f.) in den Quellen besonders häufig im Plural auftreten.

Einer Auseinandersetzung mit der Frage, welches Gewicht der Frequenz einzelner Flexionsformen bei Analogieschritten und bei Flexionsklassenübertritten zukommt, sind allerdings aufgrund der Datenlage Grenzen gesetzt. Statistische Aussagen lassen sich höchstens über die schriftlich auf uns gekommenen Textdenkmäler machen, doch ist der Zusammenhang mit dem mündlichen Sprachgebrauch, der für Fragen zum Sprachwandel besonders in dieser Epoche ausschliesslich massgeblich ist, kein unmittelbarer. Es wäre deshalb verfehlt, aus Häufigkeiten in den Textcorpora Schlüsse auf Häufigkeiten in der mündlichen Sprache und damit auf Wahrscheinlichkeiten bestimmter Analogien und Flexionsklassenübertritte ziehen zu wollen. Die Aussage ADAMCZYKS, die tatsächliche Gebrauchsfrequenz altenglischer Nominalformen sei wahrscheinlich “not perfectly reflected in the frequency of attestation” (2012: 20), ist eine starke Untertreibung.

Am deutlichsten gibt sich der Einfluss der Frequenz auf die Flexionsweise bei einigen Wörtern des Grundwortschatzes zu erkennen – allerdings nicht durch Übertritte, sondern durch das Ausbleiben solcher. Dass gerade die hochfrequenten ehemaligen Wurzelnomina wie *man* - *men*, *tooth* - *teeth*, *mouse* - *mice* bis ins Neuenglische der ansonsten übermächtigen Einwirkung des *s*-Plurals widerstanden haben, kann kein Zufall sein (vgl. ADAMCZYK 2012a: 20f. und allgemein zum Zusammenhang von Frequenz und Stabilität WERNER 1984).

Auf die Rolle der Frequenz wird auch im Zusammenhang mit Genuswechseln hingewiesen, s. CEDERSCHÖLD 1913: 95 zu einigen illustrativen Beispielen aus den jüngeren nordgermanischen Sprachstufen.

5.3 Morphologische Faktoren

Von den morphologischen Innovationen, die in den Kapiteln 3 und 4 besprochen wurden, waren nicht alle auf lautliche, sondern auch viele auf morphologische Ursachen zurückzuführen. Die morphologischen Faktoren können zwei Teilbereichen zugeordnet werden: Zum einen hängen sie mit der Entwicklung der substantivischen Nominaldeklinations als Gesamtsystem zusammen (systemische Faktoren), zum anderen sind Bestrebungen erkennbar, einzelne Flexionskategorien deutlicher zu markieren (flexivische Faktoren).

5.3.1 Systemische Faktoren

Wie besonders im Kapitel 3 dargelegt, ist ein dominierendes Prinzip bei den von CASARETTO 2006: 143 als “morphologische Umbildungen” bezeichneten Vorgängen die Reduktion des durch die Verschmelzung von Stammbildungssuffixen und Flexionsendungen entstandenen Wildwuchses an substantivischen Deklinationsklassen. So zeigen sich deutliche Bestrebungen, das Wortmaterial zwischen einzelnen Flexionsklassen umzulagern, wobei, wie CASARETTO (S. 133) feststellt, “wenig umfangreiche Klassen anfällig für einen analogen Anschluss an größere zu sein [scheinen]”.

Kandidaten für morphologische Umbildungen sind in erster Linie Mitglieder kleinerer, isolierter Flexionsmuster. In einem Prozess der Regularisierung werden Restklassen wie Dentalstämme, Wurzelnomina, *r*-Stämme oder morphologische Sonderfälle wie Heteroklitika abgebaut und ihre Mitglieder an größere Gruppen abgestossen (Kap. 3.3.2), allem Anschein nach mit dem Ziel, ein insgesamt ökonomischeres Flexionssystem zu erreichen. Von diesen Entwicklungen profitieren in erster Linie die vokalischen Flexionsklassen, allen voran *a*- und *ō*-Stämme, sowie die schwache Flexion. Die Thematisierungen älterer Konsonantstämme sind als “Modernisierung” (WACHTER 1997: 16) des bestehenden Lexembestands zu verstehen. Da diese rein flexivische Erneuerung nicht mit einer Erweiterung des Wortschatzes einhergeht, fällt sie nicht in den Bereich der Wortbildung, sondern ist den Flexionsklassenübertritten zuzurechnen (Kap. 3.4.1). Besonders vom Abbau betroffen sind Flexionsklassen, die ungewöhnliche Suffixalternationen zeigen. Hier sind die Heteroklitika zu nennen, die mit ihrer eigenartigen Doppelflexion so ganz und gar nicht zu den übrigen Flexionsmustern passen, sowie die Dentalstämme, bei denen es durch den Verlust des Dentals in gewissen Formen

zu Stammalternationen kommt. In diesen Zusammenhang gehören auch vereinzelte Lexeme, die auf ungewöhnliche Weise Genus und Stammsuffix kombinieren, z. B. die neutralen *i*-Stämme (Kap. 4.15). Wichtig zu bemerken ist, dass die Regularisierungsbestrebung nicht in jedem Fall zu einer Verminderung der morphologischen Komplexität führt. Zu einer echten Vereinfachung des Flexionssystems kommt es noch nicht beim Übertritt einzelner Lexeme, sondern erst, wenn eine bestehende Klasse ganz wegfällt.

Dieser Tendenz zum Trotz wurden analogische Angleichungen und Flexionsklassenübertritte auch festgestellt, wo nicht von einem Untergang der Herkunftsklasse gesprochen werden kann. So stehen etwa die Übertritte der Wörter awn. *ørn* 'Adler' und *bjørn* 'Bär' (Kap. 4.8) von den *n*- zu den *u*-Stämmen in keinem Zusammenhang mit einem Abbau der *n*-Stämme – die Klasse der *n*-Stämme wird, ganz im Gegenteil, im Germanischen sogar generell ausgebaut. Die Flexionsklassenübertritte verlaufen in diesen Fällen also entgegen der allgemeinen Tendenz. Gelegentlich lässt sich feststellen, dass sich zwei Flexionsmuster gegenseitig beeinflussen, die beide als produktiv einzustufen sind, s. z. B. ADAMCZYK 2008b: 25 zu Interferenzen zwischen den schwachen und starken Feminina im Altenglischen. Auch aus einzelnen frühen (zum Teil vorliterarischen) Abgängen bei den Wurzelnomina darf man nicht automatisch schliessen, dass die Auflösung der Klasse unmittelbar bevorsteht, denn einige davon haben sich allen Abbautendenzen zum Trotz bis in die Gegenwart gehalten (engl. *mouse* – *mice* usw., s. oben S. 302). Etwas differenzierter ist die Lage bei den *s*-Stämmen zu beurteilen. Einzelne frühe Abgänge, etwa urgerm. **wini(z)-* (Kap. 4.9), fallen in eine Zeit, in der die Gruppe noch als eigenständige Stammklasse bestanden haben muss. Nach CASARETTO 2000: 232 waren noch im Urgermanischen Neubildungen mit Suffix **-īaz-* möglich; zudem kam es im Westgermanischen zu einer sekundären Vergrößerung der Gruppe (S. 82). Zur Zeit des Übertritts von **wini(z)-* zu den *i*-Stämmen kann man also noch nicht von einer Auflösung der *s*-Stämme sprechen. Dagegen sind die späteren Übertritte zu den *i*-Stämmen im Altenglischen (Kap. 4.10) tatsächlich als Vorboten des Untergangs der *s*-Stämme als selbstständige Stammklasse zu sehen, da die Gruppe im Altenglischen zum Abbau neigte und später ganz erlosch.

Die flexivische Produktivität der *s*-Stämme im Althochdeutschen ist, ebenso wie die Ausbreitung der konsonantischen Flexion im Altwestnordischen (Kap. 4.3), ein Paradebeispiel dafür, dass punktuell durchaus auch der allge-

meinen Tendenz, kleinere Restklassen abzubauen, entgegengläufige Vorgänge vorkommen. Die Attraktivität der Flexionsweise von *s*-Stämmen im Althochdeutschen kann in Anbetracht der geringen Zahl an derartigen Erbwörtern sicherlich nicht als eine Ökonomisierung des Flexionssystems plausibel gemacht werden. Den Zuwachs verdankt die auf Grundlage der *s*-Stämme entstandene Deklination mit *ir*-Plural, abgesehen von semantischen Faktoren (s. dazu unten), wohl vielmehr einem anderen morphologischen Bedürfnis, nämlich der expliziten und eindeutigen Markierung des Plurals, s. dazu im Folgenden.

5.3.2 Flexivische Faktoren

Da Flexionklassenübertritte als Resultat mehrerer Morphemübertragungen angesehen werden können (S. 24), empfiehlt es sich, für die Erklärung des Übertritts die Motivation der einzelnen Morphemübertragung in den Vordergrund zu rücken. Als Kandidaten für eine Morphemübertragung kommen besonders solche Endungen in Frage, die sich durch eine funktionale Stärke auszeichnen, also durch ihre Form und Funktion besonders gut geeignet sind, um eine bestimmte morphosyntaktische Information zu vermitteln. Dies trifft zum Beispiel bei der Endung *-as* im Nominativ Akkusativ Plural der altenglischen Nominalflexion zu, s. dazu ADAMCZYK 2008a: 117; ferner HOGG 1980: 282. Das Prinzip, das hier angesprochen ist, lautet in der von HOCK stammenden, auf KURYŁOWICZs erstem "Gesetz" der Analogie basierenden Fassung wie folgt:

"forms which are more 'clearly' or 'overtly' marked tend to be preferred in analogical change" (HOCK 1991: 212)

Es ist in diesem Zusammenhang von grosser Bedeutung, dass die Fähigkeiten einzelner Wortausgänge, über Numerus und Kasus Auskunft zu geben, in den germanischen Einzelsprachen aufgrund der lautlichen Abbau- und Reduktionstendenzen am Wortende (s. Kap. 3.1) häufig empfindlich eingeschränkt worden waren. Es ergab sich daraus bei vielen Flexionsformen ein Mangel an expliziter Numerus- und Kasusmarkierung, den man durch analogische Übertragungen wettzumachen suchte. Man hielt also, vereinfacht gesagt, nach "geeigneteren" Flexionsendungen Ausschau und machte sie sich für seine Zwecke nutzbar. In diesem Sinn sind einige der flexivischen Neuerungen in altgermanischer Zeit als ein Auffüllen morphologischer Lücken zu verstehen. Der

Ausbreitung des Flexionsmusters mit *ir*-Plural im Althochdeutschen liegt beispielsweise die Umfunktionalisierung des ehemaligen Stammsuffixes *-ir*- zum Pluralmarker zugrunde. Der Mangel an geeigneten Pluralmarkern, dem unter anderem auch die spätere Umlautgrammatikalisierung geschuldet sein dürfte, hat diese Entwicklung begünstigt.

Am besten ersichtlich ist das Auffüllen von Lücken im Flexionssystem bei den Konsonantstämmen. Mit Blick auf das Althochdeutsche spricht BAES-ECKE 1918: 161 sogar davon, dass bei den Konsonantstämmen "Flexionslosigkeit" entstanden sei. Das ist zwar etwas überspitzt formuliert, trifft aber insofern zu, als es etwa beim *r*-Stamm ahd. *muoter*, beim Wurzelnomen *naht* oder beim *in*-Stamm *hōhī* abgesehen von den Endungen im Genitiv und Dativ Plural keine differenzierenden Flexionsmerkmale mehr gab. Als erstes muss dieser Zustand bei den Wurzelnomina eingetreten sein, da diese aufgrund der fehlenden Stammsuffixe den Reduktionstendenzen am stärksten ausgesetzt waren (s. oben S. 58). Bei ihnen lässt sich denn auch besonders häufig die analogische Übernahme geeigneter Endungen aus anderen Stammklassen beobachten, die in ihrer kumulativen Wirkung in Übertritten v. a. zu den *a*-, *i*- und *ō*-Stämmen resultierten (S. 79ff.).

Die nach Hocks Prinzip zu beurteilenden Morphemübertragungen sind im Rahmen der hier interessierenden Sprachen den Untergruppen Numerusdifferenzierung und Kasusdifferenzierung zuzuschlagen. Drittens ist an dieser Stelle die Genusdifferenzierung zu nennen, obwohl das Genus beim Substantiv streng genommen keine flexivische, sondern eine lexikalische Kategorie ist und die Stärkung des Genuskontrastes deshalb nur unter Vorbehalt den morphologischen Faktoren zugerechnet werden kann.

Numerusdifferenzierung

Die Numerusdifferenzierung tritt besonders deutlich bei der Verbreitung des angesprochenen *ir*-Plurals im Althochdeutschen zu Tage. Die starken (vokalischen) Neutra mussten im Althochdeutschen nämlich alle ohne explizite Markierung des Nominativ/Akkusativ Plural auskommen – ein Mangel, der in der weiteren Entwicklung des Deutschen fast bei allen Neutra auf die eine oder andere Weise "behoben" wurde: Vgl. ahd. Nom. Akk. Sg. Pl. *wort*, *jār*, *swert*, *nezzi*, *betti* usw., nhd. *Wort* – *Wörter*, *Jahr* – *Jahre*, *Schwert* – *Schwerter*, *Netz* – *Netze*, *Bett* – *Betten* usw. (aber noch Sg. Pl. *Feuer*, *Beben* u. a.). Der Mangel an expliziten Pluralmarkern war unter anderem auf den Verlust

von *-z im absoluten Auslaut zurückzuführen, der bei den starken Maskulina und Feminina im Nominativ/Akkusativ Plural nur einen einzelnen Vokal übrig liess. Ganz parallel zum -ir der s-Stämme wurde auch das ehemalige Stammsuffix der n-Stämme zum Pluralmarker umfunktioniert (nhd. *Bett*, Pl. *Betten*; *Zunge*, Pl. *Zungen*; vgl. auch me. *housen* 'Häuser'), und bekanntlich hat auch der Umlaut zu diesem Zweck grammatische Funktion übernommen.

Auf ähnliche Weise werden auch gewisse Flexionsendungen des Altenglischen, die sich auf analogischem Weg ausgebreitet haben, ihre Produktivität einer besseren Eignung zur Markierung des Plurals zu verdanken haben, allen voran die Endung -as der starken Maskulina. Bei den langsilbigen Neutra (ae. Sg. Pl. *word*) wurde die morphologische Lücke dagegen offenbar toleriert, bis dann in der späteren Entwicklung des Englischen der s-Plural seinen umfassenden Siegeszug antrat, von dem auch die alten Neutra nicht verschont blieben (engl. *words*).

Kasusdifferenzierung

Kasusdifferenzierungen sind nach dem oben (S. 111) Gesagten weniger oft zu erwarten. Doch lassen sich in altgermanischer Zeit zumindest im Singular solche Bestrebungen erkennen, etwa die häufigen Übernahmen der a-stämmigen Singularkasus durch Maskulina und Neutra anderer, besonders konsonantischer Stammklassen (vgl. etwa zu den Wurzelnomina oben S. 79ff.). Die Übernahme des Umlautvokals im Genitiv Singular der altenglischen femininen r-Stämme vom Dativ, die zu einem stärkeren Kontrast zwischen Nominativ/Akkusativ einerseits und Genitiv/Dativ andererseits führte, blieb eine kurze und unbedeutende Episode in der Entwicklung des Spätwestsächsischen, s. Ae. Gr. §285_[A2]. Ansonsten verläuft die Entwicklung generell in die andere Richtung, nämlich hin zum Kasusabbau. So sind etwa in den Substantivparadigmen der westgermanischen Einzelsprachen Nominativ und Akkusativ nur noch in den wenigsten Fällen formal unterscheidbar.

Genusdifferenzierung

Von den Tendenzen zur Genusdifferenzierung zeugen besonders die Entwicklungen bei denjenigen Stammklassen, die von Haus aus sowohl Maskulina als auch Feminina beinhalteten, wie etwa bei den i- und u-Stämmen, die schon in den ältesten Quellen eine divergierende Entwicklung von maskulinen und

femininen Mitgliedern erkennen lassen. Auch bei der Auflösung von konsonantischen Flexionsklassen, etwa den *r*-Stämmen, die von Alters her ebenfalls sowohl Maskulina als auch Feminina enthielten, sind die Genusdifferenzierungen überaus deutlich zu beobachten, wobei sich in diesem Fall die Maskulina den *a*-, die Feminina dagegen den *ō*-Stämmen anschlossen (S. 84ff.). Offenbar verspürten die Sprecher das Bedürfnis, die Flexionsklassen stärker an ein bestimmtes Genus zu knüpfen (dazu allgemein Kap. 3.5).

Nach SCHWINK 2004 hängt dies mit der späten Entwicklung des Femininums als grammatischem Genus zusammen (vgl. oben S. 40). Die Umstrukturierungen in der altgermanischen Nominaldeklinations sieht der Autor im Wesentlichen als einen Versuch des Systems, mit dem Eindringen des spät entstandenen Femininums zurechtzukommen:

“The key to the instability in the system is the innovation of a feminine gender and its spread throughout most of the ‘animate’ stem classes; and this may be a major cause of the system’s breakdown.” (SCHWINK 2004: 58)

Tatsächlich sind einzelsprachliche Bestrebungen erkennbar, das feminine Genus stärker zu markieren. Dies ist etwa bei der Pluralflexion der Feminina im Altwestnordischen ersichtlich. Wie BJØRVAND 1972 gezeigt hat, dürften eine Reihe von morphologischen Umbildungen – die zumindest im Plural auch als Flexionsklassenübertritte gesehen werden können – aufgrund des Bedürfnisses zustande gekommen sein, das feminine Genus stärker zu markieren, indem man in Bezug auf das Genus mehrdeutige Endungen durch eindeutig feminine ersetzte. Bei Analogieschritten werden also Endungen bevorzugt, die hinsichtlich des grammatischen Geschlechts besonders aussagekräftig sind. Hierherzurechnen ist etwa die zunehmende Verknüpfung der Endung awn. *-r* im Nominativ Singular mit dem maskulinen Genus (dazu oben S. 135). Ein klares Beispiel dafür ist der Genuswechsel von awn. *sigr* m. ‘Sieg’ < **seg-ī_az*-n. Er ist mit Sicherheit darauf zurückzuführen, dass das Stammsuffix **-ī_az*- lautgesetzlich mit der als maskulin empfundenen Endung awn. *-r* im Nominativ Singular der starken Substantive zusammengefallen war und so mit diesem identifiziert werden konnte, was den Boden für den Übergang zum Maskulinum bereitete (vgl. RÜBEKEIL 2001: 243).

Vielleicht hat auch im Nominativ Singular der gotischen *n*-Stämme die Genusdifferenzierung zwischen Maskulinum und Femininum eine Rolle ge-

spielt. Wenn es zutrifft, dass das Maskulinum den Endungsvokal analogisch vom Akkusativ Singular bezogen hat (S. 234), dürfte dabei die Differenzierung gegenüber der bei den Feminina lautgesetzlich erhaltenen Nominativen-
endung mitgewirkt haben. Ebendieses Argument wird auch von KURYŁOWICZ 1968: 87,89 zur Erklärung des Unterschieds zwischen den schwachen Adjektiven (got. Nom. Sg. m. *blinda* vs. f. *blindō**) angeführt, die nach ihm auch für die Flexion der substantivischen *n*-Stämme massgeblich waren. Dabei sieht KURYŁOWICZ allerdings gerade umgekehrt die Endung des Femininums als geneuert an.

Abschliessend ist zu sagen, dass die deutliche Markierung flexivischer Informationen kein allgemeingültiges Prinzip darstellt, sondern auch nur bis zu einem gewissen Grad als Erklärungsmodell taugt. So hat sich etwa im Süden des mittellenglischen Sprachgebiets die Pluralendung *-an*, *-en* der *n*-Stämme in beträchtlichem Ausmass verbreitet, mitunter auf Kosten von me. *-es* (ae. *-as*), welches sich später allein durchgesetzt hat: Man vergleiche me. *honden* 'Hände', *schoon* 'Schuhe' gegenüber engl. *hands*, *shoes* (s. Me. Gr. §42^[5.], HANSEN/NIELSEN 2007: 46f.). Die Ausweitung ist eingetreten, obwohl diese Flexionsendung, wie HOCK 1991: 173 ausführt, keineswegs eindeutig über Numerus und Kasus Auskunft gegeben hat. Die Endung ae. *-an* (> me. *-(e)n*) galt bei den altenglischen *n*-Stämmen in allen obliquen Kasus des Singulars und im Nominativ und Akkusativ Plural der Maskulina und Feminina, sowie im Genitiv/Dativ Singular und Nominativ/Akkusativ der Neutra – also in mehr als der Hälfte aller Paradigmenzellen.

Auch die im modernen Englischen dominierende Pluralendung *-(e)s* ist in dieser Hinsicht eigentlich nicht ideal, da sie mit der alleine erhaltenen Kasusendung *'s* (possessiver Genitiv), homonym ist (Pl. *plants*, Gen. *plant's*, beides [pla:nts]). Dass im Englischen also die einzigen beiden Endungen, die von der reichen urgermanischen Kasus- und Numerusflexion übrig geblieben sind, lautlich nicht auseinander gehalten werden können, macht deutlich, dass die Bestrebung, flexivische Information am Wortkörper deutlich zu markieren, in der jüngeren Entwicklung des Englischen kaum mehr eine Rolle gespielt hat.

Auch die Realisierung als [-s], [-z] bzw. [-ɪz] in Abhängigkeit vom lautlichen Kontext stimmt bei beiden Flexionsendungen, Genitiv- und Pluralendung, überein, s. HANSEN/NIELSEN 2007: 46,56.

Der Fall von engl. *-(e)s* ist besonders instruktiv, wenn man ihn mit der Entwicklung der Flexionsmarker *-(e)n* und *-(e)s* im Deutschen vergleicht. Im Deutschen ist nämlich auf Grundlage von *-(e)n* und *-(e)s*, die beide sowohl den Genitiv Singular (Gen. *Affen*, Pl. *Zungen*) als auch den Plural (Gen. *Vaters*, Pl. *Autos*) markieren können, eine Tendenz zu beobachten, *-n* als Genitiv-Marker zunehmend zu vermeiden (vgl. *des Herzens*), während *-s* als Pluralmarker auf eine verhältnismässig kleine Gruppe beschränkt bleibt (im Wesentlichen auf Vollvokal auslautende Kurz- und Fremdwörter), s. KÜRSCHNER/NÜBLING 2011: 366, WEGENER 2002: 282. Im Deutschen ist also – im Gegensatz zum Englischen – noch eine Bestrebung erkennbar, die Flexionsendungen grammatisch eindeutiger zu machen.

5.4 Semantische Faktoren

Die Rolle semantischer Faktoren bei Flexionsänderungen wurde in der Forschung längst erkannt. So formulierte etwa bereits KAHLE 1887: 10 treffend:

“Wir sehen hier ein moment, welches wir später noch öfter als von grosser wichtigkeit auf die formenbildung erkennen werden, nämlich den einfluss, den die bedeutung einer reihe wörter auf die flexion eines ihnen sonst fernstehenden aber sinnverwandten wortes ausübt.”

Ähnlich drückte sich NECKEL 1926: 311 aus:

“Dass bedeutungsverwante wörter in formen- oder stammbildung übereinstimmen, ist eine häufige und leicht verständliche erscheinung.”

Die stärkste Wirkung haben semantische Faktoren nach Ausweis des hier behandelten Materials in denjenigen Fällen entfaltet, in denen die Anziehung von Wortfeldern, d. h. ganzen Gruppen semantisch und morphologisch zusammengehöriger Substantive ausging (Wortfeldanalogie). Die ausdrucksseitige Einpassung eines Wortes in ein bestehendes Wortfeld, in der Art, wie sie bereits von BLOOMFIELD 1891 beschrieben wurde, ist in dieser Studie bei folgenden Wortfeldern beobachtet worden:

- Wortfeld der *u*-stämmigen Körperteilbezeichnungen im Gotischen um got. *handus* ‘Hand’ und *kinnus** ‘Wange’ (Kap. 4.2)
- Wortfeld der konsonantisch flektierenden Körperteilbezeichnungen im Altnordischen um awn. *ṭōnn* ‘Zahn’, *fótr* ‘Fuss’ usw. (Kap. 4.3)
- Wortfeld der *n*-stämmigen neutralen Körperteilbezeichnungen (v. a. innere Organe und Organe der sinnlichen Wahrnehmung) um got. *augō* ‘Auge’ und *ausō* ‘Ohr’, besonders im Altwestnordischen (Kap. 4.5)
- Wortfeld der nach Muster der *s*-Stämme flektierenden Bezeichnungen für Tierjungen wie ahd. *kalb*, Pl. *kelbir* (Kap. 3.3.2, S. 82)

Eine weitere Gruppe von Wörtern, die im Germanischen sowohl semantisch als auch morphologisch nahe zusammengehören, stellen die *r*-stämmigen Verwandtschaftsbezeichnungen dar (S. 84). Womöglich verdankt das Wort für ‘Schwester’ seine Flexion nach den *r*-Stämmen teilweise einer Wortfeldanalogie, s. CASARETTO 2006: 542; dazu kam als zweiter wesentlicher Faktor die Entwicklung eines dentalen Übergangslauts in der Lautfolge **-sr-* > **-str-*, vgl. lat. *soror* f. ‘Schwester’, s. KRAHE/MEID 1967-9: I,111, die dem Wort im Germanischen erst den Anschein gab, wie die anderen Verwandtschaftsbezeichnungen mit Suffix **-ter-* gebildet zu sein. Auch die eng zusammengehörige Gruppe der Zahlwörter (HOCK 1991: 197) und der Farbadjektive (BLOOMFIELD 1891: 25; mit vielen weiteren Beispielen) können hier genannt werden.

Ein solches Wortfeld bildet zumeist eine Teilmenge innerhalb einer grösseren Flexionsklasse. Zwar gibt es auch Klassen wie die *r*-Stämme, wo sämtliche Mitglieder der Deklinationsklasse auch die entsprechenden semantischen Merkmale aufweisen, doch häufiger trifft es zu, dass nur eine gewisse Anzahl der Mitglieder einer Flexionsklasse einem solchen Wortfeld angehören, vgl. etwa die *u*-stämmigen Körperteilbezeichnungen im Gotischen, die neben zahlreichen Nicht-Körperteilbezeichnungen unter den *u*-Stämmen vorkommen. WESSÉN 1927: 90f. macht bei den Wurzelnomina im Nordgermanischen aufgrund semantischer Bezüge sogar mehrere “smärre betydelsegrupper” aus, nämlich Haustier- und Vogelbezeichnungen, Baumnamen sowie eine Gruppe von Kleintieren (awn. *lús* f. ‘Laus’, *mús* f. ‘Maus’ u. a.). Solche Bedeutungsgruppen, etwa die Haustierbezeichnungen, können durchaus eine analogische Anziehungskraft auf andere Wörter ausüben, obwohl ihre semantischen Merkmale nicht von allen Mitglieder der Wurzelnomina geteilt werden.

Flexionswechsel aufgrund von semantischen Assoziationen müssen aber nicht zwingend innerhalb eines Wortfeldes stattfinden. Es können auch kleinräumigere, punktuelle Verbindungen wirksam werden, die nur wenige oder sogar nur zwei Lexeme betreffen. Auch bei folgenden in Kap. 4 besprochenen (Nicht-)Übertritten wurden Assoziationen auf der Bedeutungsebene geltend gemacht:

- Nicht-Übertritt des Verbalabstraktums *saggws** ‘Gesang’ zu den (überwiegend konkreten) *u*-Stämmen (Kap. 4.1, S. 123)
- Übertritt von urgerm. **nefō₂(d)* ‘Neffe’ zu den *n*-Stämmen wegen anderen Personenbezeichnungen und Verwandtschaftsnamen mit *n*-Flexion (Kap. 4.11)
- Angleichung der femininen *in*-Stämme an die neutralen *ja*-Stämme im Altwestnordischen aufgrund des semantischen Merkmals der Abstraktheit (Kap. 4.12)
- Vermischungen zwischen *ti*- und *tu*-Bildungen, die beide zur Bildung von Verbalabstrakta in Gebrauch waren (Kap. 4.16)

Auch Wörter in Paarformeln können sich gegenseitig beeinflussen, etwa bei Antonymen. Bereits 1891 stellte M. BLOOMFIELD fest: “It has been known for a long time that words of opposite value exert an attractive influence upon one another [...]”, und lieferte auch gleich die Begründung dazu: “opposites attract each other because they belong semasiologically to the same class” (1891: 15f.).

Ein deutliches Beispiel aus altgermanischer Zeit ist die adverbiale Wendung *nahtam jah dagam* ‘bei Tag und Nacht’ in der Wulfila-Bibel (Lk. 2,37, Mk. 5,5 u. a.). Beim Wurzelnomen für ‘Nacht’ wäre nach Grammatik eigentlich eine Form auf *-im*, d. h. **nahtim jah dagam* zu erwarten. Da alle vier Belege des Dativ Plural in der Verbindung *dagam jah nahtam* bzw. *nahtam jah dagam* auftreten, nimmt man an, die Endung von *dagam* sei analogisch auf den Stamm *naht-* übertragen worden, s. KRAUSE 1968 §147^[1], GRIEPENTROG 1995: 477, VAN LOON 2005: 179. Offenbar hat die enge inhaltliche Assoziation (Antonyme) und die häufige paarweise Verwendung im idiomatisierten Ausdruck *nahtam jah dagam* ‘bei Tag und Nacht’ eine Flexionsangleichung (Morphemübertragung der *a*-stämmigen Endung *-am* auf das Wurzelnomen) zur Folge gehabt. Gerade bei diesem Wortpaar lässt sich die Beeinflussung auch in anderen Sprachen deutlich zeigen. Im Altenglischen erscheint die Wendung *dæg*

and nihtes mit analogischer Übertragung der Endung *-es* im Genitiv Singular vom *a*-Stamm auf das (ehemalige) Wurzelnomen, s. ADAMCZYK 2012a: 14, 2013: 30 (vgl. noch nhd. Gen. (*der*) *Nacht*, aber Adv. *nachts*). Zudem scheint mir auch der endungslose Dativ *dag* in ahd. *sō in naht - sō in dag* (Lorscher Beichte, Z. 33) hierherzugehören, s. BAESECKE 1918: 141, denn ein endungsloser Lokativ vom Typ (*zi*) *būs*, (*fon*) *thorf* kommt aufgrund der kurzen Silbe von *dag* nicht in Betracht.

Auch beim in Kap. 4.2 besprochenen Übertritt von got. *fōtus* zu den *u*-Stämmen kann man sich leicht vorstellen, dass idiomatisierte Paarformeln in der Art von *handuns jah fōtuns* (so belegt in Jh. 11,44) mitverantwortlich gewesen sind. Erwähnenswert ist dabei auch, dass in solchen Paarformeln jeweils ein Reim hergestellt wird, was in idiomatisierten Wendungen bekanntlich häufig ist, vgl. z. B. nhd. *alles, was da kreucht und fleucht, Stein und Bein schwören* usw. (vgl. zur Reimbildung oben S. 300).

5.5 Silbenstrukturelle und prosodische Faktoren

Hinweise darauf, dass Silbenstruktur und Prosodie in den älteren germanischen Sprachen bei Flexionsklassenübertritten eine Rolle gespielt haben, fanden sich im hier behandelten Material eher selten. Dies hängt wohl, was die Silbenstruktur betrifft, mit der verhältnismässig einheitlichen Struktur der Substantive im Urgermanischen zusammen. Unterschieden werden können die Substantive nach Silbenzahl (ein-, zwei- oder mehrsilbig) und nach Quantität der Wurzelsilbe (lang vs. kurz). Die Zweisilbigen stellen dabei bei Weitem die grösste Gruppe dar; die Einsilbigen sind wenige Wurzelnomina oder einsilbige Konsonantstämme, der Bestand an Dreisilbigen war "im A[ltgermanischen] überhaupt beschränkt" (MOTTAUSCH 2011: 112). Was die Prosodie betrifft, machte die urgermanische Fixierung des Wortakzentes auf der ersten Silbe alle älteren Betonungsunterschiede radikal zunichte, sodass prosodische Merkmale für die Flexion erst dann wieder relevant werden konnten, als in einzelsprachlicher Zeit die strikte Erstsilbenbetonung aufgelockert wurde.

Als Einzelfall, bei dem m. E. die Silbenstruktur für das Flexionsverhalten ausschlaggebend war, lässt sich got. *þius** 'Haussklave, Diener' anführen (S. 119). Das Wort ist nicht, wie man nach dem Vorbild von got. *skadus* er-

wartet hätte, zu den *u*-Stämmen übergetreten. Der ausgebliebene Übertritt des *wa*-Stamms ist wohl, in Kombination mit semantischen Faktoren, der mit den bezeugten *u*-Stämmen kontrastierenden einsilbigen Wortstruktur geschuldet.

Die Silbenlänge hat zudem in mehreren Sprachen einen Einfluss auf die Synkope/Apokope des Themavokals gehabt. Da der Verlust des Themavokals (Klassenmarker) Übertritte begünstigte, blieb dies nicht ohne Auswirkungen auf die Flexionsklassenzugehörigkeit. So zeigten sich etwa bei den *i*- und *u*-Stämmen im Altenglischen Übertritte der Maskulina zu den *a*-Stämmen und der Feminina zu den *ō*-Stämmen besonders häufig bei Langsilblern (S. 68, vgl. auch KÜRSCHNER 2008: 77 zu den *i*-Stämmen und LAHIRI/DRESHER 1984: 142f. zu den *u*-Stämmen).

Auch bei der Aufteilung von Flexionsklassen in einen lang- und einen kurzsilbigen Typ, wie man sie etwa bei den germanischen *ja*-Stämmen beobachtet, spielt die Silbenstruktur, im konkreten Fall die Quantität der Wurzelsilbe, eine zentrale Rolle. Da es sich in diesen Fällen aber um die Aufspaltung einer Flexionsklasse in zwei neue handelt, zählen sie nach der hier verwendeten Terminologie nicht zu den Flexionsklassenübertritten.

ADAMCZYK 2011b: 86 stellt ferner fest, dass die zweisilbigen *nd*-Stämme im Altenglischen früher in die *a*-Stämme übergegangen sind als die einsilbigen, sodass die zweisilbigen in synchroner Sicht eigentlich als *a*-Stämme einzustufen sind. Eine überzeugende Erklärung für dieses von der Silbenzahl abhängige Verhalten wurde meines Wissens bisher nicht beigebracht.

5.6 Die Rolle von Flexionsklassenprofilen

Wenn es auch nicht möglich ist, exakte Kriterien dafür anzugeben, wann es zu einem Flexionsklassenübertritt kommt und wann nicht, lassen sich doch immerhin Aussagen machen darüber, welches denn geeignete Voraussetzungen für einen Übertritt sind. Wiederholt ist in dieser Studie vermutet worden, dass eine Kombination von lautlichen, morphologischen, semantischen und eventuell noch weiteren Faktoren zusammen zum Flexionswechsel geführt hat. Dass sich Wortassoziationen gleichzeitig auf unterschiedlichen Sprachebenen abspielen können, beschrieb bereits PAUL 1920: 106 im Kapitel "Analogie" seines Grundlagenwerkes zu den Prinzipien der Sprachgeschichte:

“[Es] attrahieren sich die einzelnen Wörter in der Seele, und es entstehen dadurch eine Menge grösserer oder kleinerer Gruppen. Die gegenseitige Attraktion beruht immer auf einer partiellen Übereinstimmung des Lautes oder der Bedeutung oder des Lautes und der Bedeutung zugleich.”

Das Zusammenwirken verschiedener Faktoren betont auch EGLI. In Anlehnung an einen Gedanken BRUGMANNs schreibt er, dass “für manche Heteroklasie ein ganzer Komplex von Motiven verantwortlich zu machen” sei (1954: 123).

Bei den in Kap. 4 ausgetretenen Fallstudien wurde in folgenden Fällen ein Zusammenwirken lautlicher und semantischer Gründe vermutet:

- Übertritte von got. *fōtus* ‘Fuss’ und *tunþus** ‘Zahn’ zu den *u*-Stämmen (Kap. 4.2)
- Übertritt von urgerm. **nefō₂(d)* ‘Neffe’ von den Dental- zu den *n*-Stämmen (Kap. 4.11)
- Angleichung der femininen *in*-Stämme an die neutralen *ja*-Stämme im Altwestnordischen (Kap. 4.12)
- Übertritt zwischen Nominativ Plural Neutrum und Nominativ Singular Femininum aufgrund der lautlichen Scharnierform *-ō₁ und der semantischen Nähe zwischen neutralem Plural und kollektivem Singular (Kap. 4.1, S. 118, Kap. 4.13, 4.14)
- Übertritte zwischen *ti*- und *tu*-Abstrakta (Kap. 4.16)

Lautliche und silbenstrukturelle Gründe wurden angeführt bei:

- Nicht-Übertritt von got. *þius** ‘Haussklave, Diener’ zu den *u*-Stämmen (Kap. 4.1, S. 119)

Lautliche und systemische Gründe:

- Abbau der neutralen *i*-Stämme und Einreihung bei lautlich nahestehenden Gruppen wie *in*- oder *ja*-Stämmen (Kap. 4.15)

Dagegen sind auch einige Fälle mit monokausaler Erklärung vorgekommen. Rein lautliche Gründe wurden geltend gemacht bei:

- Übertritte alter Dualformen zu den *ō*- oder *u*-Stämmen (Kap. 4.4, 4.6)
- Übertritte von *orn* ‘Adler’ und *bjorn* ‘Bär’ von den *n*- zu den *u*-Stämmen im Altnordischen (Kap. 4.8)
- Übertritt von den neutralen *s*- zu den *i*-Stämmen (Kap. 4.9, 4.10)
- Übertritt von urgerm. **mē₁nō₂(d)* ‘Monat’ von den Dental- zu den *n*-Stämmen (Kap. 4.11.1, S. 241)

Auch bei Genuswechseln kommen Fälle mit rein formalen Auslösern vor, s. CEDERSCHIÖLD 1913: 106.

Diese Beispiele zeigen, dass Scharnierformen alleine ausreichen, um einen Flexionsklassenübertritt zu bewirken. Die Ansicht WACHERS (1997: 16_[Fn.40]), wonach bei got. *fōtus* und *tunþus** die Scharnierformen mit den *u*-Stämmen “wohl noch keine hinreichende Motivation” gewesen seien, um einen Übertritt zu den *u*-Stämmen auszulösen, scheint daher übertrieben skeptisch.

Rein semantische Gründe wurden genannt bei:

- Übernahme der konsonantischen Pluralflexion bei awn. *hond* ‘Hand’, *kinn* ‘Wange’ u. a.
- Übertritte einiger Körperteilbezeichnungen zu den schwachen Neutra (Kap. 4.5)
- Anschluss des ehemaligen *ū*-Stamms got. *swaiþrō* f. ‘Schwiegermutter’ an die femininen *n*-Stämme (Kap. 3.3.2, S. 91)

Zur Beschreibung der flexivischen und ausserflexivischen Eigenschaften von Substantivgruppen hat sich das Konzept der Flexionsklassenprofile (Kap. 2.4) als nützlich erwiesen. Aufgrund der in Kap. 3 und 4 besprochenen Klassenübertritte sind für die altgermanischen Flexionsklassen folgende Profilmerkmale zu nennen:

Ausdrucksseite	Inhaltsseite
<ul style="list-style-type: none"> • Satz flexivischer Regeln (Endungssatz, Stammmutationen) • Klassenmerkmal (< Stammauslaut) • Silbenstruktur (ein-, zwei-, mehrsilbig; Quantität der Wurzelsilbe) • Akzentuierung (baryton, oxyton)³ • grammatisches Geschlecht (Kongruenzverhalten) 	<ul style="list-style-type: none"> • semantischer Bereich (abstrakt, konkret, agentiv) • spezifische semantische Merkmale (\pmbelebt, \pmtierisch usw.) • natürliches Geschlecht • semantischer Bezug zur Ableitungsbasis

Ihre historische Erklärung finden diese Merkmale, wie S. 45 angesprochen, zumeist im Umstand, dass die germanischen Stammklassen auf Grundlage von Wortbildungssuffixen entstanden sind. Sowohl die Ausdrucks- wie auch die Inhaltsseite weisen deshalb noch Eigenheiten auf, die mit den ursprünglichen Wortbildungsprozessen zusammenhängen. Im Verlauf der Sprachgeschichte können Flexionsklassen aber natürlich solche Merkmale aufgeben oder mit neuen verknüpft werden, die nicht mit dem Wortbildungsmuster in einem Zusammenhang stehen (Konditionierung).

Wie erwähnt (S. 35), muss nur das Kriterium der Flexionsregeln von sämtlichen Mitgliedern der Flexionsklasse erfüllt sein; das Profil beschreibt einen Idealtyp, von dem die einzelnen Mitglieder, was die übrigen Kriterien betrifft, in einem oder mehreren Punkten abweichen können. Nicht alle Lexeme passen gleich gut zu ihrem Flexionsklassenprofil. Ferner hat sich gezeigt, dass Flexionsklassen mehr oder weniger stark profiliert sein können. Ein Blick in die einzelsprachlichen Grammatiken fördert in dieser Hinsicht ein gemischtes Resultat zu Tage. Von den altgermanischen Klassen haben zum Beispiel die Abstrakta auf germ. **-īn-*, Typ ahd. *bōhī* 'Höhe' usw. ein klares Profil. Sie sind durchgängig Feminina, haben fast immer abstrakte Bedeutung und zeigen in der Regel einen klaren Bezug zu einer adjektivischen Basis. Auch hier gibt es aber einige Mitglieder, die einen Teil dieser Kriterien nicht erfüllen, z. B. got. *marei* 'Meer', *aiþei* 'Mutter' und einige mehr, die konkrete Bedeutung haben und nicht in einem (erkennbaren) Zusammenhang mit einem Adjektiv stehen. Eine noch stärker profilierte Klasse stellen die bereits

³ Nur relevant in der Zeit vor und nach (aber nicht während) dem strikten Erstsilbenakzent.

mehrfach erwähnten *r*-Stämme dar, deren Mitglieder sowohl formal (stabiles Klassenmerkmal) als auch inhaltlich (Verwandschaftsbezeichnungen) eine homogene Gruppe bilden (S. 43, 84). Wenn auch diese Wörter in späterer Zeit ebenfalls zum Übergang in eine der vokalischen Deklinationen neigten, so zeigt sich doch im Vergleich zu anderen konsonantischen Klassen (z. B. Dentalstämme) eine deutlich grössere Stabilität, die u. a. mit Verweis auf das schärfere Flexionsklassenprofil begründet werden kann.

Besonders unscharfe Profile haben etwa die grossen “Sammelklassen” der *a*- und *i*-Stämme, die beide Wörter verschiedener Genera beinhalten und semantisch Abstrakta, Konkreta sowie gelegentlich auch Personenbezeichnungen (z. B. got. *wraks* m. ‘Verfolger’; zu *i*-stämmigen Personenbezeichnungen s. S. 207) umfassen. Eine genauere semantische Spezialisierung ist bei diesen Gruppen nicht vorhanden. Bei den Feminina sind besonders die *ō*- und *i*-Stämme sowie die *ō*- und *ōn*-Stämme zu nennen, die mit vergleichsweise flachen, unspezifischen Profilen ausgestattet sind.

Bildlich lässt sich die “Schärfe” der Flexionsklassenprofile durch ein Pyramidenschema veranschaulichen. Die Pyramide stellt die Flexionsklasse dar, je höher ein Lexem in der Pyramide steht, desto prototypischer (vgl. zum Terminus KÖPCKE 2000) ist es. In Abb. 6 zeigt Klasse A ein ausgeprägtes Profil, Klasse B ein flaches.

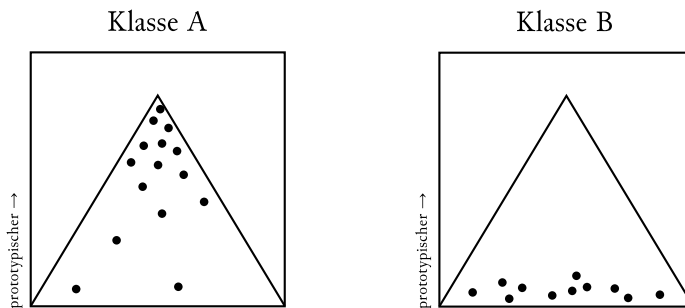


Abbildung 6: Klassenprofile.

Aus dem S. 46 Gesagten geht hervor, dass Tochterklassen, die durch Paradigmenspaltungen entstehen, das Flexionsklassenprofil ihrer Mutterklasse erben. Bei Paradigmenzusammenfällen, etwa aufgrund des Verlusts distinkter

Flexionsendungen, kommt es dagegen zur Vermischung zweier Profile, was in der Regel einer Abflachung des Profils gleichkommt.

Ausgehend von diesen Überlegungen zu Flexionsklassenprofilen ergeben sich für Flexionswechsel grundsätzlich folgende drei Szenarien. Flexionsklassenwechsel passieren...

- (1) ...zwischen Klassen mit *ähnlichen* Profilen.
- (2) ...zwischen Klassen mit *flachen* Profilen.

Der entscheidende Punkt bei den Szenarien (1) und (2) ist, dass es beide Male nicht zu einer Unstimmigkeit zwischen Lexem und Flexionsklassenprofil kommt. Da beide Klassen über ähnliche Profilverkmale verfügen (im Fall von 1), oder überhaupt nur wenige solche Merkmale aufweisen (im Fall von 2), spielt es für die Sprecher im synchronen System keine Rolle, nach welchem der beiden Muster ein Wort flektiert wird. Somit können Wörter zwischen beiden Klassen verschoben werden, ohne dass der Flexionswechsel als störend empfunden würde. Über das Szenario (2) mit Wechsel zwischen Klassen mit flachen Profilen orientiert die schematische Darstellung in Abb. 7.

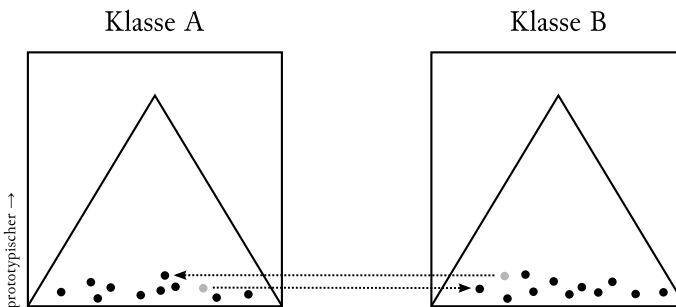


Abbildung 7: Übertritt zwischen Klassen mit flachem Profil.

In diesen Bereich gehören etwa die in Kap. 4.16 beschriebenen Vermischungen der *ti*- und *tu*-Abstrakta, die im genannten Kapitel der Ähnlichkeit ihrer Flexionsklassenprofile zugeschrieben wurde. Auch die Kontakte zwischen Bildungen mit **-ni-* und **-nō-* (vgl. dazu besonders SYRETT 1994) sowie die Annäherungen zwischen *a*- und *i*-Stämmen (Maskulina) oder der *ō*- und *ōn*-Stämme (Feminina) sind hier zu nennen. Mit CEDERSCHÖLD 1913:

58 kann man in solchen Situationen von einer Konkurrenz zwischen Wortbildungstypen sprechen.

Am Rande sei bemerkt, dass SCHAFFNER 2001: 139 (und öfters in der gleichen Arbeit) einen sogenannten "Suffixwechsel" beobachtet, im konkreten Fall eine Fluktuation zwischen urgerm. **-uga-* und **-uȝa-* (vgl. awn. *hōgrgr* m. 'Steinhaufen, Steinaltar' vs. ahd. alem. *haruch* 'nemus, Hain'). Deren Erklärung sei nach SCHAFFNER in der "funktionale[n] Äquivalenz" dieser Suffixe zu suchen. Auch hier ist die Überlegung also diese, dass die Varianten von den Sprechern als gleichwertig eingestuft werden und so im System ohne weitere Komplikationen ausgetauscht (verwechselt?) werden können.

Das dritte Szenario liegt dort vor, wo es aufgrund von historischen Entwicklungen zu einer Unstimmigkeit zwischen Lexem und Flexionsklasse gekommen ist. Da nicht immer alle Mitglieder einer Flexionsklasse gut zu ihrem Flexionsklassenprofil passen, kann es dazu kommen, dass untypische Wörter von einer Klasse abgestossen, typische dagegen angezogen werden (s. dazu besonders das S. 37 im Anschluss an KÖPCKE 2000 zu den schwachen Maskulina im Deutschen Gesagte). Im hier besprochenen Material war das Abstoßen von Lexemen am deutlichsten bei den neutralen *n*-Stämmen zu sehen, bei denen im Westgermanischen eine semantische Eingrenzung auf Körperteilbezeichnungen stattfand (S. 161). Ursprüngliche Mitglieder der Klasse, die anderen semantischen Bereichen angehörten, verliessen diese nach und nach, meistens durch Genuswechsel zu den schwachen Maskulina. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung von awn. *tōnn* 'Zahn', hinter dem der Akkusativ **tānþu^m* einer ehemaligen Partizipialbildung steht (Kap. 4.3). Dass sich dieses Wort nicht gleich wie andere Partizipialbildungen (z. B. *gefandi* 'Geber') verhielt, hing wohl nicht zuletzt mit der Assimilation des Dentals zusammen, die das typische Klassenmerkmal, nämlich die Sequenz von Nasal und Dental, zum Verschwinden brachte, s. CEDERSCHIÖLD 1913: 90. Daraufhin war der Bezug zu den übrigen Partizipialbildungen nicht mehr gegeben und das Wort wurde ab diesem Zeitpunkt stattdessen mit anderen konsonantisch flektierenden Körperteilbezeichnungen zu einer Gruppe zusammengefasst. Für das Anziehen von Lexemen sei noch einmal auf das Wort für 'Schwester' (S. 311) verwiesen, dass sich im Urgermanischen aufgrund von formalen und inhaltlichen Übereinstimmungen den *r*-Stämmen angeschlossen hat. Im Gegensatz dazu haben sich diejenigen *-r/n-* Hete-

roklitika, bei denen sich der *r*-Stamm durchgesetzt hat, nicht etwa den *r*-Stämmen angeschlossen, sondern sind zur thematischen Flexion übergegangen (S. 90). Eine Einreihung bei den *r*-Stämmen wurde wohl deshalb vermieden, weil sie – besonders in semantischer Hinsicht, aber auch in Bezug auf das Stammsuffix – eher schlecht zum Profil der übrigen *r*-Stämme gepasst hätten. Den Vorgang der Anziehung illustrieren auch etwa die altwestnordischen Körperteilbezeichnungen, die sekundär zu den *n*-stämmigen Neutra übergegangen sind (Kap. 4.5). Flexionsklassenwechsel passieren also auch...

- (3) ...zwischen Klassen mit *stark unterschiedlichen* Profilen, wenn es zu einer besseren Harmonisierung von Lexemen und Flexionsklassenprofilen beiträgt.

Ein Übertritt nach (3) passiert – im Gegensatz zu (1) und (2) – mit einer bestimmten Absicht, nämlich um eine Schärfung von Flexionsklassenprofilen zu erreichen. Dies veranschaulicht die schematische Darstellung in Abb. 8.

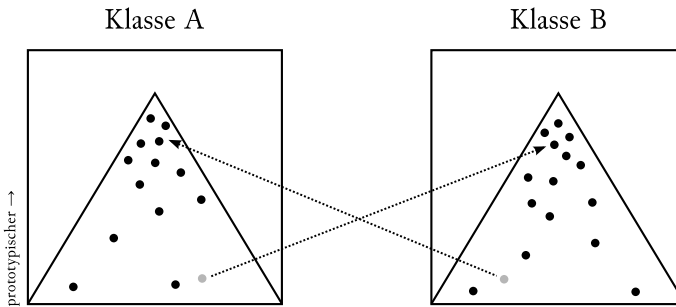


Abbildung 8: Übertritt zwischen Klassen mit starkem Profil.

Wiederum gilt, dass es sich hierbei nur um allgemeine Tendenzen handelt, zu denen es punktuell durchaus auch gegenläufige Entwicklungen gibt. So zeigt etwa der Übertritt von got. *marei* zu den *in*-Stämme (Kap. 4.15) – sofern die historische Datenlage dort richtig erklärt ist –, wie sich ein Lexem einer Flexionsklasse anschliesst, zu deren Profil es eher schlecht passt. Got. *ma-rei* ist nämlich keines der typischen Adjektivabstrakta, die diese Klasse sonst mehrheitlich ausmachen.

5.7 Ablauf und Systematik der Übertritte

Eingangs (S. 26) ist eine Untersuchung von ENGER zur Sprache gekommen, in welcher der Autor feststellte, dass Flexionsklassenübertritte im Norwegischen bei Substantiven – im Gegensatz zu Verben – in der Form eines direkten und vollständigen Übergangs zur neuen Klasse ablaufen, ohne dass es Teilangleichungen/Mischflexionen gäbe (ENER 2010: 13). Das hier behandelte Material ergibt ein differenzierteres Bild. Zwar gibt es Fälle, in denen keine Schwankungen oder Mischparadigmen festgestellt werden können, was auf einen Übertritt in nur einem Schritt hindeutet. Dies trifft etwa bei got. *skadus* zu, das im Bibelgotischen als regulärer *u*-Stamm erscheint und keine Spuren der alten *wa*-Flexion mehr zeigt (Kap. 4.1). Allerdings mahnt die besondere Überlieferungssituation zur Vorsicht: Aufgrund der fragmentarischen Bezeugung des Gotischen könnten abweichende Flexionsformen auch nur zufällig fehlen. Ob es in einer früheren Phase Schwankungen zwischen *wa*- und *u*-Flexion gegeben hat, lässt sich aufgrund fehlender Daten nicht mehr feststellen. Auch bei ahd. *nefo* (Kap. 4.11) und ahd. *wini* (Kap. 4.9) samt ihren Verwandten liegen keine Spuren der älteren Flexionsweise mehr vor.

In anderen Fällen ist hingegen gut beobachtbar, wie die Angleichung an ein neues Paradigma schrittweise vollzogen wird. Diesen Punkt illustrieren sehr viele der in Kap. 3 besprochenen morphologischen Innovationen. Als Beispiel seien die maskulinen *i*-Stämme genannt. Das Gotische zeigt bei dieser Gruppe einen frühen Zustand, bei dem sich die *i*-Stämme im Singular bereits den *a*-Stämmen angeglichen haben, im Plural aber von diesen geschieden bleiben. Zu Vermischungen in der Pluralbildung kommt es erst vereinzelt (s. oben S. 69). In den späteren nord- und westgermanischen Sprachen ist der Übergang vom *i*- zum *a*- bzw. vom *a*- zum *i*-Stamm dagegen sehr häufig auch im Plural vollzogen (S. 67). In ähnlicher Weise zeigen viele Konsonantstämme eine allmähliche Angleichung an die Vokalstämme. So haben beispielsweise die femininen *r*-Stämme ahd. *muoter* und *tohter*, die sich gegen Ende der althochdeutschen Periode den *ō*-Stämmen angleichen, die geneuerten Formen nur im Plural (Pl. *tohtera*). Der Singular, der bei den entsprechenden Maskulina schon im Althochdeutschen häufig nach den *a*-Stämmen geht, bleibt bei den Feminina vom Einfluss der *ō*-Stämme verschont. Bei ahd. *naht* f. ‘Nacht’, um ein einzelnes Beispiel herauszugreifen, finden sich im Althochdeutschen neben den konsonantischen Singularformen auch “spurweise”

(Ahd. Gr. §241_[A1]) Formen nach der *i*-Deklination, während die Pluralflexion noch rein konsonantisch erfolgt. In diesen Zusammenhang gehören auch Mischflexionen wie die von got. *haims**, Pl. *haimōs*, mit der aus jüngerer Zeit etwa die gemischt nach der starken und schwachen Deklination gehenden Wörter wie nhd. *Auge* (Gen. *Auges*, Pl. *Augen*) zu vergleichen sind. All dies lässt auf einen schrittweisen Übertrittsprozess schliessen. Man beobachtet, dass nicht ein ganzer Satz von Flexionsendungen übertragen wird, sondern zunächst nur eine einzelne flexivische Regel; später folgen eventuell weitere, und wenn sich die Entwicklung fortsetzt, kann dies im Endeffekt einen vollständigen Übertritt bedeuten. Der Flexionsklassenübertritt erweist sich also in diesen Beispielen als gradueller Prozess.

Wie die Fallstudie zum Wort ‘Adler’ (Kap. 4.8) gezeigt hat, existieren die alte und die neue Stammbildung teilweise auch noch nebeneinander. Im Altwestnordischen kommt der *u*-Stamm *prn* ‘Adler’ synchron neben dem älteren *n*-Stamm *ari* vor, und in ähnlicher Weise bezeugt das Althochdeutsche den *i*-Stamm *arn* (Pl. *erni*) und den *n*-Stamm *aro* nebeneinander. Bei einigen ehemaligen Heteroklitika (S. 90f.) sind beide Stammbildungen als verselbstständigte Lexeme erhalten (got. *sauil* und *sunnō*; awn. *fúrr* und *funi*), ebenso bei got. *mēnōþs* ‘Monat’ und got. *mēna* ‘Mond’, hier allerdings mit semantischer Divergenz. In anderen Fällen (z. B. ahd. *nefo*, *wini*) ist ein synchrones Nebeneinander nicht nachweisbar, doch schliesst die fehlende Bezeugung natürlich nicht aus, dass es auch dort zu Phasen der Koexistenz gekommen ist.

Die Unterschiede in Bezug auf den Ablauf der Übertritte stehen wohl, wo sie nicht bloss durch die Überlieferung bedingt sind, mit den unterschiedlichen Motivationen für den Klassenwechsel in einem Zusammenhang. Bei den scharnierformbedingten Übertritten, die als morphologische Reanalysen zu verstehen sind, ist an und für sich ein augenblicklicher Klassenwechsel zu erwarten. Sobald die Sprecher eine mehrdeutige Flexionsform als dem “falschen” Paradigma zugehörig auffassen, werden sie das Wort vollständig nach dem neuen Muster flektieren. Dies war auch jeweils die Erklärung für die Übertritte von got. *skadus*, ahd. *nefo* und ahd. *wini*, die oben als Beispiele für einen Übertritt ohne Zwischenstufe genannt wurden. Bei den graduellen Übertritten scheinen dagegen andere Faktoren im Vordergrund zu stehen: Hier waren vielmehr die systemischen (Tilgung isolierter und unbequemer Flexionserscheinungen) und die flexivischen Faktoren (Bevorzugung aussagekräftiger Endungen) massgeblich, die naturgemäss eher stufenweise vor sich

gingen.

Noch in einem zweiten Sinn ist der Übertrittsprozess als graduell einzustufen, nämlich weil er lexemspezifisch verläuft. Auch wo die Übertritte einer allgemeinen Tendenz folgen, etwa beim Transfer der alten Wurzelnomina zu den *a*- oder *ō*-Stämmen, geht aus dem behandelten Material deutlich hervor, dass die flexivischen Neuerungen nicht für alle Lexeme zur gleichen Zeit stattfinden. Dies zeigt sich besonders deutlich bei der Entwicklung der Wurzelnomina in der Vorgeschichte und Geschichte des Englischen: Die Überführung in eine vokalische Klasse ist bei einigen hierhergehörigen Lexemen bereits in vorliterarischer Zeit vollzogen, diese zeigen im Altenglischen keine konsonantische Flexion mehr und sind synchron nicht mehr als Wurzelnomina erkennbar (z. B. ae. *mearc* f. 'Grenze', ae. *ealh* m. 'Tempel'). Andere schwanken zur Zeit der frühesten Überlieferung, wobei zum Teil lexemspezifische Unterschiede auszumachen sind (z. B. ae. *āc* f. 'Eiche', ae. *burg*, *burb* f. 'Stadt, Burg'). Wiederum andere haben sich bis ins moderne Englische erhalten, vgl. engl. *mouse* - *mice*, *goose* - *geese* usw. (S. 302). Sehr deutlich herausgearbeitet ist die zeitliche Staffelung in den korpusbasierten, statistisch ausgewerteten Untersuchungen ADAMCZYKS zur altenglischen Nominalflexion. Die Analyse von innovativen vs. archaischen Flexionsformen bei den altenglischen *r*-Stämmen ergab zum Beispiel, dass von dieser kleinen und homogenen Gruppe das Wort *fæder* 'Vater' früher als die anderen Mitglieder zur innovativen Flexion nach einer vokalischen Deklination (*a*-Stämme) überging, s. ADAMCZYK 2009: 411, 425f. Auch die Thematisierungen (Kap. 3.4.1), die hier tendenziell mit Flexionsklassenübertritten in Verbindung gebracht wurden, erstrecken sich über einen langen Zeitraum.

Auffällig ist im Zusammenhang mit dem lexemspezifischen Ablauf von Flexionsklassenübertritten die Tatsache, dass die *s*-Stämme im Gotischen den Eindruck erwecken, geschlossen zu den neutralen *a*-Stämmen übergetreten zu sein. Die umstrittene Form des Genitiv Singular (dazu oben S. 217) einmal ausgeklammert, folgen die *s*-Stämme vollständig der *a*-Deklination. Da unter den gotischen *s*-Stämmen auch jüngere Neubildungen vorkommen (s. CASARETTO 2000: 232f.), genügt es nicht, darauf zu verweisen, dass die Übertritte weit in der Vergangenheit zurückliegen könnten. Dennoch handelt es sich hierbei sehr wahrscheinlich nicht um ein Gegenbeispiel zur Beobachtung, dass Flexionsklassenübertritte lexemspezifisch ablaufen. Die Sachlage ist wohl mit CASARETTO 2000: 233 so zu erklären, dass die jüngeren Neu-

bildungen im Gotischen bereits mit einem komplexen, thematisierten Suffix **-iza-* abgeleitet wurden. Somit spricht nichts dagegen, anzunehmen, dass die "echten" Übertritte von den *s-* zu den *a*-Stämmen, inklusive möglicher Zwischenstadien, bereits in einer frühen vorliterarischen Phase abgeschlossen waren.

Als lexemspezifisch sind die Übertritte auch noch unter folgendem Gesichtspunkt zu werten: Sie unterscheiden sich nicht nur in Bezug auf den Übertrittszeitpunkt, sondern auch in Bezug auf die Übertrittsrichtung. Die Flexionsklassenübertritte verlaufen zwar häufig, aber keineswegs immer in Richtung der gleichen Zielklasse. So treten zum Beispiel viele ältere *u*-Stämme im Althochdeutschen zu den *a*- oder *i*-Stämmen über, ohne dass im Einzelnen erkennbar wäre, wieso die eine oder andere Zielklasse bevorzugt wird. In ähnlicher Weise schliessen sich bei den germanischen Wurzelnomina die Feminina teils den *i*-, teils den *ō*-Stämmen an; von den Maskulina gehen einige zu den *u*-, andere zu den *i*- oder *a*-Stämmen über. Auch die Auflösung der ehemaligen neutralen *i*-Stämme verläuft nicht einheitlich: Sie werden zu maskulinen *i*-Stämmen oder zu neutralen *ja*-Stämmen, in einem Fall resultiert gar ein femininer *īn*-Stamm (Kap. 4.15). Ähnlich wie die neutralen *i*-Stämme entwickeln sich auch die (ehemaligen) Heteroklitika nicht nach einem einheitlichen Muster weiter (S. 90f.). Abgesehen von Fällen, in denen das grammatische Geschlecht die Zuteilung zur Zielklasse gesteuert hat, wofür in Kap. 3 verschiedene Beispiele vorgekommen sind, ist meist nicht erkennbar, was jeweils den Weg zur einen oder anderen Klasse gewiesen hat. Das uneinheitliche Verhalten deutet darauf hin, dass zwar die Voraussetzungen, die den Boden für den Übertritt bereiten, systematisch bedingt sein können, dass aber die konkrete Übertrittsbewegung erst durch lexemspezifische Faktoren (lautliche oder inhaltliche Assoziationen mit anderen Substantiven) ausgelöst wird. Da solche Assoziationen mit der Gestalt, der Bedeutung und der Gebrauchsweise des einzelnen Lexems zusammenhängen, folgen sie auch nicht strikte einer bestimmten Systematik.

6 Schluss

Ausgangslage für diese Studie war die Beobachtung, dass etymologisch allem Anschein nach identische Substantive in den altgermanischen Einzelsprachen häufig unterschiedlichen Stammklassen angehören. Die sich daraus ergebenden Fragestellungen, bei denen das Konzept des Flexionsklassenübertritts im Zentrum stand, gehören einem Schnittbereich zwischen Flexion und Wortbildung an. Zur Zielsetzung der Studie gehörte das Zusammentragen relevanter Fälle von Flexionsklassenübertritten aus der altgermanischen Periode sowie deren Auswertung im Hinblick auf die treibenden Kräfte, die hinter den Flexionswechseln stehen.

In einer knappen theoretischen Grundlegung kamen einige zentrale Punkte zum Thema des morphologischen Wandels zur Sprache (Kap. 2). Es wurde ein prozessbasiertes Morphologie-Modell zugrundegelegt, dass mit flexivischen Regeln operiert. Flexionsklassen wurden als Gruppen von Wörtern definiert, deren Wortformen anhand des gleichen Satzes flexivischer Regeln ableitbar sind. Um eine zu starre Beschränkung zu vermeiden, lässt die verwendete Definition eine gewisse Variation innerhalb einer Klasse zu, sofern diese aufgrund von produktiven phonologischen Regeln vorhersagbar ist. Beispielhaft auf das Bibelgotische angewendet, ergab sich so ein Inventar von 20 distinkten Flexionsklassen (Kap. 2.1).

Das Material wurde in zwei Teilen präsentiert: Zum einen eine allgemeine Übersicht über die substantivischen Stammklassen der altgermanischen Einzelsprachen und die wichtigsten Umstrukturierungstendenzen, denen sie unterlagen (Kap. 3), zum anderen in Form von insgesamt 16 Fallstudien zu einzelnen Lexemen bzw. Lexemgruppen, die im Sprachvergleich Unterschiede in der Stammbildung zeigen und somit im Verdacht stehen, Flexionsklassenübertritte mitgemacht zu haben (Kap. 4). In den Fallstudien wurden unter anderem Übergänge von den *wa*- zu den *u*-Stämmen, von den Konsonant-

zu den *u*-Stämmen, von den *n*- zu den *u*-Stämmen sowie von den *s*- und *u*- zu den *i*- und *a*-Stämmen besprochen. Mehrfach wurden Übertritte zwischen Neutrum Plural der *a*-Stämme und Femininum Singular der *ō*-Stämme beschrieben, bei denen es schon seit grundsprachlicher Zeit eine formale Übereinstimmung gegeben haben muss. Es kamen zudem einige Wortfelder zur Sprache, darunter die Körperteilbezeichnungen mit sekundär konsonantischer Flexion im Altnordischen. Eine zweite Gruppe, die Bezeichnungen für innere Organe und Sinnesorgane enthielt und nach dem Muster der schwachen Neutra flektierte, wurde im Altwestnordischen ausgebaut, im Westgermanischen dagegen reduziert. Nicht in allen Fällen hat sich die Annahme bestätigt, dass morphologische Umbildungen vorliegen, da auch andere Szenarien zur Erklärung der Stammbildungsunterschiede in Frage kommen: Unabhängige suffixale Ableitungen, unabhängige Substantivierungen von Adjektiven oder Fortsetzungen archaischer Oppositionen wie Singular - Dual oder Singular - Kollektivum. Um die Kontinuante einer ehemaligen Dualform auf **-ō₁*, dürfte es sich beispielsweise bei ae. *nosu*, *nasu* f. 'Nase' handeln; auch bei einigen schwachen Neutra, die Körperteile bezeichnen und etymologisch auf Wurzelnomina zurückgehen, wurde eine solche Herkunft erwogen. Auf ehemaligen Kollektivbildungen basieren wohl das *ō*-stämmige Teilparadigma von got. *haimōs* 'Dörfer; Land' sowie got. *gabruka** f. 'Brocken'. Der Unterscheidung von Flexionsklassenübertritten und unabhängigen Ableitungen (Kap. 5.1) kam in den Fallstudien eine Schlüsselrolle zu; sie bleibt – besonders aufgrund der spärlichen Bezeugung vieler Lexeme – eine Schwierigkeit, für deren Handhabung ein noch umfassenderer Kriterienkatalog als der hier genannte (Kap. 2.3, S. 288) wünschenswert wäre. Als Grenzfall zu bewerten sind die Suffixerweiterungen, die im Germanischen besonders in der Form von *n*-Erweiterungen und Thematisierungen auftreten. Da bei den Suffixerweiterungen typische Merkmale von Wortbildungsmustern zu fehlen scheinen, wobei in erster Linie das Fehlen eines funktionalen Gegensatzes ins Gewicht fällt, wurden sie hier tendenziell den Flexionsklassenübertritten zugerechnet.

Als dominierendes Prinzip beim Transfer von Substantiven zwischen Flexionsklassen hat sich die Assoziation einzelner Wörter oder Wortgruppen miteinander erwiesen. Dies bestätigt die Resultate früherer Studien, nach denen es dann zu flexivischen Angleichungen kommt, wenn Wörter in einem oder mehreren Punkten Gemeinsamkeiten aufweisen, die sie im Sprecherbewusst-

sein als zusammengehörig erscheinen lassen. Aus dem behandelten Material ist klar hervorgegangen, dass sich diese Gemeinsamkeiten auf unterschiedlichen Ebenen der Sprache befinden können. Sehr viele Übertritte sind durch lautliche Faktoren, d. h. durch gemeinsame Flexionsendungen (Scharnierformen) zu erklären, die besonders im Nominativ Singular wirksam gewesen sind (Kap. 5.2). Der Akkusativ scheint ebenfalls als Scharnierform gewirkt zu haben, andere Kasus dagegen kaum. Sicherlich hat die Frequenz einzelner Flexionsformen eine Rolle gespielt, doch lässt die Überlieferungssituation nur sehr beschränkte Aussagen über die quantitativen Verhältnisse zu. An zweiter Stelle sind die semantischen Merkmale zu nennen, z. B. \pm belebt oder \pm abstrakt (Kap. 5.4). Auch spezifische Merkmale wie die Zugehörigkeit zu einem engeren Wortfeld wie Körperteile oder Tiernamen können eine Rolle spielen. Hinweise auf Assoziationen aufgrund von Silbenstruktur oder Betonung kamen im Untersuchungszeitraum höchst selten vor (Kap. 5.5). Oft gibt es Grund zur Annahme, dass bei einem Flexionsklassenübertritt mehrere Faktoren zusammengewirkt haben, besonders lautliche und semantische. Daneben gibt es aber auch Übertritte, die monokausal zu erklären sind.

Von solchen Übertritten, die auf formalen oder inhaltlichen Assoziationen zwischen Wörtern beruhen, sind diejenigen abzugrenzen, die systemisch motiviert sind (Kap. 5.3.1). Hierzu zählen diejenigen Fälle, in denen kleinere Restklassen abgebaut und schliesslich eliminiert werden, was einer Reduktion der morphologischen Komplexität und somit einem Prozess der Regularisierung oder "Modernisierung" des Flexionssystems gleichkommt. Davon waren besonders kleinere Restklassen wie Wurzelnomina, Dentalstämme, Heteroklitika usw. betroffen. Auch etwa die Auflösung der neutralen *i*-Stämme, die seit jeher eine marginale Gruppe gewesen sein müssen, ist hier zu nennen. Von den Abgängen bei den Restklassen profitiert haben vor allem die vokalischen Deklinationen, besonders die "Default"-Klassen der *a*- und *ō*-Stämme, sowie die *n*-Deklination. Jedoch kamen auch Beispiele für Übertritte vor, die der allgemeinen Tendenz entgegenliefen, z. B. in Richtung von den *n*- zu den *u*-Stämmen. In anderen Fällen erkennt man als Absicht der Sprecher eine deutlichere Markierung flexivischer Kategorien, was im Kontext der altgermanischen Sprachen in erster Linie eine Numerusdifferenzierung, weitaus seltener eine Kasusdifferenzierung bedeutet (Kap. 5.3.2). Klar erkennbar ist zudem die Tendenz, Flexionsklassen stärker an ein Genus zu koppeln.

Bei der Untersuchung von Klassenwechseln hat sich das Konzept der Flexi-

onsklassenprofile als nützlich erwiesen, worunter die Summe der flexivischen und ausserflexivischen Eigenschaften verstanden wird, mit denen Flexionsklassen verknüpft sind (Kap. 2.4, 5.6). Dazu gehören neben semantischen Eigenschaften auch etwa das Vorliegen eines ausdrucksseitigen Klassenmerkmals, die Silbenstruktur oder das grammatische Geschlecht. Flexionsklassenübertritte sind nach den hier gemachten Beobachtungen besonders häufig zwischen Klassen mit ähnlichen Profilen und zwischen Klassen mit flachen Profilen. In diesen Fällen kommt es im Zuge des Übertritts nicht zu einer Unstimmigkeit zwischen Lexem und Klassenprofil, weshalb der Flexionswechsel von den Sprechern nicht als störend empfunden wird. Übertritte treten aber auch zwischen Klassen mit stark unterschiedlichen Profilen auf, indem mit dem Flexionsklassenprofil weniger gut übereinstimmende Lexeme an die jeweils andere Klasse abgestossen bzw. von dieser angezogen werden, wofür aus den altgermanischen Sprachen verschiedene Beispiele angeführt werden konnten. Mit derartigen Übertritten bezweckte man offenbar eine bessere Harmonisierung von Flexionsklassenprofilen und Lexembestand. Ferner scheint es einen Zusammenhang zwischen der Schärfe des Profils und der Stabilität der Klasse zu geben, worauf u. a. die Entwicklungen bei den *r*-Stämmen hindeuten.

Was den Ablauf von Flexionsklassenübertritten betrifft, ergeben die besprochenen Flexionsklassenübertritte ein uneinheitliches Bild. In einer grossen Anzahl der Fälle verlaufen die Übertritte graduell, wobei es in einer Übergangsphase zu Schwankungen oder Mischparadigmen kommt (Kap. 5.7). Einige Fälle, in denen dies nicht der Fall ist, mögen durch den Zeitpunkt der Übertritte in einer frühen, noch vorliterarischen Periode oder durch die Überlieferungssituation bedingt sein. Daneben gibt es aber auch Hinweise, dass der Ablauf von den Faktoren abhängt, die den Übertritt auslösen: Bei scharnierformbedingten Reanalysen ist oft ein Übertritt ohne Mischparadigmen oder Ähnlichem zu beobachten, bei systemisch oder flexivisch bedingten Übertritten handelte es sich dagegen tendenziell um einen graduellen Prozess mit Zwischenstufen. Die Übertritte sind als lexemspezifisch zu betrachten, und zwar in dem Sinn, dass sie sowohl in Bezug auf den Zeitpunkt als auch die Übertrittsrichtung uneinheitlich ablaufen.

6.1 A Summary in English

This study started from the observation that among the nouns attested in the Old Germanic languages, there are many which appear to be etymological cognates but do not belong to the same stem class. This suggests a shift from one declension class to another and raises a number of questions which involve both matters of inflection and of word formation. The goals of this study included a compilation of relevant cases of declension shifts from the earliest Germanic languages and an examination of their causes.

A short theoretical discussion of some fundamentals of morphological change was given in chapter 2. The discussion was based on a process-oriented model of morphology. Inflectional classes were defined as groups of words which share a common set of inflectional rules. The definition employed in this study allows some variation within a class if that variation is predictable from productive phonological rules. This definition was then applied to the language of the Gothic Bible, yielding 20 distinct inflectional classes (chapter 2.1).

The material was discussed in two parts: The first part contained a general overview of the substantival declension classes of the Old Germanic languages and their main tendencies of restructuring in the period of investigation (chapter 3). The second part consisted of 16 case studies on individual lexemes or lexeme groups which belong to different stem classes and are therefore likely to attest declension shifts (chapter 4). The case studies covered declension shifts from *wa-* to *u-*stems, from consonant stems to *u-*stems, from *n-* to *u-*stems and from *s-* and *u-* to *a-* and *i-*stems, among others. There were also several examples of shifts between the *a*-stem neuter plural and the *ō*-stem feminine singular, where there must have been a formal overlap since Proto-Indo-European times. In addition, the study covered some semantic fields. One of them was the semantic field of body part nouns which follow the consonantal inflection in Old Norse. Another semantic field of body part names was identified among the neuter *n*-stems. The latter group was found to have been expanded in Old West Norse, but reduced in the West Germanic dialects. The initial assumption that we are dealing with declension shifts was not confirmed in all case studies, however. There are also other scenarios: independent suffix derivations, independent substantivisation of adjectives, or remnants of older oppositions like singular – dual

or singular - collective. Old English *nosu*, *nasu* f. 'nose' is likely to be an example of a word that goes back to a former dual formation in $*-\bar{o}_1$. The same origin was also suggested for some neuter body parts which correspond to root nouns in other Indo-European languages. A number of words were identified as former collective formations, e.g. the plural forms of Gothic *haimōs* 'villages; country' and Gothic *gabruka** f. 'crumb'. The distinction between derivations and declension shifts (chapter 5.1) turned out to be a key issue; it remains problematic, not least because of the fact that many lexemes are poorly attested. To distinguish one from the other, a set of criteria was established (chapter 2.3, p. 288), but a more comprehensive one would be desirable. The instances of suffix extensions are especially hard to classify. In the Old Germanic languages, most suffix extensions are either thematisations or *n*-extensions. Since the suffix extensions appear to be missing some typical features of derivational processes, most notably the lack of any functional opposition, they were judged as being generally closer to declension shifts than to derivational processes.

The majority of declension shifts observed in this investigation were found to be triggered by the association of words or word groups with each other. This confirms the results of previous studies, which have shown that inflectional assimilations happen when words share one or more features with each other, prompting the speakers to connect them in their minds. The material treated in this study has shown clearly that such features may be located on different levels of the language. The most common of such shared features are phonological similarities, especially shared inflectional endings (pivots). Pivots were shown to be most effective in the nominative singular (chapter 5.2). They appear to have operated also in the accusative, but much less in other cases. It is certain that the frequency of individual forms is of some significance, but due to the fragmentary attestation of the languages in question, our ability to draw any conclusions from this remains limited. Other significant features are similarities in meaning, e.g. \pm animate, \pm abstract, or more specific ones like \pm body part or \pm animal (chapter 5.4). Similarities in syllable structure or accentuation do not appear to have been of much significance in the time period under investigation (chapter 5.5). Frequently, there are reasons to believe that not only one factor, but a combination of different factors triggered a shift of declension. There are, however, also examples of declension shifts with a single cause.

Inflectional innovations triggered by formal or semantic associations are to be distinguished from those triggered by systemic reasons, i.e. reasons that have to do with the restructuring of the system of noun inflection as a whole (chapter 5.3.1). The most prominent example of this is the tendency of minor classes to disintegrate and eventually disappear. This amounts to a process of regularisation or “modernisation” of the inflectional system. The tendency affected especially the minor inflectional classes like root nouns, dental stems, heteroclitics as well as e.g. the neuter *i*-stems, which must always have been a marginal class. The former members of these minor classes were transferred mostly to one of the vocalic declensions, especially the “default” classes of the *a*- and *ō*-stems, or to the *n*-stems. However, there were also some examples of declension shifts that occurred in the opposite direction of the general trends, e.g. from the *n*- to the *u*-stems. In other cases, there is a noticeable tendency of the speakers to mark certain inflectional categories more clearly (chapter 5.3.2). In the context of the Old Germanic languages, this means mostly a strengthening of the number marking, much less frequently a strengthening of the case marking. There is also a clear tendency to link declension classes more tightly with grammatical gender.

For the investigation of declension shifts, the concept of *declension class profiles* proved useful (chapter 2.4, 5.6). A declension class profile is the sum of all inflectional and non-inflectional features associated with a declension class. Besides semantic features, these are e.g. the existence of overt class markers or features in regard to syllable structure or grammatical gender. It was observed in this study that declension shifts are especially common between classes with similar profiles or flat profiles. In such cases, a declension shift does not cause a mismatch between the class profile and the lexemes belonging to it and therefore does not pose any particular problems for the speakers. But declension shifts also occur between classes with very different profiles. In the latter case, lexemes which do not match the class profile are pushed away from and/or attracted to another class. The result is a better harmonisation of declension class profiles and lexemes. Furthermore, several indications suggest that there is a connection between a strongly pronounced class profile and the stability of the class, as illustrated e.g. by the *r*-stems.

Concerning the process of declension shifts, the data analysed in this study does not result in a clear picture. In many cases the shift of declension occurred gradually, often with an intermediate stage of fluctuation or mixed

paradigms (chapter 5.7). But for other words, there were no indications of intermediate stages. It is possible to explain these cases by the assumption that the shifts occurred early, that is long before the earliest attestations. The intermediate stages may also be lacking simply because of the fragmentary attestation of the languages. However, there are also some indications that the process differed depending on the cause of the declension shift. A morphological reanalysis triggered by a pivot seems to lead to an instantaneous shift, while systemic or inflectional triggers are more likely to cause a gradual shift. The declension shifts are to be considered lexeme specific in that they are heterogeneous both with regards to the point in time of their occurrence as well as to the destination of the shift.

Zeitschriften

<i>ABäG</i>	Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik. Amsterdam.
<i>AJPh</i>	American Journal of philology. Baltimore, MD.
<i>AL</i>	Acta linguistica Hafniensia: International journal of general linguistics. Kopenhagen.
<i>ANF</i>	Arkiv för nordisk filologi. Lund.
<i>Anglia</i>	Anglia: Zeitschrift für englische Philologie. Tübingen.
<i>BBGN</i>	Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. Brunn.
<i>BSL</i>	Bulletin de la Société de Linguistique de Paris. Paris.
<i>Diachronica</i>	Diachronica: International journal for historical linguistics. Amsterdam.
<i>FoL</i>	Folia linguistica: Acta Societatis Linguisticae Europaeae. Berlin.
<i>FoLH</i>	Folia linguistica historica: Acta Societatis Linguisticae Europaeae. Berlin.
<i>GL</i>	General Linguistics. Austin, TX.
<i>HS</i>	Historische Sprachforschung = Historical Linguistics. Göttingen. (Früher ZvSpr).
<i>IF</i>	Indogermanische Forschungen: Zeitschrift für Indogermanistik und allgemeine Sprachwissenschaft. Berlin.
<i>IFA</i>	Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu IF.
<i>IJDLLR</i>	International Journal of Diachronic Linguistics and Linguistic Reconstruction. München.
<i>JAOS</i>	Journal of the American Oriental Society. Ann Arbor, MI.
<i>JEGP</i>	The Journal of English and Germanic Philology. Urbana, IL.
<i>JIES</i>	The Journal of Indo-European Studies. Washington, DC.

<i>JL</i>	Journal of linguistics. Cambridge.
<i>Kratylos</i>	Kratylos: Kritisches Berichts- und Rezensionorgan für indogermanische und allgemeine Sprachwissenschaft. Wiesbaden.
<i>Language</i>	Language: Journal of the Linguistic Society of America. Baltimore, MD.
<i>Lingua</i>	Lingua: International review of general linguistics. Amsterdam.
<i>LRev</i>	The linguistic review. Dordrecht.
<i>LS</i>	Language Sciences. Oxford.
<i>MM</i>	Maal og Minne. Oslo.
<i>MSS</i>	Münchener Studien zur Sprachwissenschaft. Dettelbach.
<i>NOWELE</i>	North-Western European Language Evolution. Odense.
<i>NphM</i>	Neuphilologische Mitteilungen. Helsinki.
<i>NTS</i>	Norsk tidsskrift for sprogvidenskap. Oslo.
<i>PBB</i>	Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Paul und Braune Beiträge). Tübingen.
<i>SAP</i>	Studia Anglia Posnaniensia. Posen.
<i>SIL</i>	Studies in Linguistics. Buffalo, NY.
<i>SLang</i>	Studies in language: International journal sponsored by the foundation "Foundations of language". Amsterdam.
<i>SL</i>	Studia linguistica: A journal of general linguistics. Oxford.
<i>Sprache</i>	Die Sprache: Zeitschrift für Sprachwissenschaft. Wiesbaden.
<i>Sprachw</i>	Sprachwissenschaft. Heidelberg.
<i>TPhS</i>	Transactions of the Philological Society. Oxford.
<i>WW</i>	Wirkendes Wort: Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Bonn.
<i>ZDA</i>	Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Wiesbaden.
<i>ZDL</i>	Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Wiesbaden.
<i>ZDPb</i>	Zeitschrift für deutsche Philologie. Berlin.
<i>ZfO</i>	Zeitschrift für Ortsnamenforschung. München.
<i>ZPSK</i>	Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Berlin.
<i>ZvSpr</i>	Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Berlin, Göttingen (ab 1875). (= KZ)

Bibliographie

- ADAMCZYK, Elżbieta (2008a). "Disintegration of the nominal inflection in Anglian: The case of *i*-stems". In: *SAP* 44. S. 101–20.
- (2008b). "On the (in)stability of the Old English weak declension". In: *The Propur Langage of Engliche Men*. Frankfurt am Main. S. 9–28.
- (2009). "Evolution of Germanic nominal inflection: The case of West Germanic kinship terms". In: *Sprachw* 34.4. S. 399–433.
- (2010). "On morphological restructuring in the Old English and Old Saxon nominal paradigms". In: *ABäG* 66. S. 33–62.
- (2011a). "Morphological Reanalysis and the Old English *u*-Declension". In: *Anglia* 128.3. S. 365–90.
- (2011b). "On the inflectional fate of Old English *nomina agentis*". In: *Focus on Old and Middle English Studies*. Hrsg. von A.L. RODRÍGUEZ REDONDO et al. Madrid. S. 71–91.
- (2011c). "Towards a diatopic approach to the Old English *s*-stem declension". In: *NphM* 112.4. S. 387–416.
- (2012a). "On morphological realignments in Old English root nouns". In: *TPbS* 110. S. 1–27.
- (2012b). "On the fate of the *s*-stems in West Germanic: Evidence from Old English and Old High German". In: *Languages in Contact 2011*. Hrsg. von Z. WĄSIK/P. P. CHRUSZCZEWSKI. Philologica Wratislaviensia: Acta et Studia 9. Breslau. S. 7–25.
- (2013). "*ƿære nihte* or *ƿæs nihtes*? On the interplay of gender shift and declension shift in Old English". In: *Of fair speche, and of fair answer*. Hrsg. von Marcin KRYGIER. Frankfurt am Main. S. 7–36.
- Adän. Gr. = BRØNDUM-NIELSEN, Johannes (1928-73). *Gammeldansk grammatik i sproghistorisk fremstilling*. Bd. I-VIII. Kopenhagen.

- Ae. Gr. = BRUNNER, Karl (1965). *Altenglische Grammatik*. 3. Auflage. Tübingen.
- Afr. Gr. = STELLER, Walther (1928). *Abriss der altfriesischen Grammatik*. Halle (Saale).
- Ahd. Gr. = BRAUNE, Wilhelm/Ingo REIFFENSTEIN (2004). *Althochdeutsche Grammatik*. 15. Auflage. Bd. I. Tübingen.
- Ahd. Wb. = KARG-GASTERSTÄDT, Elisabeth/Theodor FRINGS/Rudolf GROSSE, Hrsg. (1968-). *Althochdeutsches Wörterbuch. Auf Grund der von Elias Steinmeyer hinterlassenen Sammlungen [...]* Bd. 1-5, 6: Lieferung 1-8. Berlin.
- ANDERSON, Stephen R. (1992). *A-Morphous Morphology*. Cambridge.
- ANTONSEN, Elmer H. (1969-70). "Old High German and the laws of final syllables". In: *SIL* 21. S. 55-76.
- (1975). *A concise grammar of the older runic inscriptions*. Tübingen.
- Aofr. Gr. = VAN HELTEN, W. L. (1890). *Altostfriesische Grammatik*. Leeuwarden.
- Aschwed. Gr. = NOREEN, Adolf (1904). *Altschwedische Grammatik: Mit Einschluss des Altgutnischen*. Halle.
- As. Gr. = GALLÉE, Johan Hendrik (1993). *Altsächsische Grammatik*. 3. Auflage. Tübingen.
- Awn. Gr. = NOREEN, Adolf (1923). *Altisländische und altnorwegische Grammatik*. 4. Auflage. Halle (Saale).
- BAESECKE, Georg (1918). *Einführung in das Althochdeutsche. Laut- und Flexionslehre*. München.
- BAETKE, Walter (2008). *Wörterbuch zur altnordischen Prosaliteratur*. 8. Auflage. Berlin.
- BAILEY, Christopher Gordon (1997). *The Etymology of the Old High German Weak Verb*. Bd. I-II. [unpubliziert]. Newcastle.
- BAMMESBERGER, Alfred (1969). "Die kurzsilbigen femininen *i*-Stämme im Altenglischen". In: *Sprache* 15. S. 46-52.
- (1979). *Beiträge zu einem etymologischen Wörterbuch des Altenglischen*. Heidelberg.
- (1985). "Die Endung für Nom. Akk. Pl. bei altenglischen *u*-Stämmen". In: *Anglia* 103. S. 365-70.
- (1990). *Die Morphologie des urgermanischen Nomens*. Heidelberg.
- BANDLE, Oskar et al. Hrsg. (2002-5). *The Nordic Languages: An International Handbook of the History of the North Germanic Languages*. Bd. I-II. Berlin.

- BECHTEL, Fritz (1879). *Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen*. Weimar.
- BECK, Heinrich, Hrsg. (1989). *Germanische Rest- und Trümmersprachen*. Berlin.
- BEEKES, Robert S. P. (1987). "Indo-European neuters in *-i*". In: *Festschrift for Henry Hoenigswald*. Hrsg. von George CARDONA/Norman H. ZIDE. Tübingen. S. 45–56.
- BEEKES, Robert S. P./Michiel DE VAAN (2011). *Comparative Indo-European Linguistics. An Introduction*. 2. Auflage. Amsterdam.
- BEITO, Olav T. (1976). "Zum Wechsel des Nominalgeschlechts in den nordischen Sprachen. Eine kurze Übersicht". In: *ZDL* 43.1. S. 11–21.
- BENEDIKTSSON, Hreinn (1968). "On the Inflection of the *n*-Stems in Indo-European". In: *NTS*. S. 7–31.
- (1986). "OIcel. *oxe, uxe*: Morphology and Phonology". In: *NOWELE* 7. S. 29–97.
- BERGENHOLTZ, Henning/Joachim MUGDAN (1979). *Einführung in die Morphologie*. Stuttgart.
- BERGMANN, Rolf et al. Hrsg. (1987). *Althochdeutsch*. Bd. I-II. Heidelberg.
- BERR, Samuel (1971). *An etymological glossary to the Old Saxon Heliand*. Bern.
- BESCH, Werner et al. Hrsg. (1998–2004). *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Auflage. Bd. I-IV. Berlin.
- BITTNER, Andreas/Dagmar BITTNER/Klaus-Michael KÖPCKE, Hrsg. (2000). *Angemessene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax*. Hildesheim.
- BJÖRKMAN, Erik (1900–2). *Scandinavian loan-words in Middle English*. Bd. I-II. Halle (Saale).
- BJORVAND, Harald (1972). "Zu den altwestnordischen Pluralendungen *-ar, -ir* und *-r* bei femininen Substantiva". In: *NTS* 26. S. 195–215.
- (1975). "Altwestnordisch *barar/börur*, fpl.: Eine Analyse der analogen Verbreitung der Pluralendung *-ur* der *ön*-Stämme in den nordischen Sprachen". In: *NTS* 29. S. 101–12.
- (1991). "Der Genitiv Singular der indoeuropäischen *o*-Stämme im Germanischen". In: *IF* 96. S. 96–117.
- (1994). *Holt og Holtar. Utviklingen av det indoeuropeiske kollektivum i norrønt*. Oslo.

- BJORVAND, Harald (1995). "Nominale Stammbildung des Germanischen. Maskuline Verbalnomina: *a*-Stämme oder *i*-Stämme?" In: *Drei Studien zum Germanischen in alter und neuer Zeit*. Hrsg. von John Ole ASKEDAL/Harald BJORVAND. Odense. S. 2–68.
- BJORVAND, Harald/Fredrik Otto LINDEMAN (2007). *Våre arveord. Etymologisk ordbok*. 2. Auflage. Oslo.
- BLOOMFIELD, Maurice (1891). "On Adaptation of Suffixes in Congeneric Classes of Substantives". In: *AJPh* 12.1. S. 1–29.
- BOOIJ, Geert (2007). *The Grammar of Words. An Introduction to Morphology*. 2. Auflage. Oxford.
- BOOIJ, Geert/Christian LEHMANN/Joachim MUGDAN, Hrsg. (2000–4). *An International Handbook on Inflection and Word-Formation. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. Berlin.
- BOSWORTH, Joseph/T. Northcote TOLLER (1898–1921). *An Anglo-Saxon Dictionary*. Bd. I. Dictionary, Bd. II. Supplement. Oxford.
- BOUTKAN, Dirk (1992). "Old English *-ur/-or* in the *r*- and *s*-stems". In: *NOWELE* 20. S. 3–26.
- (1995a). "Altgermanisch 'Held' und die Entwicklung von unbetontem **e* im Altnord- und Westgermanischen". In: *ABäG* 41. S. 1–7.
- (1995b). *The Germanic 'Auslautgesetze'*. Amsterdam.
- BOUTKAN, Dirk/Sjoerd Michiel SIEBINGA (2005). *Old Frisian Etymological Dictionary*. Leiden.
- CAMPBELL, Alistair (1959). *Old English grammar*. Oxford.
- CARSTAIRS-McCARTHY, Andrew (2000). "Inflection classes". In: BOOIJ et al. 2000. S. 630–7.
- CASARETTO, Antje (2000). "Korpussprachen und Produktivität: Einige Überlegungen zu den gotischen *s*-Stämmen". In: *HS* 113. S. 210–38.
- (2004). *Nominale Wortbildung der gotischen Sprache: Die Derivation der Substantive*. Heidelberg.
- (2006). "Zum Schicksal ererbter Wortbildungsmuster im Gotischen". In: *IJDLLR* 3. S. 125–46.
- CATHEY, James E. (2002). *Héliand. Text and Commentary*. Morgantown, WV.
- CEDERSCHIÖLD, Wilhelm (1913). *Studier över genusväxlingen i fornvästnordiska och fornsvenska*. Göteborg.
- CLEASBY, Richard/Gudbrand VIGFÚSSON/William CRAIGIE (1957). *Icelandic-English Dictionary*. 2. Auflage. Oxford.

- CROZIER, Alan (1987). "Ørlygis draugr and ørlog drýgja". In: *ANF* 102. S. 1–12.
- DAHL, Ivar (1938). *Substantival Inflexion in Early Old English. Vocalic Stems*. Lund.
- DAL, Ingerid (1971a). "Entwicklungstendenzen im germanischen Kasussystem". In: DAL 1971b [Erstpublikation 1960]. S. 181–93.
- (1971b). *Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte*. Oslo.
- (1971c). "Zur Geschichte der *ia*-Stämme im Westgermanischen". In: DAL 1971b [Erstpublikation 1934]. S. 65–73.
- DAMMEL, Antje (2009). "How - and Why - Do Inflectional Classes Arise? A Case Study on Swedish and Norwegian Conjugation." In: *Selected Proceedings of the 6th Décembrettes*. Hrsg. von Fabio MONTERMINI et al. Somerville, MA. S. 12–21.
- DARMS, Georges (1978). *Schwäher und Schwager, Hahn und Huhn. Die Vřddhi-Ableitung im Germanischen*. München.
- DELAMARRE, Xavier (2003). *Dictionnaire de la langue gauloise. Une approche linguistique du vieux-celtique continental*. 2. Auflage. Paris.
- DELSING, Lars-Olof (2002). "The morphology of Old Nordic II: Old Swedish and Old Danish". In: BANDLE et al. 2002–5. Bd. I, 925–39.
- DERKSEN, Rick (2008). *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon*. Leiden.
- DE VAAN, Michiel (2008). *Etymological dictionary of Latin and the other Italic languages*. Leiden.
- DE VRIES, Jan (1971). *Nederlands etymologisch woordenboek*. Leiden.
- (1977). *Altnordisches Etymologisches Wörterbuch*. Leiden.
- DIPAULO HEALEY, Antonette (2009). "Perplexities about plant names in the Dictionary of Old English". In: *Old Names - New Growth: Proceedings of the 2nd ASPNS conference*. Hrsg. von Peter BIERBAUMER/Helmut W. KLUG. Frankfurt am Main. S. 99–120.
- DITTMER, Ernst (1983). "Entwicklungstendenzen der Substantivflexion in den altgermanischen Dialekten". In: *Sprachw* 8. S. 437–55.
- DN = LANGE, Chr. C. A./Care R. UNGER et al. Hrsg. (1849–1995). *Diplomatarium Norvegicum*. Bd. I–XXII. Oslo.
- DRESSLER, Wolfgang U. et al. (1987). *Leitmotifs in Natural Morphology*. Amsterdam.

- DÜWEL, Klaus (2008). *Runenkunde*. 4. Auflage. Stuttgart.
- EBBINGHAUS, Ernst A. (1972). "Gótica VI". In: *GL* 12.3. S. 169–71.
- eDOE = CAMERON, Angus/Ashley CRANDELL AMOS/Antonette diPAOLO HEALEY, Hrsg. (2007). *Dictionary of Old English: A to G online*. [Zugriffszeit: 2009 bis Frühling 2013]. Toronto. URL: <http://tapor.library.utoronto.ca/doe/>.
- EGLI, Jakob (1954). *Heteroklisie im Griechischen mit besonderer Berücksichtigung der Fälle von Gelenkheteroklisie*. Zürich.
- EICHNER, Heiner (1974). "Zu Etymologie und Flexion von vedisch *strí* und *púmān*". In: *Sprache* 20.1. S. 26–42.
- (1985). "Das Problem des Ansatzes eines urindogermanischen Numerus 'Kollektiv' ('Komprehensiv')". In: SCHLERATH 1985. S. 134–69.
- eMED = McSPARRAN, Frances et al. Hrsg. *The Electronic Middle English Dictionary*. [Zugriffszeit: Sommer 2008 bis Frühling 2013]. URL: <http://quod.lib.umich.edu/m/med/>.
- ENGER, Hans-Olav (1993). "Morfemet i beskrivelsen av bøyningsmorfologien til norrøne substantiv - utfordring eller hindring?" In: *MM*. S. 12–27.
- (1997). "Morfemet: En Replik". In: *MM*. S. 91–102.
- (2004). "On the relation between gender and declension: A diachronic perspective from Norwegian". In: *SLang* 28.1. S. 51–82.
- (2010). "How do words change inflection class? Diachronic evidence from Norwegian". In: *LS* 32.3. S. 366–79.
- eONP = DEGNBOL, Helle et al. (1995–). *Ordbog over det norrøne prosasprog*. Bd. I–III (Druck), Belegzettel (elektronisch). [Zugriffszeit: Sommer 2010 bis Frühling 2013]. Kopenhagen. URL: <http://dataonp.hum.ku.dk/>.
- EWA = LLOYD, Albert L./Otto SPRINGER/Rosemarie LÜHR et al. (1988–). *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*. Bd. I–IV u. Wörterverzeichnisse zu Bd. I. Göttingen.
- EWAia = MAYRHOFFER, Manfred (1986–2001). *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*. Bd. I–III. Heidelberg.
- FALK, Hjalmar/Alf TORP (1903–6). *Etymologisk ordbog over det norske og det danske sprog*. Kristiania.
- (1909). *Wortschatz der germanischen Spracheinheit*. Göttingen.
- FAY, Edwin Whitfield (1920). "Irradiation and Blending". In: *Studies in Honor of Maurice Bloomfield*. New Haven, CT. S. 137–58.

- FEIST, Sigmund (1939). *Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache*. 3. Auflage. Leiden.
- FLEISCHER, Wolfgang/Irmhild BARZ (2012). *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. 4. Auflage. Berlin.
- FÖRSTEMANN, Ernst Wilhelm (1900-16). *Altdeutsches Namenbuch*. Bonn.
- FORTSON, Benjamin W. IV (2010). *Indo-European Language and Culture: An Introduction*. 2. Auflage. Oxford.
- FRAENKEL, Ernst (1962-5). *Litautisches Etymologisches Wörterbuch*. Bd. I-II. Heidelberg.
- FRANCK, Johannes (1912). *Etymologisch woordenboek der Nederlandsche taal*. Den Haag.
- FRANCOVICH ONESTI, Nicoletta (2008). "Ostrogothic and Burgundian Personal Names in Comparison: A Contrastive Study". In: *Studien zu Literatur, Sprache und Geschichte in Europa. Wolfgang Haubrichs zum 65. Geburtstag gewidmet*. Hrsg. von Albrecht GREULE et al. S. 267-80.
- FRIEDRICH, Johannes (1974). *Hethitisches Elementarbuch*. 3. Auflage. Heidelberg.
- FRISK, Hjalmar (1973-91). *Griechisches etymologisches Wörterbuch*. Bd. I-III. Heidelberg.
- FRITZ, Matthias (1996). "Das urindogermanische Wort für 'Nase' und das grundsprachliche Lautgesetz *R_HV > *RV". In: *HS 109*. S. 1-20.
- (2000). "Der urindogermanische Dual - eine Klasse für sich?" In: OFITSCH/ZINKO 2000. S. 133-7.
- (2011). *Der Dual im Indogermanischen*. Heidelberg.
- FRITZ, Matthias/Ilse WISCHER, Hrsg. (2004). *Historisch-Vergleichende Sprachwissenschaft und germanische Sprachen*. Innsbruck.
- FRITZNER, Johan (1896). *Ordbog over det gamle norske sprog*. Kristiania.
- FROSCHAUER, Regine (2003). *Genus im Althochdeutschen. Eine funktionale Analyse des Mehrfachgenus althochdeutscher Substantive*. Heidelberg.
- GAMILLSCHEG, Ernst (1935-70). *Romania Germanica*. 2. Auflage. Bd. I-III. Berlin.
- GLÜCK, Helmut, Hrsg. (2010). *Metzler Lexikon Sprache*. 4. Auflage. Stuttgart.
- Got. Gr. = BRAUNE, Wilhelm/Frank HEIDERMANNS (2004). *Gotische Grammatik*. 20. Auflage. Tübingen.
- GRAFF, E. G. (1842). *Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache*. Berlin.

- GREEN, Dennis Howard (1998). *Language and history in the early Germanic world*. Cambridge.
- GRIEPENTROG, Wolfgang (1995). *Die Wurzelnomina des Germanischen und ihre Vorgeschichte*. Innsbruck.
- GRIMM, Jacob (1875-8). *Deutsche Mythologie*. Hrsg. von Elard Hugo MEYER. 4. Auflage. Bd. I-III. Berlin.
- GRØNVIK, Ottar (1996). *Fra Vimose til Ødemotland. Nye studier over runeinnskifter fra førkristen tid i Norden*. Oslo.
- (1998). *Untersuchungen zur älteren nordischen und germanischen Sprachgeschichte*. Frankfurt am Main.
- GUTENBRUNNER, Siegfried (1951). *Historische Laut- und Formenlehre des Altisländischen*. Heidelberg.
- HALL, J. R. Clark (1960). *A Concise Anglo-Saxon Dictionary*. 4. Auflage. Cambridge.
- HANSEN, Erik/Hans Frede NIELSEN (2007). *Irregularities in Modern English*. 2. Auflage. Odense.
- HARÐARSON, Jón Axel (1989). "Die *ōn*-Feminina des Germanischen und der Gen. Plur. anord. *kvinna/kvenna*". In: *AL* 21. S. 79–93.
- (2005). "Der geschlechtige Nom. Sg. und der neutrale Nom.-Akk. Pl. der *n*-Stämme im Urindogermanischen und Germanischen". In: *Sprachkontakt und Sprachwandel. Akten der XI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, 17.-23. September 2000, Halle an der Saale*. Hrsg. von Gerhard MEISER/Olav HACKSTEIN. Wiesbaden. S. 215–36.
- (2009). "Rezension von: Casaretto, Nominale Wortbildung der gotischen Sprache". In: *Kratylos* 54. S. 13–24.
- HEGGSTAD, Leiv/Finn HØDNEBØ/Erik SIMENSEN (2008). *Norrøn Ordbok*. 5. Auflage. Oslo.
- HEIDERMANNS, Frank (1993). *Etymologisches Wörterbuch der germanischen Primäradjektive*. Berlin.
- (2004). "Zur Typologie der Suffixentstehung". In: *IF* 109. S. 1–20.
- HELLQUIST, Elof (1948). *Svensk etymologisk ordbok*. 3. Auflage. Bd. 1-2. Lund.
- HENZEN, Walter (1965). *Deutsche Wortbildung*. 3. Auflage. Tübingen.
- HERINGER, Hans Jürgen (2009). *Morphologie*. Paderborn.
- HEUSLER, Andreas (1932). *Altisländisches Elementarbuch*. 3. Auflage. [Nachdruck 1977]. Heidelberg.

- HILL, Eugen (2007). "Proportionale Analogie, paradigmatischer Ausgleich und Formerweiterung: Ein Beitrag zur Typologie des morphologischen Wandels". In: *Diachronica* 24.1. S. 81–118.
- HINDERLING, Robert (1967). *Studien zu den starken Verbalabstrakta des Germanischen*. Berlin.
- HIRT, Hermann (1896). "Zu den germanischen Auslautsgesetzen". In: *IF* 6. S. 47–79.
- (1897). "Grammatisches und Etymologisches". In: *PBB* 22. S. 223–37.
- (1931–4). *Handbuch des Urgermanischen*. Bd. I–III. Heidelberg.
- HOCK, Hans Henrich (1974). "On the Indo-Iranian Accusative Plural of Consonant Stems". In: *JAOS* 94.1. S. 73–95.
- (1991). *Principles of Historical Linguistics*. 2. Auflage. Berlin.
- HOFFMANN, Karl/Bernhard FORSSMAN (2004). *Avestische Laut- und Flexionslehre*. 2. Auflage. Innsbruck.
- HOFMANN, Dietrich/Anne Tjerk POPKEMA (2008). *Altfriesisches Handwörterbuch*. Heidelberg.
- HOGG, Richard M. (1980). "Analogy as a Source of Morphological Complexity". In: *FoLH* I.2. S. 277–84.
- HOLLIFIELD, Patrick Henry (1980). "The Phonological Development of Final Syllables in Germanic". In: *Sprache* 26. [Addenda in: *Sprache* 28, 1982, S. 26; *Sprache* 30, 1984, S. 73–9]. S. 19–53, 145–78.
- HOLTHAUSEN, Ferdinand (1934). *Gotisches etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg.
- (1948). *Vergleichendes und Etymologisches Wörterbuch des Altwestnordischen*. Göttingen.
- (1974). *Altenglisches etymologisches Wörterbuch*. 3. Auflage. Heidelberg.
- HOTZENKÖCHERLE, Rudolf (1962). "Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Neuhochdeutschen". In: *WW* 12. S. 321–31.
- JANZÉN, Assar (1947). *Personnamn*. Stockholm.
- JASANOFF, Jay (1980). "The nominative singular of *n*-stems in Germanic". In: *American Indian and Indoeuropean Studies: Papers in Honor of Madison S. Beeler*. Den Haag. S. 375–82.
- JÓHANESSON, Alexander (1956). *Isländisches etymologisches Wörterbuch*. Bern.
- JOHNSEN, Sverre (2005a). *The Germanic (i)jō-stem declension*. [unpublizierte MA-Arbeit, Oslo]. URL: <http://folk.uio.no/sverrej/>.

- JOHNSEN, Sverre (2005b). "The historical derivation of Gothic *aba* and its *n*-stem anomalies". In: *HS* 118. S. 251–62.
- (2009). "The development of voiced labiovelars in Germanic". In: *Proceedings of the 20th annual UCLA Indo-European conference*. Hrsg. von Stephanie JAMISON/Craig MELCHERT/Brent VINE. S. 197–211.
- JONES, Asbury Wesley (1979). *Gothic Final Syllables: A New Look at the Phonological and Morphological Developments from Germanic*. [unpubliziert]. Chapel Hill, NC.
- JOSCH, Ingeborg (1985). "Kritik am Stammbegriff". In: SCHLERATH 1985. S. 229–36.
- KAHLE, Bernhard (1887). *Zur Entwicklung der consonantischen Declination im Germanischen*. Berlin.
- (1895). "Rezension von: Noreen, A.: Altnordische Grammatik I. Altisländische und altnorwegische Grammatik [...] 2. Auflage. Halle 1892." In: *IFA* 5. S. 74–8.
- KASTOVSKY, Dieter (2000). "Inflectional classes, morphological restructuring, and the dissolution of Old English grammatical gender". In: UNTERBECK et al. 2000. S. 709–27.
- (2004). "Typologische Umgestaltung der Morphologie der germanischen Sprachen". In: FRITZ/WISCHER 2004. S. 85–103.
- KELLE, Johann (1863). *Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen. Band I: Nomen*. Prag.
- KERN, Peter Chr./Herta ZUTT (1977). *Geschichte des deutschen Flexionssystems*. Tübingen.
- KINDSCHI, Lowell (1955). *The Latin-Old English Glossaries in Plantin-Moretus MS. 32 and British Museum MS. Additional 32,246*. [unpubliziert]. Stanford, CA.
- KLEIN, Thomas (1987). "Zur althochdeutschen Flexionsmorphologie in synchroner Sicht". In: BERGMANN et al. 1987. Bd. I, S. 147–68.
- KLUGE, Friedrich (1882). "Sprachhistorische Miscellen". In: *PBB* 8. S. 506–39.
- (1926). *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte*. 3. Auflage. Halle (Saale).
- KLUGE, Friedrich/Elmar SEEBOLD (2011). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Auflage. Berlin.

- KÖPCKE, Klaus-Michael (2000). "Chaos und Ordnung - Zur semantischen Remotivierung einer Deklinationsklasse im Übergang vom Mhd. zum Nhd". In: A. BITTNER/D. BITTNER/KÖPCKE 2000. S. 107–22.
- (2002). "Wie entwickeln sich die Deklinationsklassen im Deutschen?" In: *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 'Zeitenwende - Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert', Band 2: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache; Lexikologie und Lexikographie*. Hrsg. von Peter WIESINGER/Hans DERKITS. Bern. S. 101–8.
- KORTLANDT, Frederik (1978). "On the History of the Genitive Plural in Slavic, Baltic, Germanic, and Indo-European". In: *Lingua* 45. S. 281–300.
- (2006). "The inflexion of the Germanic n-stems". In: *NOWELE* 48. S. 3–7.
- KRAHE, Hans/Wolfgang MEID (1967–9). *Germanische Sprachwissenschaft*. Bd. I–III. Berlin.
- KRAUSE, Wolfgang (1968). *Handbuch des Gotischen*. 3. Auflage. München.
- (1971). *Die Sprache der urnordischen Runeninschriften*. Heidelberg.
- KRAUSE, Wolfgang/Herbert JANKUHN (1966). *Die Runeninschriften im älteren Futhark*. Göttingen.
- KROONEN, Guus (2011). *The Proto-Germanic n-stems: A study in diachronic morphophonology*. Amsterdam.
- ([Im Druck]). *Etymological Dictionary of Proto-Germanic*. Leiden.
- KRYGIER, Marcin (2002). "A re-classification of Old English nouns". In: *SAP*. S. 311–9.
- KUHN, Hans (1955). "Zur Gliederung der germanischen Sprachen". In: *ZDA* 86.1. S. 1–47.
- KÜRSCHNER, Sebastian (2008). *Deklinationsklassen-Wandel. Eine diachron-kontrastive Studie zur Entwicklung der Pluralallomorphie im Deutschen, Niederländischen, Schwedischen und Dänischen*. Berlin.
- KÜRSCHNER, Sebastian/Damaris NÜBLING (2011). "The interaction of gender and declension in Germanic languages". In: *FoL* 45.2. S. 355–88.
- KURYŁOWICZ, Jerzy (1968). "Die Flexion der germanischen schwachen Femininstämme". In: *Studien zur Sprachwissenschaft und Kulturkunde: Gedenkschrift für Wilhelm Brandenstein*. Innsbruck. S. 85–91.
- LADEFOGED, Peter/Ian MADDIESON (1996). *The sounds of the world's languages*. Oxford.

- LAHIRI, Aditi/Bezalel Elan DRESHER (1984). "Diachronic and Synchronic Implications of Declension Shifts". In: *LRev* 3. S. 141–63.
- LASS, Roger (1990). "How to Do Things with Junk: Exaptation in Language Evolution". In: *JL* 26.1. S. 79–102.
- (1997). "Why house is an Old English 'masculine a-stem'". In: *To explain the present: studies in the changing English language in honour of Matti Rissanen*. Hrsg. von Terttu NEVALAINEN/Leena KAHLAS-TARKKA. Helsinki. S. 101–9.
- LEHMANN, Winfried P. (1986). *A Gothic etymological dictionary*. Leiden.
- LEUMANN, Manu (1977). *Lateinische Laut- und Formenlehre*. München.
- Lex. Poet. = EGILSSON, Sveinbjörn/Finnur JÓNSSON (1931). *Lexicon Poeticum. Antiquae Linguae Septentrionalis. Ordbog over det norsk-islandske skjaldesprog*. 2. Auflage. Kopenhagen.
- LID, Nils (1952). "Den nordiske nominativ singularis av maskuline *an*-stammer". In: *NTS* 16. S. 237–40.
- LITSCHER, Roland (2007). "Κρέας, *kravíh* and the original nom.-acc. sg. of the IE *s*-stem neuters". In: *Greek and Latin from an IE perspective*. Hrsg. von George COULTER et al. Cambridge. S. 107–20.
- LIV₂ = RIX, Helmut et al. (2001). *Lexikon der indogermanischen Verben*. 2. Auflage. Wiesbaden.
- LOOIJENGA, Tineke (2003). *Texts & contexts of the oldest runic inscriptions*. Boston.
- LORENTZ, Friedrich (1895). "Zu den germanischen Auslautgesetzen". In: *IF* 5. S. 380–7.
- LÜHR, Rosemarie (1979). "Das Wort 'und' im Westgermanischen". In: *MSS* 38. S. 117–54.
- (1988). *Expressivität und Lautgesetz im Germanischen*. Heidelberg.
- (2000a). *Die Gedichte des Skalden Egill*. Dettelbach.
- (2000b). "Zum Gebrauch des Duals in der Indogermania". In: OFITSCH/ZINKO 2000. S. 263–74.
- (2004). "Unterspezifikation in der germanischen Nominalmorphologie". In: FRITZ/WISCHER 2004. S. 129–47.
- LUNDAHL, Ivar (1936). "Några flexionsväxlingar". In: *Bidrag till nordisk filologi. Tillägnade Emil Olson den 9 juni 1936*. Lund. S. 63–71.
- LUSCHÜTZKY, Hans Christian (2000). "Morphem, Morph und Allomorph". In: BOOIJ et al. 2000. S. 451–62.

- MAGNÚSSON, Ásgeir Blöndal (1989). *Íslensk orðsifjabók*. 2. Auflage. Reykjavík.
- MAILHAMMER, Robert (2008). "Ablaut variation in the Proto-Germanic noun: The long arm of the strong verbs". In: *Sprachw* 33.1. S. 279–300.
- MALZAHN, Melanie (2000). "Die Genese des idg. Numerus Dual". In: OFITSCH/ZINKO 2000. S. 291–315.
- MATZEL, Klaus (1991). "Nachträge zu den germanischen Verbaladjektiven auf -i-/-ja-". In: *HS* 104. S. 239–50.
- MATZINGER, Joachim (2008). *Nominale Wortbildung des Indogermanischen in Grundzügen: Die Wortbildungsmuster ausgewählter indogermanischer Einzelsprachen. Bd. 2: Hetbitisch, Altindisch, Armenisch*. Hrsg. von Rosemarie LÜHR. Hamburg.
- Me. Gr. = BRUNNER, Karl (1967). *Abriss der mittenglischen Grammatik*. 6. Auflage. Tübingen.
- MEID, Wolfgang (1982). "'See' und 'Meer'". In: *Investigationes philologicae et comparativae. Gedenkschrift für Heinz Kronasser*. Hrsg. von Erich NEU. S. 91–6.
- (1985). "Gotisch *qīpus* und **qīpr*". In: ÖLBERG/G. SCHMIDT 1985. S. 253–4.
- MEIER-BRÜGGER, Michael (2010). *Indogermanische Sprachwissenschaft*. 9. Auflage. Berlin.
- MEILLET, Antoine (1949). *Caractères généraux des langues germaniques*. 7. Auflage. Paris.
- MEISER, Gerhard (1998). *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*. Darmstadt.
- MELCHERT, H. Craig (1994). *Anatolian Historical Phonology*. Amsterdam.
- Mhd. Gr. = PAUL, Hermann et al. (2007). *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 25. Auflage. Tübingen.
- Mhd. Hwb. = LEXER, Matthias (1872–8). *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Bd. I–III. Leipzig.
- MITCHELL, Bruce/Fred C. ROBINSON (2007). *A Guide to Old English*. 7. Auflage. Oxford.
- MÖLLER, Hermann (1880). "Zur Declination. Germanisch A E O in den Endungen des Nomens und die Entstehung des O (a₂)". In: *PBB* 7.3. S. 482–547.
- MOTTAUSCH, Karl-Heinz (2011). *Der Nominalakzent im Frühurgermanischen*. Hamburg.

- MÜLLER, Gunter (1970). *Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen*. Köln.
- MÜLLER, Stefan (2007). *Zum Germanischen aus laryngalththeoretischer Sicht*. Berlin.
- NAPIER, Arthur S. (1900). *Old English glosses: Chiefly unpublished*. Oxford.
- NECKEL, Gustav (1926). "Zur vorgeschichtlichen beugung männlicher *n*-stämme". In: *ANF* 42, [38 ny följd]. S. 304–13.
- NECKEL, Gustav/Hans KUHN (1983). *Edda. Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern*. 5. Auflage. Bd. I-II. Heidelberg.
- NEDOMA, Robert (2005). "Urnordisch *-a* im Nominativ Singularis der maskulinen *n*-Stämme". In: *NOWELE* 46/47. S. 155–91.
- (2010). *Kleine Grammatik des Altisländischen*. 3. Auflage. Heidelberg.
- NERI, Sergio (2003). *I sostantivi in -u del gotico: morfologia e preistoria*. Innsbruck.
- (2005). "Riflessioni sull'apofonia radicale di proto-germanico **namōn* 'nome'". In: *HS* 118. S. 201–50.
- (2009). "Rezension von: Ringe, A Linguistic History of English I". In: *Kratylos* 54. S. 1–13.
- NERI, Susanna Sophia (2005). "*strît - urliuqe - krieç - vèbede* in den Wörterbüchern". In: *Sprachw* 30. S. 127–60.
- NEU, Erich (1969). "Rezension von: Kastner, Wolfgang. Die griechischen Adjektive zweier Endungen auf *-OΣ*". In: *IF* 74. S. 235–41.
- NIÆR = BUGGE, Sophus/Magnus OLSEN (1891-1924). *Norges indskrifter med de ældre runer*. Bd. E,I-III. Christiania.
- NIELSEN, Hans Frede (1985). *Old English and the continental Germanic languages*. 2. Auflage. Innsbruck.
- (2000). *The Early Runic Language of Scandinavia. Studies in Germanic Dialect Geography*. Heidelberg.
- (2006). "The Early Runic Inscriptions and Germanic Historical Linguistics". In: *Runes and their Secrets. Studies in Runology*. Hrsg. von Marie STOKLUND et al. Kopenhagen. S. 247–69.
- NIL = WODTKO, Dagmar S./Britta IRSLINGER/Carolin SCHNEIDER (2008). *Nomina im Indogermanischen Lexikon*. Heidelberg.
- NOREEN, Adolf (1890). "Några fornnordiska judlagar". In: *ANF* 6. S. 303–39.
- (1913). *Geschichte der nordischen Sprachen. Besonders in altnordischer Zeit*. 3. Auflage. Strassburg.

- NÜBLING, Damaris (2005). "Forschungsperspektiven zur Nominalmorphologie deutscher Dialekte". In: *Moderne Dialekte - Neue Dialektologie*. Hrsg. von Eckhard EGGER/Jürgen Erich SCHMIDT/Dieter STELLMACHER. Stuttgart. S. 45–86.
- (2008a). *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 2. Auflage. Tübingen.
- (2008b). "Was tun mit Flexionsklassen? Deklinationsklassen und ihr Wandel im Deutschen und seinen Dialekten". In: *ZDL* 65. S. 282–330.
- NUSSBAUM, Alan. J. (1986). *Head and Horn in Indo-European*. Berlin.
- OFITSCH, Michaela/Christian ZINKO, Hrsg. (2000). *125 Jahre Indogermanistik in Graz*. Graz.
- ÖLBERG, Hermann M./Gernot SCHMIDT, Hrsg. (1985). *Sprachwissenschaftliche Forschungen. Festschrift für Johann Knobloch*. Innsbruck.
- ONIONS, Charles Talbot (1966). *The Oxford Dictionary of English Etymology*. Oxford.
- OREL, Vladimir (2003). *A Handbook of Germanic Etymology*. Leiden.
- PALANDER, Hugo (1899). *Die althochdeutschen Tiernamen*. Darmstadt.
- PANAGL, Oswald (1982). "Produktivität in der Wortbildung von Korpusssprachen: Möglichkeiten und Grenzen der Heuristik". In: *FoL* 16. S. 225–39.
- (1987). "Productivity and Diachronic Change in Morphology". In: DRESSLER et al. 1987. Kap. C.II. S. 127–51.
- PAPAZIAN, Eric (1995). "Morfemet og substantivbøyinga i norrønt". In: *MM* 3–4. S. 129–49.
- PAUL, Hermann (1920). *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Auflage. Halle (Saale).
- PETERSSON, Herbert (1921). *Studien über die indogermanische Heteroklisie*. Lund.
- PFEIFER, Wolfgang (1997). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. 3. Auflage. München. URL: <http://www.dwds.de>.
- PHILIPPA, Marlies et al. Hrsg. (2004–2009). *Etymologisch woordenboek van het Nederlands*. Bd. I–IV. Amsterdam.
- PIEL, Joseph M./Dieter KREMER (1976). *Hispano-gotisches Namenbuch*. Heidelberg.
- POKORNY, Julius (1959). *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Bd. I–II. Bern.

- PORTER, David W., Hrsg. (2011). *The Antwerp-London Glossaries. Volume 1: Texts and Indexes*. Toronto.
- PROKOSCH, Erich (1939). *A Comparative Germanic Grammar*. Philadelphia.
- QUAK, Arend (1975). *Wortkonkordanz zu den altmittel- und altniederfränkischen Psalmen und Glossen*. Amsterdam.
- RAMAT, Paolo (1981). *Einführung in das Germanische*. Tübingen.
- RGA = BECK, Heinrich et al. Hrsg. (1973–2008). *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. 2. Auflage. Bd. 1–35. Berlin.
- RICHTHOFEN, Karl von (1840). *Altfriesisches Wörterbuch*. Göttingen.
- RIECKE, Jörg (1994). "Einige Anmerkungen zum Problem des Flexionsklassenwechsels bei deutschen Verben". In: *BGBN IX*. S. 39–60.
- RIEKEN, Elisabeth (1999). *Untersuchungen zur nominalen Stammbildung des Hethitischen*. Wiesbaden.
- RINGE, Donald A. (2006). *From Proto-Indo-European to Proto-Germanic*. Oxford.
- RIX, Helmut (1986). "Die Endung des Akkusativ Plural commune im Oskischen". In: *o-o-pe-ro-si. Festschrift für Ernst Risch zum 75. Geburtstag*. Hrsg. von Annemarie ETTER. Berlin. S. 583–97.
- (1992). *Historische Grammatik des Griechischen*. 2. Auflage. Darmstadt.
- ROSS, Alan S. C. (1936). "Sex and gender in the Lindisfarne Gospels". In: *JEGP* 35.3. S. 321–30.
- (1973). "I- and U-Adjectives in Germanic". In: *TPhS* 71.1. S. 94–100.
- RÜBEKEIL, Ludwig (2001). "Zur Wortfamilie um germ. **batis*". In: *Germanisches Altertum und christliches Mittelalter*. Hrsg. von Bela BROGYANYI et al. S. 239–94.
- (2002). *Diachrone Studien zur Kontaktzone zwischen Kelten und Germanen*. Wien.
- SCARDIGLI, Piergiuseppe (1989). "Sprache im Umkreis der Matroneninschriften". In: BECK 1989. S. 143–56.
- SCHAFFNER, Stefan (2001). *Das Vernersche Gesetz und der innerparadigmatische Wechsel des Urgermanischen im Nominalbereich*. Innsbruck.
- (2003). "Der Beitrag des Germanischen zur Rekonstruktion der urindogermanischen Akzent- und Ablautklassen". In: TICHY et al. 2003. S. 203–18.
- SCHENKER, Walter (1971). "es/os-Flexion und es/os-Stämme im Germanischen". In: *PBB West* 93. S. 46–58.

- SCHINDLER, Jochem (1966). "Bemerkungen zum idg. Wort für 'Schlaf'". In: *Sprache* XII.1. S. 67–76.
- (1975a). "L'apophonie des thèmes indo-européens en -r/n". In: *BSL* 70. S. 1–10.
- (1975b). "Zum Ablaut der neutralen s-Stämme des Indogermanischen". In: *Flexion und Wortbildung*. Hrsg. von Helmut RIX. Wiesbaden. S. 259–67.
- SCHLERATH, Bernfried, Hrsg. (1985). *Grammatische Kategorien. Funktion und Geschichte*. Wiesbaden.
- (1995). "Bemerkungen zur Geschichte der -es-Stämme im Westgermanischen". In: *Verba et Structurae. Festschrift für Klaus Strunk zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Heinrich HETTRICH et al. Innsbruck. S. 249–64.
- SCHMIDT, Gernot (1985). "Der Genetiv der indogermanischen ā-Deklination". In: ÖLBERG/G. SCHMIDT 1985. S. 393–402.
- SCHMIDT, Johannes (1871–5). *Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus*. Bd. I–II. Weimar.
- (1889). *Die Pluralbildungen der Indogermanischen Neutra*. Weimar.
- SCHÖNFELD, Moritz (1911). *Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen*. [Nachdruck 1965]. Heidelberg.
- SCHUBERT, Hans-Jürgen (1968). *Die Erweiterung des bibelgotischen Wortschatzes mit Hilfe der Methoden der Wortbildungslehre*. München.
- SCHUHMANN, Roland (2011). "Zum analogischen Ausgleich bei den got. *ia*-Stämmen". In: *Indogermanistik und Linguistik im Dialog*. Hrsg. von Thomas KRISCH/Thomas LINDNER. Wiesbaden. S. 508–16.
- SCHULTE, Michael (2008). "Rezension von: Terje Spurkland, Norwegian runes and runic inscriptions". In: *PBB* 130.1. S. 112–7.
- SCHÜTZEICHEL, Rudolf (2004). *Althochdeutscher und altsächsischer Glossenwortschatz*. Bd. 1–12. Tübingen.
- (2012). *Althochdeutsches Wörterbuch*. 7. Auflage. Berlin.
- Schwäb. Wb. = FISCHER, Hermann (1904–36). *Schwäbisches Wörterbuch*. Bd. I–VI. Tübingen.
- SCHWERI, Charlotte (2005). *Das 'Paradigma' in der Grammatik: Überlegungen zu Grenzfällen*. [Unpublizierte Lizentiatsarbeit, Universität Zürich. Kann bei der Zentralbibliothek Zürich eingesehen werden].
- SCHWINK, Frederick W. (2004). *The Third Gender*. Heidelberg.

- SEEBOLD, Elmar (1967). "Die Vertretung von idg. *g^wh* im Germanischen". In: *ZvSpr* 81. S. 104–33.
- (1970). *Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben*. Den Haag.
- (1972). *Das System der indogermanischen Halbvokale*. Heidelberg.
- (1980). "Etymologie und Lautgesetz". In: *Lautgeschichte und Etymologie*. Hrsg. von Manfred MAYRHOFER/Martin PETERS/Oskar E. PFEIFFER. Wiesbaden. S. 431–84.
- SEHRT, Edward H. (1966). *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand*. Göttingen.
- SIHLER, Andrew L. (1995). *New Comparative Grammar of Greek and Latin*. Oxford.
- SIMMLER, Franz (1974). *Die westgermanische Konsonantengemination im Deutschen unter besonderer Berücksichtigung des Althochdeutschen*. München.
- SNÆDAL, Magnús (1998). *A concordance to biblical Gothic*. Reykjavík.
- SPECHT, Franz (1947). *Der Ursprung der Indogermanischen Deklination*. Göttingen.
- SPLETT, Jochen (1993). *Althochdeutsches Wörterbuch*. Bd. I (I1, I2) - II. Berlin.
- STANG, Christian S. (1969). "La loi de Verner et la question des caractères de l'accentuation mobile en germanique". In: *NTS* 23. S. 7–12.
- STARCK, Taylor/John C. WELLS (1990). *Althochdeutsches Glossenwörterbuch*. Heidelberg.
- St. Gl. = STEINMEYER, Elias/Eduard SIEVERS (1879–1922). *Die Althochdeutschen Glossen*. Bd. I–V. Berlin.
- STIFTER, David (2005). "Hallstatt - In eisenzeitlicher Tradition?" In: *Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie*. Hrsg. von Raimund KARL/Jutta LESKOVAR. Linz. S. 229–240.
- STILES, Patrick V. (1988). "Gothic Nominative Singular *brōþar* 'brother' and the Reflexes of Indo-European Long Vowels in the Final Syllables of Germanic Polysyllables". In: *TPhS* 86.2. S. 115–43.
- STOTZ, Peter (1996–2004). *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters*. Bd. I–V. München.
- STREITBERG, Wilhelm (1895). *Urgermanische Grammatik*. 4. Auflage. Heidelberg.
- STREITBERG, Wilhelm/Piergiuseppe SCARDIGLI, Hrsg. (2000). *Die Gotische Bibel*. 7. Auflage (Text) und 6. Auflage (Wörterbuch). Bd. I–II. Heidelberg.

- STRUNK, Klaus (1992). "War auch das andere Horn gemeint?" In: *PBB* 114. S. 179–211.
- STÜBER, Karin (2002). *Die primären s-Stämme des Indogermanischen*. Wiesbaden.
- STÜBER, Karin/Thomas ZEHNDER/Ulla REMMER (2009). *Indogermanische Frauennamen*. Heidelberg.
- STURTEVANT, Albert Morey (1924). "Old Norse *-ðr* from *-nn+r*". In: *JEGP* 23.1. S. 78–82.
- (1932). "Notes on the Consonantal Stems in Old Norse". In: *JEGP* 31.2. S. 247–250.
- (1936). "The Confusion of the Neuter *ia*-Declension with the Feminine *in*-Declension in Old Norse". In: *Language* 12.1. S. 45–7.
- SYRETT, Martin (1994). *The Unaccented Vowels of Proto-Norse*. Odense.
- (2002). "Morphological developments from Ancient Nordic to Old Nordic". In: BUNDLE et al. 2002–5. Bd. I, 719–29.
- SZEMERÉNYI, Oswald (1996). *Introduction to Indo-European Linguistics. Translated from 'Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft', 4th edition (1990), with additional notes and references*. Oxford.
- THOMSEN, Kurt (1927/1928). "Ueber die Etymologie der Ortsnamen auf *-hall*". In: *ZfO* 3. S. 38–40.
- THÖNY, Luzius (2010). "Die Flexion der gotischen Verbalabstrakta vom Typus *laisens*". In: *NOWELE* 58–59. *The Gothic Language. A Symposium*. S. 285–300.
- TICHY, Eva (2000). *Indogermanistisches Grundwissen für Studierende sprachwissenschaftlicher Disziplinen*. Bremen.
- TICHY, Eva et al. Hrsg. (2003). *Indogermanisches Nomen: Derivation, Flexion und Ablaut*. Bremen.
- TIEFENBACH, Heinrich (2010). *Altsächsisches Handwörterbuch = A Concise Old Saxon Dictionary*. Berlin.
- TISCHLER, Johann (1977–). *Hethitisches Etymologisches Glossar*. Innsbruck.
- UNTERBECK, Barbara et al. Hrsg. (2000). *Gender in Grammar and Cognition*. Berlin.
- VAN DER VEEN, K. F. et al. Hrsg. (1984–2011). *Wurdboek fan de Fryske taal - Woordenboek der Friese taal*. Bd. 1–25. Leeuwarden.
- VAN LOON, Jozef (2005). *Principles of Historical Morphology*. Heidelberg.

- VASMER, Max (1953-8). *Russisches etymologisches Wörterbuch*. Bd. I-III. Heidelberg.
- VELTEN, H. V. (1930). "Studies in the Gothic Vocabulary with Especial Reference to Greek and Latin Models and Analogues". In: *JEGP* 29.3. S. 332-51.
- VENDRYES, Joseph et al. (1959-). *Lexique étymologique de l'irlandais ancien*. Bd. 1-7. Dublin.
- VON GRIENBERGER, Theodor (1900). *Untersuchungen zur gotischen Wortkunde*. Wien.
- WACHTER, Rudolf (1997). "Das indogermanische Wort für 'Sonne' und die angebliche Gruppe der *l/n*-Heteroklitika". In: *HS* 110.1. S. 4-20.
- WACKERNAGEL, Jakob/Albert DEBRUNNER (1896-1964). *Altindische Grammatik*. Bd. I-III u. Register. Göttingen.
- WAGNER, Norbert (1984). "Die idg. Wurzel in got. *hallus*". In: *ZvSpr* 97.2. S. 281-3.
- (1986). "Um die Endung von ahd. *taga* (-ā)". In: *ZDA* 115. S. 37-48.
- WALDE, Alois/Johann Baptist HOFMANN (1954-82). *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*. Bd. 1-2 und Registerband. Heidelberg.
- WATKINS, Calvert (1969). *Indogermanische Grammatik, Band III: Formenlehre. Erster Teil: Geschichte der indogermanischen Verbalflexion*. Heidelberg.
- WEGENER, Heide (2002). "Aufbau von markierten Pluralklassen im Deutschen - eine Herausforderung für die Markiertheitstheorie". In: *FoL* 36.3-4. S. 261-95.
- WERNER, Otmar (1969). "Das deutsche Pluralsystem. Strukturelle Diachronie". In: *Sprache, Gegenwart und Geschichte: Probleme der Synchronie und Diachronie*. Düsseldorf. S. 92-125.
- (1984). "Morphologische Entwicklungen in den germanischen Sprachen". In: *Das Germanische und die Rekonstruktion der Indogermanischen Grundsprache*. Hrsg. von Jürgen UNTERMANN et al. Amsterdam. S. 181-226.
- (1998). "Historische Morphologie". In: BESCH et al. 1998-2004. Bd. 2.1, S. 572-96.
- WESSÉN, Elias (1927). "Till de feminina substantivböjningarnas historia". In: *Festskrift til Hjalmar Falk*. Oslo. S. 78-111.
- WEYHE, Hans (1906). "Beiträge zur westgermanischen Grammatik". In: *PBB* 31. S. 43-90.

- WHEELER, Cathy J. (1982). "Historical Evidence on Speakers' Morphemic Analysis of Noun Declensions". In: *SL* 36.2. S. 141–67.
- WIDMER, Paul (2006). "Eine restrukturierte Wortbildungsregel: Die neutralen Verbalnomina des Typs **þak-a-* n. 'Dach' im Germanischen". In: *Sprachw* 31. S. 431–47.
- WILMANN, Wilhelm (1899–1922). *Deutsche Grammatik: Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch*. Bd. I, II, III:1, III:2. Strassburg.
- WITZEL, Michael/Toshifumi GOTŌ (2007). *Rig-Veda. Das Heilige Wissen. Erster und zweiter Liederkreis*. Frankfurt a. M.
- WUNDERLICH, Dieter (1996). "Minimalist Morphology: The Role of Paradigms". In: *Yearbook of Morphology 1995*. Hrsg. von Geert BOOIJ et al. Dordrecht. S. 93–114.
- WURZEL, Wolfgang Ullrich (1986). "Die wiederholte Klassifikation von Substantiven. Zur Entstehung von Deklinationsklassen". In: *ZPSK* 39.1. S. 76–96.
- (1987). "System-dependent morphological naturalness in inflection". In: DRESSLER et al. 1987. Kap. B.II. S. 59–96.
- (1988). "Gedanken zur Flexionsklassenmarkiertheit". In: *Syntax, Semantik und Lexikologie: Rudolf Růžicka zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Manfred BIERWISCH et al. Berlin. S. 259–77.
- (2001). *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*. 2. Auflage. Berlin.
- YAMAZAKI, Yoko (2009). "The Saussure Effect in Lithuanian". In: *JIES* 37.3–4. S. 430–61.
- YOSHIDA, Kazuhiko (2012). "The Loss of Intervocalic Laryngeals in Sanskrit and its Historical Implications". In: *Indic Across the Millennia: from the Rigveda to Modern Indo-Aryan. 14th World Sanskrit Conference, Kyoto, Japan, September 1st–5th, 2009. Proceedings of the Linguistics Session*. Hrsg. von Jared KLEIN/Kazuhiko YOSHIDA. Bremen. S. 237–46.
- ZEILFELDER, Susanne (2001). *Archaismus und Ausgliederung: Studien zur sprachlichen Stellung des Hethitischen*. Heidelberg.
- ZÜRRER, Peter (1999). *Sprachinseldialekte. Walserdeutsch im Aostatal (Italien)*. Aarau.

Wortindex

In den Index sind die wichtigeren der in der Arbeit genannten Wortformen aufgenommen worden. Bei gehäuftem Auftreten ist in der Regel nur die erste Nennung pro Kapitel berücksichtigt. Verbale Präfixbildungen sind nach dem Anlaut der Wurzelsilbe einsortiert. Die Sortierreihenfolge orientiert sich an der lateinischen Umschrift, wobei sämtliche Diakritika ignoriert werden, d. h. $\chi = ch$, $\beta = th$, $d^h = dh$, $\acute{d} = d$, $\text{æ} = ae$, $\text{ø} = \varrho = \ddot{o} = o$, $h_1 = h_2 = h_3 = h$ usw.

A

Aar, nhd., 198
aba, got., 19, 71
āc, ae., 57, 75, 324
**axal/iz-*, urgerm., 219
acus, lat., 193
ἄδελφός, att., 299
Affe, nhd., 310
āge, *āch*, afr., 152
ages, engl., 16
aggilus, got., 120
*aggwus**, got., 219
agis, got., 96, 102, 211, 215, 217
agiso, ahd., 102
agna, lat., 218
abar, *abir*, *ebir*, ahd., 83, 219f.
abs, got., 97, 217
at̃r̃pa, got., 74
*airus**, got., 120
aipei, got., 317
*aius**, got., 95, 119, 125
aiz, got., 97
ἄκίς, gr., 193
akis, lit., 26, 142, 157
āk̃si-, ai., 156
aldar(gi)lagu, as., 272
ἄλκη, gr., 95

**alud-*, urgerm., 86
*ἄλλξ**, gr., 95
ambō, lat., 142, 144
an, ahd., 220
*ananiujīpa**, got., 32
anclēow, ae., 163
ancl(e)ow, *anclē*, me., 163
*anda-nēm**, got., 181
and-swaru, ae., 259
angr, awn., 219
angust, ahd., 219
angustus, lat., 220
animals, engl., 16
anka, ahd., 163
ank(a)la, ahd., 163
anklāo, ahd., 163
ankle, engl., 163
anko, ahd., 161, 235
ankul, aschwed., 163
*ans**, got., 60
anst, ahd., 54f., 220
anst, as., 81
anst̃s, got., 55
antwurti, ahd., 250
aqizi, got., 89
aquila, lat., 199
ār, ae., 65

Ar(a)-, ahd., 198
*ara**, got., 197
Ara(n)-, ogerm., 198
arbi, got., 267
arbijano, frührun., 238
arbi-numja, got., 267
arcus, lat., 292
āre, ār, afr., 152
ar(e)we, ae., 292
Ari, awn., 198
ari, awn., 197, 323
arin, ahd., 198
Arin-, ahd. awn., 198
Arin-björn, awn., 204
arinn, awn., 199
ἄρκτος, gr., 203
arn, ahd., 197, 323
Arn-, awn. ahd., 198
**arn-*, urgerm., 202
Arna-, as., 198
aro, ahd., 197, 323
**arō₂*, urgerm., 200
ars, ahd., 97
asans, got., 299
āss, awn., 60
ast, ahd., 221
ἄστίη, gr., 26
ἄστρον, gr., 26
atta, got., 19, 109
Attrappe, nhd., 36
ātum, ahd., 220
auga, awn., 152
Auge, nhd., 323
Augenblick, nhd., 176
augō, got., 152, 311
**augōⁿ*, urgerm., 154
*aúhsa**, got., 205
**aus/zōⁿ*, urgerm., 154
ausis, lit., 26
ausō, got., 152, 311
Auto, nhd., 16, 187, 310
ax, awn., 96, 219
azētaba, awn., 246

*azēti**, got., 246
**azina-*, urgerm., 199

B

backen, nhd., 286
**bađwō-*, urgerm., 116
bāgan, ahd., 180
*baíra-bagms**, got., 203
(ga-)baíran, got., 204, 236, 254
*baírhts**, got., 176
balg, ahd. as., 214
**balgi-*, urgerm., 214
*balgs**, got., 212, 214, 288
balla, ahd., 234
bandi, got., 19
*bandujan**, got., 116
Bär, nhd., 36
bar²ziš-, jav., 214
barhts-, ai., 214, 288
**baris*, got., 98
*barizeins**, got., 98, 215
barn, got. awn. as. ahd., 204
barnilō, got., 183
*baro**, ahd., 122
barr, awn., 98
**barwa-*, urgerm., 122, 125
*-baúr**, got., 207
baúrgs, got., 20, 132
baúrgs-waddjus, got., 198
bealu, ae., 291
bearn, ae., 204
bearu, -o, ae., 118, 122, 125
Beben, nhd., 306
bed(d), ae., 269
beiskr, awn., 166
bekkr, awn., 69
**belga-*, urgerm., 212, 214
belgr, awn., 214
bend, ae., 212
benda, awn., 116
bēom, ae. (angl.), 300
-beorg, ae., 260
beorht, breht, ae., 176

- Beorn*, ae., 204
beorn, *biorn*, ae., 203
bera, ae., 203
**bera-*, urgerm., 203
beraht, *peraht*, ahd., 176
bere, ae., 215
beri, ahd., 63
**berkō-*, urgerm., 176
bérnas, lit., 203
bero, ahd., 203
**berō₂*, urgerm., 203
bersten, nhd., 177
bērusjōs, got., 89
Bett, nhd., 306
betti, ahd., 306
**b^{heh}ḡ^h-*, idg., 180
**b^{hel}ḡ^h-*, idg., 214
**b^{her}-*, idg., 89, 203
**b^{her}ḡ^h-*, idg., 98
bbráatar-, ai., 98
bbrātrá-, ai., 97
**b^{reh}ḡ^h-*, idg., 176
**b^{rek}w-*, idg., 182
**b^{ru}H-*, idg., 170
bīna, *bīa*, ahd., 267
**binda-*, urgerm., 212
bini, ahd., 266f.
bini-, as., 267
**bini-*, urgerm., 267
biorn, *biørn*, aschwed., 203
biúga, awn., 153
bjartr, awn., 176
bjǫrg, awn., 260
bjǫrn, awn., 203, 297, 304, 316
blāc, ae., 176
bleich, nhd., 176
Blick, nhd., 176
blindia, as., 65
blinds, got., 309
bodum, ahd., 220
bǫllr, awn., 191
bǫrr, awn., 122
borv, aksl., 125
Bote, nhd., 108
bǫð, awn., 116
bǫðvask, awn., 116
boto, ahd., 108, 118
βoũς, gr., 300
brá, awn., 170
brá, *brjá*, awn., 180
**brax^{wa}-*, urgerm., 174, 288
bræc, ae., 257
bræw, *brēaw*, ae., 170
-braht, *-preht*, *-perht*, *-pert*, ahd., 176
brak, awn., 257
**Brahvila*, ogerm., 175
*brahv(s)**, got., 170
Braten, nhd., 36
brāto, ahd., 36
brāwa, as. ahd., 170
-brē, afr., 170
brechen, mhd., 180
**brēx^w-a-*, urgerm., 180
breg, ae. (angl.), 170
bregða, awn., 179
**brē^gw/χ^wō-*, urgerm., 174, 288
brehen, mhd., 179
breht, ae., 176
**breka-*, urgerm., 254
brēost, ae., 149
brestan, ahd., 177
brethren, engl., 76
brettan, ahd., 179
**breusta-*, urgerm., 149
**breuta-*, urgerm., 166
bright, engl., 176
brikan, got., 181, 257
brjósk, awn., 166
brōþar, got., 20, 35, 57, 84, 146
brōðir, awn., 86
brōðor, ae., 85, 146
brún, awn., 170
brunna, got., 90
Brust, nhd., 162
**brust-*, urgerm., 79, 86, 149
bruh-fāps, got., 207

brū(w)a, ae., 91, 148, 160, 170
brýr, fär., 173
bū, ahd. as. ae., 122
bú, awn., 122
bucca, ae., 147
burdin, ahd., 265
burg, as., 81
burg, burh, ae., 324
burðr, awn., 278
-bur(u)g, ahd., 220
byre, ae., 207
byrð, aschwed., 278

C

cákš-uš-, ai., 219
calcatorium, lat., 260
callum, lat., 186
cēcel, ae., 188
**χaiði/az-*, frührun., 280
**χaiðú-*, urgerm., 77, 279
**χaima-*, urgerm., 251
**χaimō-*, urgerm., 251
**χalēþ-*, urgerm., 243
**χalla^m*, urgerm., 186
**χallu/i-*, urgerm., 191, 296
**χandu-*, urgerm., 137
chela, ahd., 137
**χerdō-*, urgerm., 34
**χertōⁿ*, urgerm., 104, 154
**χi-*, urgerm., 195
children, engl., 76
**χlaiwija-*, urgerm., 120
**χōni/az-*, urgerm., 38, 82
χoũs, gr., 300
**χrābna-*, urgerm., 96, 201
**χrinþi/az-*, urgerm., 38, 82
**χugi-*, urgerm., 218
**χurði-*, urgerm., 147
cilfor-, ae., 218
cilium, lat., 182
clawu, ae., 163
cnēo(w), ae., 126
collis, lat., 191

collýris, lat., 188
cor, lat., 100
corn, ae., 139
corpus, lat., 44
craft, as., 67
crustula, lat., 188
cyn(n), ae., 269
cyrnel, ae., 139

D

dæg, ae., 313
dagr, awn., 131, 220
dags, got., 16, 51, 55, 236, 312
*daila**, got., 289
dailjan, got., 289
*dails**, got., 289
Danir, awn., 208
daubei, got., 248
daufi, awn., 248
dauúr, got., 147
dauúrōns, got., 146, 160
daupus, got., 120
demar, ahd., 220
Dene, ae., 208
dēns, lat., 226
deota, ahd., 107
dervà, lit., 127
deyfi, awn., 248
deyfð, nisl., 248
**d^heiġ^h-*, idg., 217
**d^huōr*, idg., 148
dobtor, ae., 85
dorf, ahd., 313
**dōru-*, idg., 127
dracht, mnd., 278
dræt, aschwed., 278
drank, as., 181
dráttr, awn., 278
drēvo, aksl., 127
drinc, ae., 211, 214
**drinka-*, urgerm., 214
drinkan, as., 181
**drunki-*, urgerm., 214

drus, got., 19
drykk, awn., 211, 214
duō, lat., 142, 144
**dur-*, urgerm., 146
dure, dore, dor, afr., 146
duri, anfrk., 146
duru, ac., 146, 172
duru, duri, as., 147
dvārā(u), ai., 148
dyr, dør, adän., 146
dyr, nisl., 147
dyr(r), aschwed., 146
dyrr, awn., 146

E

ēage, ae., 152
ealh, ae., 324
ealu, ae., 87
eam, am, ae., 300
ēare, ae., 152
earh, ae., 292
earn, ae. westfr., 197, 204
ege, ae., 102, 215
egesa, ae., 102
egeslic, ae., 211
egiso, ahd. as., 211
eib, ahd., 139
eibhila, ahd., 139
eik, awn., 81
Einfalt, nhd., 290
Einfältigkeit, nhd., 290
eista, awn. nisl., 153, 162
eiste, nno., 162
eitar, ahd., 163
eiz, ahd., 162
*ekkja**, awn., 163
elgr, awn., 207
Ella, awn., 75
engi, awn., 252
Engle, ae., 208
enkil, ahd., 163
ent, ae., 207
erbi, ahd., 267

erbi-nomo, ahd., 267
erin, arin, ahd., 199
Erkenntnis, nhd., 32
ertha, as., 74
ētbma, afr., 220
eventus, lat., 213
ewe, ae., 68
eyra, awn., 152

F

fader, as., 84
fæder, ac., 84, 324
fæbð, ae., 76
fætarnar, nisl., 131
faibu, got., 19
faírhvus, got., 124
faírzna, got., 174
far^awa, ahd., 121
farawi, as., 121
färg, schwed., 121
farge, no., 121
*farw**, got., 121
fater, ahd., 57, 84, 96, 98
faðir, awn., 86
Faust, nhd., 162
fē, awn., 79
**fēxu-*, urgerm., 77
febta, as. ahd., 260
feld, ae., 62
feohte, ae., 260
**ferχwa-*, urgerm., 124, 292
fers(a)na, ahd., 174
fersna, as., 174
**fērpu-*, urgerm., 30
ferwe, afr., 121
Feuer, nhd., 306
fiant, ahd., 88
*figgrs**, got., 138
fibu, ahd., 222
finc, ae., 207
fine, air., 209
fiengarlin, ahd., 223
fingr, awn., 138, 168

**fingra-*, urgerm., 138
fiuht, afr., 260
fiur, *fuir*, as. ahd., 266
fjor, awn., 124
fjorðr, awn., 30, 191
flagbrjósk(a), awn., 166
flamma, lat., 255
flicka, schwed., 55
flodus, got., 120
flös, lat., 44
fogal, ahd., 164
fōn, got., 90
ford, ae., 30
forēs, lat., 147
φορός, gr., 291
φόρος, gr., 291
forvitinn, awn., 247
forvitni, awn., 247
fōt, ae. afr. as., 82, 109, 128
**fōt-*, urgerm., 82
fótr, awn., 128, 132, 311
fōtus, got., 128, 296f., 313, 315
frændsemi, awn., 247
φράσσω, gr., 182
φράττω, att., 182
Frau, nhd., 111
freibals, got., 18
frelsi, awn., 244
frēond, ae., 88f.
frequēns, lat., 182
frewī, ahd., 213
fridu, ahd., 78, 221
frīhals, ahd., 245
frīhalsī, ahd., 245
frībelse, *frībalse*, afr., 245
frijōn, got., 209
friunt, ahd., 88, 209
*frōdei**, got., 245
frōði, awn., 244
*frumisti**, got., 246
frumists, got., 246
fruot, ahd., 245
fruotī, ahd., 245

fugal, as., 164
fugol, ae., 164
funi, awn., 90, 323
fuot, anfrk., 128
fuoz, ahd., 128
**furðú-*, urgerm., 30
fúrr, awn., 91, 323
furt, ahd., 30
fjǫlð, ae., 76

G

gabauir, got., 254
gabei, got., 265
*gabruka**, got., 254, 328
**ga-bruka-*, urgerm., 254
**ga-brukō-*, urgerm., 254
**ga-burđī-*, urgerm., 59
**gadigis*, got., 217
gaidw, got., 119
galeikō, got., 228
*garazna**, got., 102
*garaznō**, got., 102
Garten, nhd., 108
garto, ahd., 108
gascaf, ahd., 290
*gaskadweins**, got., 116
gast, ahd., 51, 189, 221
Gast, nhd., 17
gasts, got., 19, 51, 55, 207, 237
gata, awn., 131
gaupn, awn., 174
*gawaleins**, got., 257
geba, ahd., 51, 55, 62, 75, 237, 287, 297
geba, as., 75, 239
gebeorg, ae., 260
(ge-)brocu, ae., 254
gebrōpru, ae., 85
gebyrd, ae., 68
Gefährte, nhd., 36, 45
gefandi, awn., 88, 320
(ge-)feobt, ae., 260
gegangen, nhd., 44
gegessen, nhd., 44

gegolten, nhd., 44
Geheimnisse, nhd., 43
Gebilfe, nhd., 45
Gebölz, nhd., 143
geiz, ahd., 81
Gelächter, nhd., 143
gemynd, ae., 68
genitus, lat., 177
Genosse, nhd., 45
gēopan, ae., 174
gesceaft, ae., 46
gesceap, ae., 271
geschlafen, nhd., 44
gestr, awn., 191
gesweostru, ae., 85
gesyntu, ae., 113
getrunken, nhd., 44
gezzen, mhd., 44
**g^h/g^hreh₁d-*, idg., 180
giba, got., 19, 51, 109, 236
giban, got., 236
giburd, as., 58
(gi)burt, ahd., 58, 278
giefu, -o, ae., 65, 118, 172, 239
gifeht, ahd., 260
gilag, as., 257
gilicho, ahd., 228
giwon, ahd., 207
giŋf, awn., 227f.
**glazá-*, urgerm., 178
glēðia, awn., 116
glīka, awn., 228
**gneuó*, idg., 159
gōd, ae. as., 88
gomo, ahd., 234
goose, engl., 324
goði, awn., 72
Götter, nhd., 16
gar³buš-, jav., 219
grab, ahd., 260
*graba**, got., 260
græf, ae., 260
graf, as., 260

grain, franz., 258
graine, franz., 258
grānum, lat., 258
gref, afr., 260
grētan, got., 180
grif, ahd., 187
grōf, awn., 260
grunnr, awn., 301
gudija, frührun., 72
gūlte, mhd., 290
Gült(e), nhd., 289
Gültigkeit, nhd., 290
guma, got. ae., 110, 234
gunnr, awn., 134, 299
gūð, ae., 300
gūthia, as., 300
**g^wen-eh₂*, idg., 100
γυνή, gr., 100, 158, 241

H

hād, ae., 279
hæle, *hæleþ*, ae., 87, 243
hæl(l), aschwed., 193
*haidus**, got., 279
*haims**, got., 251, 323, 328
hairda, got., 34
hairdeis, got., 17, 34, 51, 73
hairtō, got., 19, 100, 152
hal, mhd., 187
hal(a)-, ahd., 186
halar, frührun., 185, 191
balda, ahd., 291
hali, frührun., 185, 191
-hall, adän., 185
*Hall**, ae., 185
Hall-, nhd., 186
ball, nno., 185
ball, schwed. (dial.), 185
Hallr, awn., 185
ballr, awn., 185
hallur, isl., 185
*hallus**, got., 78, 127, 185
halr, awn., 190, 243

- hals-agga**, got., 163
Halunke, nhd., 36
hām, ae., 251
hana, got., 52, 55
hand, as., 132
hand, *bond*, ae. afr., 132
handus, got., 120, 129, 132, 297, 311, 313
hani, awn., 62, 174
hano, ahd., 52, 54f., 109, 166, 236
hant, ahd., 132
hara(n)-, heth., 99, 199
harjis, got., 17
haruch, ahd. (alem.), 320
baso, ahd., 118
batis, got., 82, 97, 216f.
*hatizōn**, got., 218
haubiþ, got., 19
haurds, got., 147
Haus, nhd., 111
heal-, *hal-*, ae., 187
heall, ae., 185
hēd, as., 279
**h₁ed-*, idg., 89, 130
**h₂eġ-*, idg., 89
hei, afr., 216
**h₂eīd-*, idg., 162
-heim, ahd., 251
heim, awn. ahd., 251
Heim, nhd., 290
heima, awn. ahd., 153, 251
heimingi, ahd., 250
Heimlichkeit, nhd., 290
heimr, awn., 251
heit, ahd., 279
heiðr, awn., 279, 300
**h₃ek^w-*, idg., 154
heli, **hili**, runenschwed., 194
belith, as., 243
belithhelm, as., 244
hella, awn. nisl., 193
helle, no., 193
(bi)hellen, ahd., 244
beller, no., 193
Helles, nhd., 292
bellir, awn. nisl., 193
belōthelm, ahd., 244
belt, mhd., 243
bēm, afr. as., 251
Hemden, nhd., 16
**h₂emġ^h-*, idg., 219
bendur, nisl., 131
**h₂enh₁-*, idg., 141
**h₂enk-*, idg., 163
beolophelm, ae., 244
beorte, ae., 152
**h₃er-*, idg., 199
beri, ahd., 63
**h₃érō(n)*, idg., 199
berta, as., 152
Herz, nhd., 310
berza, ahd., 152, 237
bete, ae., 215
bēþ, aschwed., 194
bilt, ae., 68
hilzi, ahd., 68
bimil, as. ahd., 90
bimins, got., 90
bina, awn., 195
bina, got., 195
binn, *bin*, *bit*, awn., 195
hino, frührun., 195
birte, *herte*, afr., 152
birti, ahd., 51
biuru, ahd., 195
biutu, ahd., 195
bjarta, awn., 152
hlaiwido, frührun., 121
hlāw, ae., 121
hlaiþs, got., 18
*hlaiw**, got., 120
hlaiwa, frührun., 120
hlaiwasnos, got., 121
h(l)aiwidar, frührun., 121
(b)lēo, ahd., 193
bliftus, got., 120, 129
blust, awn., 162

**Hnās-*, idg., 141
**h₂neh₃-*, got., 159
hnoða, awn., 153
hō, ahd., 290
Hoch, nhd., 293
hofu, -o, ae., 118
hogld, awn., 223
hō(h)ī, ahd., 290
hōhī, ahd., 37, 55, 265, 306, 317
hold, *holt*, ahd., 245
hplðr, awn., 243
homō, lat., 234
hond, ae., 172
hōnd, awn., 79, 132, 316
honden, me., 309
honor, lat., 44, 297
hōrgr, awn., 320
**h₃ór-os*, idg., 97
hōrsamī, ahd., 247
hostis, lat., 207
**h₂óu-(s)-*, idg., 154
housen, me., 307
brabo, ahd., 76, 96
bræff(e)n, ae., 76, 96, 201
brāfn, awn., 96
brīd-, ai., 161
**h₃reġ-*, idg., 177
brēð, ae., 68
brind, ahd., 38
bugi, as., 216
*bugjan**, got., 216
hugr, awn., 216
*hugs**, got., 216
hugu, *bugi*, ahd., 78, 216
hūbrus, got., 131
buldī, ahd., 245
buldi, as., 245, 263, 265
**hūlpa-*, urgerm., 103
bulps, got., 292
bulundi, got., 87
Hunde, nhd., 16
hunsl, got., 181, 258
*hunsljan**, got., 181, 258

burth, as., 147
burð, nisl., 147
būs, ahd., 313
būsilīn, ahd., 223
hvēla, awn., 153
ῥῥωρ, gr., 99
hyge, ae., 215
hyll, ae., 189
hylla, awn., 245
hylli, awn., 245
hyse, ae., 207

I

ibnassus, got., 124
iermō, ae., 76
**īeug-*, idg., 89
iow, ae., 111
Irrtümer, nhd., 43
isto, aksl., 162
Iudaius, got., 120
iuga, lat., 255

J

Jahr, nhd., 306
jār, ahd., 306
jēr, got., 90
*jukuzi**, got., 89

K

**kal-*, idg., 189, 244
kalb, ahd., 38, 218, 311
**kalbi/az-*, urgerm., 38, 218, 288
kalfr, awn., 219
kalvā, lit., 127
Kammefiol, mno., 256
kaquimi, ahd., 211, 213
kaúrn, got., 155
kaúrnō, got., 155
**kejt-*, idg., 279
**kel-*, idg., 182, 243
**kelb-uz-*, urgerm., 218, 288
**kelH-*, idg., 127, 189
kempa, awn., 75
**kērd-/k̑rd-*, idg., 104, 154

kilbur, ahd., 218
**kilbiz-*, urgerm., 82
kind, afr. ahd., 84, 177
kinn, awn. no., 133, 168, 316
**kinnu-*, urgerm., 137
*kinnus**, got., 129, 133, 311
klāwa, ahd., 163, 175
klē, afr., 175
klēo, ahd., 121
kló, awn., 138, 175
kné, awn., 126
kneo, *chniu*, ahd., 126
knī, *knē*, afr., 126
Kniff, nhd., 21
knio, as., 126
*kniu**, got., 96, 125
Kollege, nhd., 36
κολωνός, gr., 191
kona, awn., 100
konr, awn., 207
Kostbarkeit, nhd., 246
kraft, ahd., 110
Kraft, nhd., 110
kristinn, awn., 247
kristni, awn., 247
kuni, got., 19
kunni, ahd., 63
kunnr, awn., 134, 246
kunþi, got., 246
kunþs, got., 246
kuri, ahd., 147
kvæði, awn., 246, 273
kverk, awn., 137
kvīðr, awn., 139
**kwenōn-*, urgerm., 100
**k^wimi-*, urgerm., 213
**k^wumi-*, urgerm., 213
kynni, awn., 246
κύων, gr., 234

L

lag, awn., 257
-lagi, as., 266, 272

lagjan, got., 272
lahbryce, ae., 187
laiseins, got., 37, 69
lamb, ahd., 38, 108
**lambi/az-*, urgerm., 38
Lamm, nhd., 55
land, awn., 14, 56
lār, ae., 113
Laub, nhd., 143
**lauba-*, urgerm., 253
**laubō-*, urgerm., 253
laubōs, got., 253
*laudi**, got., 30
lauf, awn., 253
*lausawaúrdei**, got., 247, 286, 288, 293
*lausawaúrdi**, got., 247, 286, 288, 293
laus-orðr, awn., 247, 293
lauss, awn., 247
lausyrði, awn., 247
lēaf, ae., 253
leben, nhd., 22
leggen, ahd., 272
**leh^d-*, idg., 180
leika, awn., 153
Leiste, nhd., 162
lētan, got., 180
*ligan**, got., 257
lihtan, ae., 274
liob, ahd., 291
lioba, ahd., 291
liodar, ahd., 220
*lita**, got., 289
liðr, awn., 139
liþus, got., 120, 130, 139
*(miþ)-litjan**, got., 289
liubī, ahd., 293
*liuga**, got., 272
liugan, got., 272
-liubtjan, got., 274
liuti, ahd., 67
liz, ahd., 289
**lng^h-*, idg., 165
ló, awn., 174

lōf, as., 253
lón, fär., 174
lýþar, awn., 67
loub, ahd., 253
ludja, got., 30
luige, air., 272
us-lūkan, got., 95, 254
lunga, ahd. aschwed. nisl. fär., 165
lunge, no., 165
lungen(n), ae., 165
lungina, *lungunna*, ahd., 165
lungu, awn., 153, 165
lús, awn., 311
lust, as. ahd., 280
**lustu-*, urgerm., 280
*lustus**, got., 120, 277, 280
lyst, awn., 280

M

macht, afr., 276
**maxti-*, urgerm., 276
*magaps**, got., 86
mago, ahd., 178
magon-, as., 178
magus, got., 120
māhen-, mhd., 178
mabt, as. ahd., 81, 276
mabts, got., 19, 237, 276
*maibstus**, got., 162
man, ahd., 81f.
man, engl., 302
mān, *maen*, mnd., 178
man(a), ahd., 268
managei, got., 20, 237
managī, ahd., 213
mánaðr, *mánoðr*, awn., 241
maní-, ai., 269
máni, awn., 241
μανιάκης, gr., 270
manna, got., 82
**man(n)i-*, urgerm., 270
μάννος, gr., 270
māno, as. ahd., 241

mānōd, ahd., 242
manu, ae., 268
marcha, ahd., 96
mare, lat., 263
marei, got., 66, 262, 317, 321
mari-, got., 262
**mari-*, urgerm., 263
marr, awn., 262
mast, ahd., 162
maðr, awn., 133, 174
Matrose, nhd., 36
máttr, awn., 275
Mäuse, nhd., 43
mawi, got., 19, 194
me, ae., 111
mearc, ae., 324
men, awn. nisl., 268
mēna, got., 91, 241, 287, 323
mene, *myne*, ae., 268
-meni, as., 266, 268
menni, ahd. lgb., 268
**mē₁nō₂*, urgerm., 234, 241, 316
mēnōþs, got., 91, 241, 287, 323
mēnsis, lat., 242
mere, ae., 66, 262
mer(e), afr., 262
mēre, mnl., 265
meresalz, ahd., 187
meri, as., 262
meri, *mere*, ahd., 262
mete, ae., 68
miht, *meabt*, ae., 276
miliþ, got., 86
mizdō, got., 100, 292
mōder, afr., 85
mōdor, ae., 84
mōn, awn., 268
mōna, ae. afr., 241
mōnað, ae., 241
mōnath, afr., 241
monile, lat., 270
mōrk, awn., 132, 136, 174
mouse, engl., 302, 304, 324

m̃bzda, aksl., 100
muin-torc, air., 270
mun(r), awn., 135
muoter, ahd., 84, 306, 322
mús, awn., 311

N

**naxt*-, urgerm., 79, 86
nafn, awn., 71, 96
**nag(a)la*-, urgerm., 139
nāgas, lit., 139
nagl, awn., 139
nagli, awn., 139
*ga-nagljan**, got., 139
naht, ahd., 51, 306, 322
nahts, got., 51, 312
naiteins, got., 19
nama, ae., 161
nama, noma, afr., 161
namo, ahd., 109, 161
namō, got., 20, 159, 161
**nās*, idg., 141
nās-, *nas*-, ai., 142
**nas*-, urgerm., 141
nasa, ahd., 140
nasjan, got., 236
nasjands, got., 20, 109
**nasō*₁, urgerm., 141
naus, got., 19, 207
nefā, ae., 225
nefi, awn., 225
nefo, ahd., 225, 322f.
**nefō*₂, urgerm., 234, 240, 312, 315
νεφοί, gr., 165
**neig^w*-, idg., 89
nepōs, lat., 225
nēre, me. mnd., 166
neriand, as., 88
net, as., 274
Netz, nhd., 306
**neus*-, urgerm., 141
nevo, as., 225
nezzi, ahd., 306

nidar, ahd., 220
nier(e), mhd., 166
niere, mnl., 166
nihbus, ahd., 89
niht, ae., 313
**nik^wuz*-, urgerm., 89
nioro, *nier*, ahd., 166
niþjis, got., 225
niþor, ae., 220
niūre, *nýre*, aschwed., 166
nōkkvi, awn., 116
nos, aschwed., adän., 140
nōs, awn., 140
nose, afr., 140
nosu, ae., 140, 147, 160, 328
**nus*-, urgerm., 141
nykr, awn., 89
nýra, awn., 165

O

oči, aksl. russ., 142, 157
ὀφφῦς, gr., 171
ōga, as., 152
οἰδέω, gr., 162
ōk(k)la, awn., 153, 163
Ölzweig, nhd., 187
ὦπα, gr., 159
or, awn., 292
ōra, ahd. as., 152
ørlag, awn., 272
orleg, *orløg*, ae., 272
or-lege, ae., 272
örligh, *-lygh*, aschwed., 272
orloge, mnd., 273
ørlygh, *ørlog*, adän., 272
ørlygi, awn., 272
ormr, awn., 69
orn, awn., 71, 197, 297, 304, 316, 323
ὀρνεον, gr., 199
ὀρνις, *-θος*, gr., 99, 199
orð, awn., 247
ὀσσε, gr., 142, 157
ōði, awn., 248, 286, 288

ōdr, awn., 248
ōðri, awn., 249
ottar, ahd., 99
ouga, ahd., 152
oxa, ae., 73
oxen, engl., 76
ōxn, ae., 174

P

paida, got., 258
ga-paidōn, got., 258
πατέρας, gr., 200
pāti-, ai., 207
Pizza, nhd., 286
plants, engl., 16
**pōd-*, **pēd-*, idg., 128
ποιμήν, gr., 72
Polen, nhd., 25

Q

qinō, got., 20, 100, 158, 237, 241
*qīpus**, got., 130, 139, 222
quercu, ahd., 137
quercus, lat., 124, 292
querke, *quarke*, mnd., 137
quiti, ahd., 147, 222, 280
qums, got., 211, 213

R

Rabe, nhd., 36
racu, ae., 259
rah(h)a, ahd., 259
rābha, ahd., 182
raka, as., 259
rasc, ahd., 166
raven, engl., 76
**rexta-*, urgerm., 177
regō, lat., 177
**reka-*, urgerm., 177
rīchi, ahd., 63
*rimis**, got., 97, 217
rinde, ae., 188
rinnan, ahd., 187
ῥιπή, gr., 174

ρίπτω, gr., 174
riqis, got., 210
risi, ahd., 207
Riss, ahd., 289
Rist, nhd., 162
Ritt, nhd., 21
røk, awn., 259
rōskr, awn., 166
rost, ahd., 162

S

**saxsa-*, urgerm., 150
sack, ahd., 139
sætt, awn., 276
saga, awn., 174
*saggus**, got., 123, 211, 312
sahar, ahd., 220
saihvan, got., 180
**saiwi-*, urgerm., 122
šākuwa, heth., 144
sáld, awn., 223
saljan, got., 216
salor, ae., 216
sāmo, ahd., 161, 235
sang, ahd. as. ae., 123
**sang^{wa}-*, urgerm., 123, 211, 288
**sang^{wi}-*, urgerm., 211, 288
sāt, awn., 181
sauil, got., 90, 323
sāwan, ae., 172
sax, awn., 150
scadoian, as., 116
(-)scaf, ahd., 270, 290
scata, ahd., 115, 118
scatewen, ahd., 116
scato, ahd., 96, 115, 117
scead, ae., 115, 118
sceadu, ae., 115, 118
(ofer)-sceadwian, ae., 116
schate, mhd., 117
Schönheit, nhd., 246
schoon, me., 309
Schwarzer, nhd., 292

- Schwert*, nhd., 306
-scipe, ae., 270
scissors, engl., 151
searu, -o, ae., 118
seckil, ahd., 139
**segi/az-*, urgerm., 37, 308
sehen, mhd., 180
**seh₁(i)-*, idg., 223
**seib-*, idg., 223
seil, awn. ahd., 139, 165
**sekH-*, idg., 150
sele, ae., 215
sēmen, lat., 161
sēo, ahd., 121
sesuō, lit., 74
sēve, mnd. mnl., 223
sib, *sip*, ahd., 222
**sibi-*, urgerm., 223
sibilīn, ahd., 223
**sid^h-os*, idg., 221
**sid^h-ú-*, idg., 221
sidus, got., 120
sif, as., 222
sife, ae., 215, 222, 266
sifen, mhd., 223
sige, ae., 215
siggwan, got., 212
(ubar-)sigirōn, ahd., 218
sigis, got., 97, 215
Sigo-, ahd., 83
sigr, awn., 97, 308
sigu, ahd., 83, 217
šilǎ-, ai., 189
sip, mhd., 223
sipen, mnl., 223
sippa, ahd., 273
situ, ahd., 221, 280
sjá, awn., 180
skadda, fär., 116
skadd(a), schwed., 116
skadu, as., 115
skadus, got., 34, 115, 120, 294, 313, 322
**skadwa-*, urgerm., 34, 117
*ufar-skadujan**, got., 116
skap, awn., 271
**skapi-*, urgerm., 271
(ga-)skapjan, got., 271
-skapr, awn., 271
skapis, got., 216
**(s)kel-*, idg., 189
skepfō, ahd., 271
skeppian, as., 271
**(s)keuh₁-*, idg., 217
-skipi, as., 266, 270
skodda, nisl., 116
skodde, no., 116
slag, awn. ahd., 189, 259
slaga, ahd., 259
-slagu, ae., 259
slahals, *slahuls*, got., 183
slegebrāwa, ahd., 175
slegi, as., 274
**sleh₁b-*, idg., 180
slēpan, got., 180
*smatīrþr**, got., 125
*smarna**, got., 174
smeoru, ae., 125
smero, ahd. as., 125
**smerwa-*, urgerm., 125
smiur, air., 125
smjōr, *smør*, awn., 125
snaiws, got., 119
sól, awn., 90
sōngr, awn., 123
soror, lat., 44, 74, 311
sōx, awn., 150
spaka, awn., 195
sparus, *sparum*, lat., 224
spāðl, *spāld*, ae., 223
sper, as. ahd., 224
spere, ae., 222, 266
sperilīn, ahd., 224
**speru-*, urgerm., 224
spiri, *spere*, *spēr*, afr., 224
spjōr, awn., 224
spura, ae., 147

stāla, ahd., 181, 257
stalu, ae., 181, 257
stedi, as., 263
steinloh, ahd., 188
stelan, ahd., 257
sterben, nhd., 22
stīg, ahd., 212
stīgan, ae., 213
stige, ae., 213
stīgr, awn., 212
strengðu, ae., 113
strīcan, ae., 180
strībhan, ahd., 180
strykva, awn., 180
sunna, awn. as. ahd., 90
sunno, got., 90, 323
sunus, got., 19, 51, 55, 118, 192, 237
suster, afr., 85
svætra, awn., 91
śvaśrūḥ, ai., 91
svqr, awn., 259
swaithra, got., 100, 241
swaithrō, got., 91, 102, 316
**swexran-*, urgerm., 101
swebur, ahd., 100, 102, 241
swert, ahd., 306
swestar, frührun., 73
systir, awn., 73

T

tag, ahd., 51, 55, 313
Tag, nhd., 17, 43, 111
talū, ae., 113
tand, as., 130
-tannr, awn., 136
**tānþ-*, **tund-*, urgerm., 130
**tek^w-*, idg., 119
Teppiche, nhd., 43
tēwe, mnd., 138
ṭe, ae., 111
**peḡ^w-a-*, urgerm., 119
þeibs, got., 217
θεός, gr., 144

*þius**, got., 119, 313, 315
þiwadu, got., 119
þō, got., 142
þykk, awn., 116
þyle, ae., 207
tīð, awn., 135
τῶ, att., 142
tō, awn., 138
Töchter, nhd., 43
tohter, ahd., 322
τομός, gr., 291
τόμος, gr., 291
tōnn, awn., 133, 311, 320
tooth, engl., 89, 302
tōð, ae., 89
touft, ahd., 213
träð, schwed., 174
trabt, ahd., 278
trabta, ahd., 278
Trauben, nhd., 43
trē, afr., 126
tré, awn., 126
trēow, ae., 126
trestir, ahd., 220
treu, as., 126
triggws, got., 120, 123
(-)triu, got., 19, 125
trod, e., 260
trodu, ae., 260
trota, ahd., 260
-troð, awn., 260
trpð, awn., 260
trust, ahd., 220
tuggō, got., 52
tunge, ae., 110
*tunþus**, got., 89, 129, 297, 315
turi, ahd., 147

U

udrá-, ai., 99
**uēid-*, idg., 89
**uēl-*, idg., 80
**uēlh₃-*, idg., 80

**uēn-*, idg., 207
**uēnH-*, idg., 206
úgleði, awn., 247
ukṣṇāh, ai., 200
ungen, lat., 161
unhulpa, got., 103, 292
unhulpō, got., 103, 292
Unterbrechung, nhd., 286
Unterbruch, nhd., 286
urlag, ahd., 272
urlagi, *urlogi*, as., 272
urliugi, *urlouge*, ahd., 272
ursus, lat., 203
ūs, ae., 111
*us-luk**, got., 95, 254
usstass, got., 19
us-waurpa, got., 254
ūtlah, *ūtlag*, ae., 187
**uz-laga-*, urgerm., 272
**uz-leugia-*, urgerm., 273

V

val, awn., 255, 286, 302
ván-as-, ai., 206
vangi, awn., 152
vanr, awn., 207
vater, mhd., 109
Vater, nhd., 310
vatn, awn., 34, 90, 96
velja, awn., 257
vellere, lat., 80
Vēni-, kelt., 209
venja, awn., 207
venus, lat., 206
Verhängnis, nhd., 32
Versäumnis, nhd., 32
verð, awn., 256
vidua, lat., 100
vin(r), awn., 135, 206
viðbein(a), awn., 167
völ, nisl., 256, 302
völlr, awn., 108, 301
volō, lat., 233

vondr, awn., 135, 191
(v)reiði, awn., 247
(v)reiðr, awn., 247

W

wæter, ae., 34
wagga-, got., 152
waips, got., 212
wair, got., 16
us-wairpan, got., 254
wal, me., 256
wala, ahd., 255, 286
**wala-*, urgerm., 258
*(ga-)waljan**, got., 257
**walō-*, urgerm., 258
waltant, ahd., 88
waltanto, ahd., 88
wanga, ahd. as., 153
Wange, nhd., 154
**wangōⁿ*, urgerm., 154
Wanst, nhd., 162
watō, got., 34, 90, 159
waúrd, got., 19, 56
waúrstw, got., 119
wazzar, ahd., 34, 96
wealdend, ae., 89
wedebēn, mnd., 167
weibs, got., 97
*weipan**, got., 212
*weitwōps**, got., 89
**wel-*, urgerm., 257
welī, ahd., 213
wellen, ahd., 257
wellian, as., 257
ge-wenian, ae., 207
gi-wennen, ahd., 207
werī, ahd., 213
widobān, ae., 167
widubēn, afr., 167
widuwo, got., 100
wigs, got., 212
wiljan, got., 233
wilwan, got., 254

wine, ae. afr., 46, 62, 206, 243
wini, as. ahd., 206, 322f.
Wini-, ogerm., 206
**wini-*, urgerm., 206, 283, 304
winia, ahd., 209
winiscaff(t), ahd., 209
**winna-*, urgerm., 207
witu, ahd., 188
wolk, westfr., 145
wonēn, ahd., 207
wonge, *wange*, ae., 153
word, ae., 307
wort, ahd., 306
Wort, nhd., 43, 306
*wōpeis**, got., 249
wracu, ae., 182, 257
wræc, ae., 209
wrāka, as., 182
*wraka**, got., 182, 257
wrakja, got., 237
wraks, got., 209, 212, 318
*wrikan**, got., 209, 257

wrist, engl., 162
Wulfila, got., 183
*wulla**, got., 174
wulþus, got., 120
wulwa, got., 254
wunna, ahd., 207
wunnia, as., 207
wunsc(h), ahd., 207
wuodi, ahd., 249
wuotī, ahd., 249, 286
**wurda^m*, urgerm., 158
wurm, ahd., 69
wynn, ae., 207
wyrm, ae., 69, 207

Z

zan, ahd., 136
zand/zant, ahd., 136
žirklės, lit., 151
zunga, ahd., 52, 62, 237
Zunge, nhd., 307, 310
Zweirad, nhd., 289
ζυγόν, gr., 26, 144